

**DE GRUYTER**  
OLDENBOURG

*Sönke Kunkel, Michael Homberg, Johanna Sackel,  
Martin Deuerlein, Jonas Klein (Hrsg.)*

# RÄUME IN DER INTERNATIONALEN GESCHICHTE



## **Räume in der Internationalen Geschichte**



# Räume in der Internationalen Geschichte

---

Herausgegeben von  
Sönke Kunkel, Michael Homberg, Johanna Sackel,  
Martin Deuerlein und Jonas Klein

**DE GRUYTER**  
OLDENBOURG

Diese Veröffentlichung wurde aus Mitteln für Open-Access-Publikationen der Freien Universität Berlin, der Universität Paderborn und der Universitätsbibliothek Potsdam gefördert, sowie aus Mitteln des Leibniz-Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam und der DFG.



ISBN 978-3-11-914568-8

e-ISBN (PDF) 978-3-11-221327-8

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-221356-8

DOI <https://doi.org/10.1515/9783112213278>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.

Die Creative Commons-Lizenzbedingungen für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (wie Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht im Original der Open-Access-Publikation enthalten sind. Es kann eine weitere Genehmigung des Rechteinhabers erforderlich sein. Die Verpflichtung zur Recherche und Genehmigung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

**Library of Congress Control Number: 2025943679**

#### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 bei den Autor\*innen, Zusammenstellung © Sönke Kunkel, Michael Homberg, Johanna Sackel, Martin Deuerlein und Jonas Klein, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston, Genther Straße 13, 10785 Berlin. Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über [www.degruyterbrill.com](http://www.degruyterbrill.com).

Einbandabbildung: cherezoff / iStock / Getty Images Plus

Satz: bsix information exchange GmbH, Braunschweig

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

[www.degruyterbrill.com](http://www.degruyterbrill.com)

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit:  
[productsafety@degruyterbrill.com](mailto:productsafety@degruyterbrill.com)

# Inhaltsverzeichnis

Sönke Kunkel, Michael Homberg, Johanna Sackel, Martin Deuerlein, Jonas Klein

**Einleitung: Internationale Geschichte nach dem *spatial turn* – Fragen,**

**Konzepte, Perspektiven — 1**

## Teil I: Raumpolitik

Christian Reitzenstein-Ronning

**Exil, Verbannungsstrafe und internationale Politik zwischen Republik und  
früher römischer Kaiserzeit — 35**

Sandra Schieweck-Heringer

**Herrschaftsgrenzen als Gegenstand von Außenbeziehungen: Die mittelalterliche  
iberische Vertragsdiplomatie in raumanalytischer Perspektive — 57**

Lena Oetzel

**To Build a Peace Congress: Frühneuzeitliche Friedenskongresse als  
diplomatische Handlungsräume: Raumtheoretische Überlegungen am  
Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses — 81**

## Teil II: Orte

Mathias Häußler

**Inszenierte Internationalität: Deutsche Kurstädte als exklusive Räume des  
modernen Tourismus, 1871–1914 — 105**

Till Knobloch

**Der Berghof als Ort außenpolitischer Entscheidungen — 125**

Lene Faust, Christian Franke

**Territorial (Re-) Configurations: The Catanese Market Fera o'luni facing  
globalization and European integration — 153**

## Teil III: **Imaginationen**

Alexandr Osipian

**“Novorossiya” in Russian spatial imaginaries from Catherine II to Putin — 179**

Katrin Kleemann

**Internationale Forschungsexpeditionen und die Vermessung des  
Meeresbodens im Südlichen Ozean im 19. und 20. Jahrhundert — 203**

Sönke Kunkel, Johanna Sackel

**Ressourcenräume: Seerecht, Geopolitik und Wissenschaftsdiplomatie  
zwischen den Seychellen, Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland  
um 1980 — 231**

**Liste der Beiträger:innen — 263**

Sönke Kunkel, Michael Homberg, Johanna Sackel, Martin Deuerlein, Jonas Klein

## Einleitung: Internationale Geschichte nach dem *spatial turn* – Fragen, Konzepte, Perspektiven

„Mehr als andere Geschichte verwirklicht sich die Geschichte der internationalen Beziehungen im Raum“, beobachtete Jürgen Osterhammel in einem im Jahr 2000 erschienenen, lange Zeit prägenden Kompendium zur Internationalen Geschichte in Deutschland.<sup>1</sup> An dieser Grundbedingung Internationaler Geschichte hat sich bis heute nichts geändert, ja, sie scheint aktueller denn je, hat doch der russische Eroberungskrieg in der Ukraine die Bedeutung von Grenzen und Grenzüberschreitungen, historisch-kulturellen Raumansprüchen und geopolitischen Auseinandersetzungen jüngst wieder verstärkt in das Bewusstsein gerückt. Als der Krieg in der Ukraine begann, endete mit der globalen Corona-Pandemie gerade eine andere weltpolitische Krise, die seit März 2020 zu einer Politik räumlicher Separierung und Distanzierung sowie einer Tirade nationalisticischer Schuldzuweisungen geführt hatte, im Zuge derer private Räume abgetrennt und ganze Staatsgebiete voneinander abgeschottet wurden.<sup>2</sup> Zugleich verband sich mit der Pandemie indes auch die Erkenntnis, wie eng die globalen Ströme von Menschen, Waren und Viren miteinander verflochten sind – eine Erkenntnis, die dazu zwingt, das Gewebe weltweiter Beziehungen nicht nur als ein Ganzes zu denken, sondern auch die Materialität und die Verletzlichkeit solcher Verbindungen stärker zu berücksichtigen. Inzwischen kommen neo-imperiale Raumansprüche auch – wie in den USA – in der Umbenennung ganzer Meeresbuchten, in der Besiedelung der israelisch-palästinensischen Grenzge-

---

<sup>1</sup> Jürgen Osterhammel, „Raumbeziehungen: Internationale Geschichte, Geopolitik und historische Geographie“, in *Internationale Geschichte: Themen – Ergebnisse – Aussichten*, hrsg. von Wilfried Loth und Jürgen Osterhammel (München: Oldenbourg, 2000), 287–308, Zitat auf 287. Für vielfältige und tatkräftige Hilfe und Unterstützung bei der Vorbereitung dieses Bandes danken wir ganz herzlich: Cyntia Kossmann, Yulia Maximenkova, Iva Fehr, Maren Thölking und Jessica Singh.

<sup>2</sup> Malte Thießen, *Auf Abstand: Eine Gesellschaftsgeschichte der Coronapandemie* (Frankfurt am Main: Campus, 2021); Adam Tooze, *Welt im Lockdown: Die globale Krise und ihre Folgen* (München: Beck, 2021). Vgl. dazu auch die Rezensionessays von Malte Thießen (<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-94205>) und Laetitia Lenel, „Krise als Dauerzustand. Die Corona-Pandemie in der Geschichte der Gegenwart“, *Neue Politische Literatur* 68 (2023): 1–16.

biete oder in Plänen zur Besetzung der Arktis zum Ausdruck. Räume spielen derweil auch in vielen anderen Kontexten internationaler Beziehungen eine wichtige Rolle, etwa in den hitzigen Debatten um globale Migrationsströme und den europäischen oder US-amerikanischen Grenzschutz, in den Verhandlungen um die rechtliche Ordnung von bisher unregulierten Meeresräumen oder in den Auseinandersetzungen um die Regulierung digitaler Räume mitsamt der geopolitisch prekären Frage, wer den Zugang zu und die Kontrolle von Daten hält. Nicht zuletzt mit der „Re-Territorialisierung“ des Internets wird der weltweite Geltungsanspruch des World Wide Web infrage gestellt, wobei gerade autokratische Regime mediale Blackouts nutzen, um grenzüberschreitende Verbindungen zu kappen. Und schließlich stellen sich angesichts des rasch voranschreitenden Klimawandels Fragen nach einer Politik planetarischer Tragweite im Zeichen des Anthropozän, die das ihre zur Politisierung und Globalisierung von „Raum-Fragen“ beitragen.<sup>3</sup>

Räume, so deuten diese Beispiele an, prägen und gestalten internationale Beziehungen in verschiedener Weise: sie sind Bezugspunkte des Denkens historischer Akteure, werden durch das transnationale Handeln von Organisationen und gesellschaftlichen Akteuren verändert, und haben als Handlungs- und Imaginationsräume zudem vielfältig auf die Geschichte der (Außen-)Beziehungen zwischen Staaten und anderen Gemeinwesen eingewirkt. Wie aber verändert sich unser Denken und unser Verständnis von Räumen, wenn wir diese durch das Prisma der Internationalen Geschichte betrachten? Wie lassen sich Fragestellungen der Internationalen Geschichte mit den heterogenen Ansätzen aus anderen Feldern und Disziplinen in Beziehung setzen? Und welche neuen Fragen ergeben sich für die Internationale Geschichte, wenn sie systematisch auf die Dimensionen des Räumlichen Bezug nimmt?

Ausgehend von diesen Grundfragen versammelt der vorliegende Band, der aus der 5. Jahrestagung der Arbeitsgruppe Internationale Geschichte des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands hervorgeht, ein breites Panorama an Beiträgen aus allen Epochen – von der Alten Geschichte bis zur Zeitgeschichte –, die in exemplarischer Weise verschiedene methodische und

---

<sup>3</sup> Jan C. Jansen und Simone Lässig (Hrsg.), *Refugee Crises, 1945–2000: Political and Societal Responses in International Comparison* (Cambridge: Cambridge University Press, 2020); Margaret E. Roberts, *Censored: Distraction and Diversion Inside China's Great Firewall* (Princeton: Princeton University Press, 2018); Iris Schröder und Sabine Höhler (Hrsg.), *Welt-Räume: Geschichte, Geographie und Globalisierung seit 1900* (Frankfurt am Main: Campus, 2005); Alexander C. T. Geppert, *Militarizing Outer Space: Astroculture, Dystopia and the Cold War* (London: Palgrave, 2021). Zur planetarischen Politik siehe auch Bruno Latour, *Das terrestrische Manifest* (Berlin: Suhrkamp, 2018).

konzeptionelle Zugänge erproben. Der Band akzentuiert dabei vor allem drei Schwerpunkte: Raumpolitik, Raumvorstellungen und die Rolle von spezifischen Orten. Die Autor:innen beziehen dazu wahlweise die materielle Dimension des Raumes mit ein, betrachten den Raum als epistemologische oder heuristische Kategorie, spielen mit dem Begriff des ‚Ortes‘ die Skalierung von Untersuchungsebenen (Mikro-/Meso-/Makro-) durch und thematisieren die überlappenden Prozesse und Formen von Räumlichkeit, die an Orten zusammenkommen. Sie fragen dazu sowohl nach den durch Räume vorgegebenen Strukturierungen (*facing space*) als auch nach der Prägekraft internationaler Politik und Diplomatie auf physische und imaginäre Räume (*doing space*) und verschränken so zugleich ein Interesse an Diskursen und Praktiken. Gemeinsam gehen die Beiträge aus der Perspektive des *spatial turns* davon aus, dass Räume weniger als gegebene, statische, denn als konstruierte, sich wandelnde Gebilde angesehen werden müssen.<sup>4</sup> Zugleich reflektieren sie den Umstand, dass sich der Raumbegriff dank wertvoller interdisziplinärer Vorarbeiten diversifiziert und im Zuge dessen von seinen geographischen und geopolitischen Bezugsrahmen emanzipiert hat. Ein Anliegen des Bandes ist dabei, zu fragen, worin die spezifischen Eigenheiten eines aus dem Feld der Internationalen Geschichte kommenden Ansatzes liegen könnten.

## Raumgeschichte: Fragen und Rahmungen

Die zentrale Bedeutung, die Räume in der Geschichte der Beziehungen zwischen Staaten und anderen Gemeinwesen von der Antike bis in die Zeitgeschichte spielen, ist heute kaum mehr strittig, zumal sich die Teildisziplin der „Internationalen Geschichte“ bereits dem Namen nach durch ein raumbezogenes Verständnis dieser Beziehungen auszeichnet. Allerdings wird der vielfach apostrophierte Raumbezug nur in wenigen Studien empirisch oder systematisch ausgearbeitet. Viele Monographien streifen Raum-Probleme, stellen sie aber

---

<sup>4</sup> Der Gedanke einer sozialen „Produktion“ von Räumen durch Wissen und Denkweisen, Kapital und Technologie durchzog bereits die kanonischen Werke des Soziologen Henri Lefebvre Mitte der 1970er Jahre, in denen sich physische, mentale und soziale Dimensionen des Raumes verschränken. Zum Konstruktionscharakter von Räumen im Allgemeinen und der Adaption des *spatial turns* in Geschichts- und Kulturwissenschaften im Besonderen vgl. Jörg Döring und Tristan Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (Bielefeld: Transcript, 2008); Martin G. Fuller und Martina Löw, „An Invitation to Spatial Sociology“, *Current Sociology* 65, 4 (2017): 469–491; Susanne Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen* (Frankfurt am Main: Campus, 2013), 47–53, 107–121.

nicht in den Mittelpunkt der Analyse. Zentrale Sammelbände und Einführungen zur Internationalen Geschichte wiederum thematisieren sie nur punktuell und konzentrieren sich zugleich meistens auf das 19. und 20. Jahrhundert. So weist der einschlägige, bereits vor über zwei Jahrzehnten von Eckart Conze, Ulrich Lappenküper und Guido Müller herausgegebene Band zur *Geschichte der internationalen Beziehungen* mit Johannes Paulmanns Beitrag nur *einen* Beitrag zu Räumen aus.<sup>5</sup> Die vor inzwischen einer Dekade von Jost Dülffer und Wilfried Loth herausgegebene Zwischenbilanz zu den *Dimensionen internationaler Geschichte* verzeichnet sogar keinen einzigen Beitrag mehr, der die Kategorie Raum in den Fokus rückt, Gleichermaßen gilt für den 2023 erschienenen Band von Arvid Schors und Fabian Klose.<sup>6</sup> Barbara Haider-Wilson weist in einer vorzüglichen, epochenübergreifenden Darstellung zur Internationalen Geschichte immerhin explizit auf die Bedeutung von Räumen hin, belässt es dann aber dabei.<sup>7</sup> Dagegen bietet der einflussreiche, mittlerweile in der dritten Auflage vorliegende Methodenband *Explaining the History of American Foreign Relations* zwar zwei Beiträge zu Grenzen und Grenzziehungen, bei genauer Betrachtung entpuppt sich Emily Rosenbergs Beitrag zu *borders* aber als Diskussion gängiger Forschungen zur transnationalen Geschichte des US-Empire. Nathan Citinos Beitrag zu *frontiers* ist dagegen näher am Thema, konzeptionelle Fragen von Räumlichkeit spielen aber auch hier nur eine untergeordnete Rolle.<sup>8</sup>

---

5 Johannes Paulmann, „Grenzüberschreitungen und Grenzräume: Überlegungen zur Geschichte transnationaler Beziehungen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Zeitgeschichte“, in *Geschichte der internationalen Beziehungen: Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin*, hrsg. von Eckart Conze, Ulrich Lappenküper und Guido Müller (Köln: Böhlau, 2004), 169–196. Paulmann versteht unter Grenzräumen „Handlungsfelder (...), in denen Vertreter und Vertreterinnen verschiedener Herkunft aus ähnlichen oder unterschiedlichen Motiven zusammentrafen, um ein bestimmtes Interesse in mehr oder weniger festen Formen transnational zu verfolgen“ (S. 183), betont also vor allem den metaphorischen Aspekt von Grenzräumen und fokussiert sich im Besonderen auf Kulturtransfers.

6 Jost Dülffer und Wilfried Loth (Hrsg.), *Dimensionen internationaler Geschichte* (München: Oldenbourg, 2014); Arvid Schors und Fabian Klose (Hrsg.), *Wie schreibt man Internationale Geschichte? Empirische Vermessungen zum 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt am Main: Campus, 2023).

7 Barbara Haider-Wilson, „Humpty Dumpty, die Geschichtswissenschaft und der Pluralismus: Einlassung auf die historische Subdisziplin ‚Internationale Geschichte‘“, in *Internationale Geschichte in Theorie und Praxis/International History in Theory and Practice*, hrsg. von Barbara Haider-Wilson, William D. Godsey und Wolfgang Mueller (Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2017), 7–62.

8 Emily Rosenberg, „Considering Borders“, in *Explaining the History of American Foreign Relations*, hrsg. von Frank Costigliola und Michael Hogan (New York: Cambridge University Press, 2016), 188–202; Nathan J. Citino, „The Global Frontier: Comparative History and the Frontier-Borderlands Approach“, in ebd., 168–187.

Die Zurückhaltung im Versuch, den Raum der komplexen Beziehungen zwischen Staaten und anderen Gemeinwesen konzeptionell zu vermessen, mag sich auch daraus erklären, dass bereits die Frage, was eigentlich unter „Internationaler Geschichte“ – zumal in transepochaler Perspektive – zu verstehen sei, zu anachronistischen Schlüssen verleiten mag. Erschwerend kam hinzu, dass die Geschichtsschreibung solcher internationaler Beziehungen, wie Wilfried Loth im Jahr 2000 pointierte, über viele Jahre „in der Tradition des Historismus mit seiner Fixierung auf die ‚Große Politik‘“ stand und gerade die Diplomatiegeschichte als „innovationsresistent“ galt.<sup>9</sup> Inzwischen hat sich dies erkennbar gewandelt, auch dank der Durchsetzung einer „Neuen Diplomatiegeschichte“ und ihrer kulturhistorischen Erweiterung des Felds des Politischen, noch weitreichender aber im Zuge der Neukonzeption des Felds der Internationalen Geschichte als Geschichte vielgestaltiger Außenbeziehungen, die schon die Vormoderne auszeichnen.<sup>10</sup> So ist das Erkenntnisinteresse deutlich über die Betrachtung zwischenstaatlicher Interaktionen von Regierungen und anderen staatlichen Akteuren hinausgewachsen. Im Kern steht, in enger Verbindung zu transnationalen und globalen Ansätzen, inzwischen die Untersuchung der politischen Bedeutung von Interaktionen über Grenzen.<sup>11</sup> Diese Ausweitung des Verständnisses des Felds zielt dabei ausdrücklich über das Zeitalter des Nationalstaats hinaus, um den Wandel politischer Interaktionen von der Antike bis zur Gegenwart zu explorieren. Indem hier Räume relational und d. h. als Ergebnis von Konstruktionsleistungen verstanden werden, die politisches Handeln rahmen, soziale Gefüge prägen und stetig (re-)produzieren,<sup>12</sup> möchte dieser Band dazu beitragen, die Internationale Geschichte noch stärker als ein „pluralistisches Forschungsprogramm“<sup>13</sup> zu konturieren, das starre Epochengrenzen

<sup>9</sup> Wilfried Loth, „Einleitung“, in *Internationale Geschichte*, hrsg. von Loth und Osterhammel, VII–XIV, hier: VII; vgl. auch Hillard von Thiessen, „Geschichte der Außenbeziehungen/Neue Diplomatiegeschichte“, in *Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit: Geographische und historische Imaginationen*, hrsg. von Susan Richter, Michael Roth und Sebastian Meurer (Heidelberg: Heidelberg University Publishing, 2017), 315–323, hier: 315.

<sup>10</sup> Ebd. sowie Christian Windler und Hillard von Thiessen (Hrsg.), *Akteure der Außenbeziehungen: Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel* (Köln: Böhlau, 2010). Vgl. dazu auch die weiteren Bände der Reihe *Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven*, hrsg. von André Krischer, Barbara Stollberg-Rilinger, Hillard Thiessen und Christian Windler bei Böhlau.

<sup>11</sup> Axel Körner, „Transnational History: Identities, Structures, States“, in *Internationale Geschichte in Theorie und Praxis*, hrsg. von Haider-Wilson, Godsey und Mueller, 265–290.

<sup>12</sup> Susanne Rau, „Die Vielfalt des Räumlichen: Stand und Perspektiven der frühneuzeitlichen Raumforschung“, *Frihneuzeit-Info* 28 (2017): 75–86, hier: 75.

<sup>13</sup> So Jost Dülffer und Wilfried Loth, „Einleitung“, in *Dimensionen internationaler Geschichte*, hrsg. von Dülffer und Loth, 1–8, hier: 5.

und Akteurskategorien überwindet. Der vorgeschlagene Ansatz zielt darauf ab, die betrachteten Untersuchungsräume – abhängig von zeitlichen Kontexten und variierenden thematischen Schwerpunktsetzungen – neu zu skalieren.

Gerade der Blick in die historische Forschung zur Antike, zum Mittelalter und zur Frühen Neuzeit zeigt, von welcher überragenden Bedeutung Raum-Fragen in transepochaler Perspektive sind. Arbeiten wie Ernst Baltruschs Geschichte der Außenpolitik in der Antike thematisieren Interaktionen zwischen Reichen und Herrschaftsräumen, wenngleich sie nicht explizit die Verräumlichung dieser Interaktionen untersuchen.<sup>14</sup> Gleichzeitig interessiert sich ein traditioneller Forschungsstrang antiker Geschichte für die Mechanismen und Strategien räumlicher Herrschaftsorganisation insbesondere im Römischen Reich.<sup>15</sup> Das *Imperium Romanum*, stellt Christian Reitzenstein-Ronning fest, kannte zwar keine „konsistente Raumvorstellung“ im Sinne einer geschlossenen territorialen Herrschaft – eher dachte man es als einen offenen Raum mit vielen „*untidy frontiers*“ –, aber Versuche zur Entwicklung einer „Geographie des Imperiums“ und eine entsprechende Raumpolitik gab es dennoch, wie auch sein Beitrag zu diesem Band zeigt.<sup>16</sup> Josef Wiesehöfer benennt als Desiderate der Forschung raumbezogene Themen wie Identitäten in „griechisch-orientalischen Grenzräumen“ oder Migrationen und Deportationen zwischen „politischen Entitäten und Kulturräumen.“<sup>17</sup>

Auch in der Mittelalterforschung wird Raumgeschichte betrieben. Spielte sie 2002 in einem einschlägigen Band über *Auswärtige Politik und internationale Beziehungen im Mittelalter* um die Jahrtausendwende noch keine große Rolle, so haben einige Studien sie seither verstärkt ins Zentrum gestellt.<sup>18</sup> Manche dieser Arbeiten untersuchen, in den Worten Martin Kintzingers, „Prozesse der Raumerschließung (...) anhand der Etablierung kirchlicher Verwaltungs- und

**14** Ernst Baltrusch, *Außenpolitik, Bünde und Reichsbildung in der Antike* (München: Oldenbourg, 2008).

**15** Forschungen dazu zusammengefasst in ebd., 173–176.

**16** Christian Reitzenstein-Ronning, *Exil und Raum im antiken Rom* (München: Beck, 2023), 98–99.

**17** Josef Wiesehöfer, „Alte Geschichte und Internationale Geschichte“, in *Internationale Geschichte in Theorie und Praxis*, hrsg. von Haider-Wilson, Godsey und Mueller, 65–80, hier: 78–79. Für eine transepochal angelegte Typologie historischer Räume vgl. zudem Franz Irsigler, „Zentrum, Grenze und Achse als Elemente einer historischen Raumtypologie“, in *Zwischen Maas und Rhein: Beziehungen, Begegnungen und Konflikte in einem europäischen Kernraum von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert. Versuch einer Bilanz*, hrsg. von Franz Irsigler (Trier: Kliomedia, 2006), 11–26, hier: 22.

**18** Martin Kintzinger, Dieter Berg und Pierre Monnet (Hrsg.), *Auswärtige Politik und internationale Beziehungen im Mittelalter (13. bis 16. Jahrhundert)* (Bochum: Winkler, 2002).

Kommunikationsstrukturen“ oder entwickeln Perspektiven einer „Raumgeschichte der Universität“ als Ort fernräumlicher Vernetzung.<sup>19</sup> Zumeist geht es aber um die Geschichte von Grenzen und Grenzräumen.<sup>20</sup> Andreas Rutz schlägt in seiner Geschichte territorialer Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich einen Bogen bis in die Frühe Neuzeit und beschreibt die elementare Bedeutung von Karten, physischen Markierungen und symbolischen Politikformen wie Grenzbereitungen für die Konstruktion und Herstellung von Herrschaftsräumen.<sup>21</sup> Zwei Sammelbände zu frühneuzeitlichen Außenbeziehungen ergänzen diese Perspektiven um einen raumhistorischen Zugriff, der Höfe, Reichstage und (Friedens-)Kongresse als „diplomatische Erfahrungsräume und Orte der Wissensgenerierung“ untersucht.<sup>22</sup> Gerade solche bereits vorliegenden Ansätze demonstrieren den Wert eines übereopchalen Horizonts in der Geschichte der Außenbeziehungen, so wie er auch in diesem Band eingenommen werden soll.

Reflektionen über Räume finden sich derweil aber auch in den Nachbarfeldern der Internationalen Geschichte.<sup>23</sup> Neuere Studien aus der *Global Urban History* etwa beleuchten Hafenstädte als vielfältige „Ankerpunkte der Verflech-

<sup>19</sup> Zitat aus: Martin Kintzinger, „Raumgeschichte der Universität im europäischen Mittelalter“, *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 23 (2020): 29–53, hier: 42. Von den dort erwähnten Studien vgl. etwa Jochen Johrendt und Harald Müller (Hrsg.), *Rom und die Regionen: Studien zur Homogenisierung der lateinischen Kirche im Hochmittelalter* (Berlin: De Gruyter, 2012).

<sup>20</sup> Vgl. etwa: Luca Zenobi, *Borders and the Politics of Space in Late Medieval Italy: Milan, Venice, and their Territories* (Oxford: Oxford University Press, 2023); Nils Bock, Georg Jostkleigrewe und Bastian Walter (Hrsg.), *Faktum und Konstrukt: Politische Grenzziehungen im Mittelalter. Verdichtung – Symbolisierung – Reflexion* (Münster: Rhema, 2011); Klaus Herbers und Nikolas Jaspert (Hrsg.), *Grenzräume und Grenzüberschreitungen im Vergleich: Der Osten und der Westen des mittelalterlichen Lateineuropa* (Berlin: Akademie-Verlag, 2007).

<sup>21</sup> Andreas Rutz, *Die Beschreibung des Raums: Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich* (Köln: Böhlau, 2018), bes. 28–34.

<sup>22</sup> Guido Braun (Hrsg.), *Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit: Erfahrungsräume und Orte der Wissensproduktion* (Berlin: De Gruyter, 2018); Christian Windler (Hrsg.), *Kongressorte der Frühen Neuzeit im europäischen Vergleich: Der Friede von Baden (1714)* (Köln: Böhlau, 2016). Andere maßgebliche Studien, etwa die Bände in der Reihe *Externa: Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven*, verzichten allerdings auf eine raumhistorische Perspektivierung.

<sup>23</sup> Vgl. neben den im Folgenden diskutierten Arbeiten auch: Christof Dipper und Lutz Raphael, „„Raum“ in der Europäischen Geschichte: Einleitung“, *Journal of Modern European History* 9 (2011): 27–41; Christoph Nübel, „Raum in der Militärgeschichte und Gewaltgeschichte: Probleme, Ergebnisse und neue Felder der Forschung“, *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 73 (2014): 285–307.

tung“<sup>24</sup> oder untersuchen, wie globale Entwicklungspolitik Stadträume geprägt und verändert hat.<sup>25</sup> Eine Arbeit wie Michael Goebels *Anti-Imperial Metropolis* entwirft die Globalgeschichte der Dekolonialisierung nicht mehr von den politischen Ideen her, die sie getragen haben, sondern dreht die Perspektive um und verortet die Entstehung dieser Ideen im sozialen, alltäglichen Raum des kolonialen Paris der Zwischenkriegszeit.<sup>26</sup> Andere Vorhaben setzen großflächiger an. So untersuchen Matthias Middell, Katja Naumann und die Forscher:innen des Leipziger SFB 1199 seit einigen Jahren „Verräumlichungsprozesse unter Globalisierungsbedingungen.“ Globalisierung begreifen sie hier als einen dialektischen Prozess der „De- und Reterritorialisierung,“ für den die Herausbildung und der Wandel von Territorialitätsregimen und Raumformationen konstitutiv ist. Untersucht werden die globalen Knotenpunkte, Umbrüche und Krisen solcher Regime, also jene globalen „historischen Momente und Situationen, in denen über die Raumbezüge eines gesellschaftlichen Zusammenhangs neu entschieden wird.“<sup>27</sup> Roland Wenzlhuemer betont demgegenüber die Bedeutung von Verbindungen in der Globalgeschichte und zeigt, dass globale Verbindungen jeweils eine Pluralität unterschiedlicher, sich überlappender Raumordnungen hervorbringen.<sup>28</sup> Raumgeschichte, argumentieren Iris Schröder und Sabine Höhler, lässt sich aber auch als eine „Kulturgeschichte der Globalität“ konzipieren.<sup>29</sup>

Auch in der Kolonialgeschichte ist der „Raum“ mittlerweile eine etablierte Kategorie, abzulesen etwa an den vielen Untersuchungen zur Geschichte der

---

**24** Lasse Heerten, „Ankerpunkte der Verflechtung: Hafenstädte in der neueren Globalgeschichtsschreibung“, *Geschichte und Gesellschaft* 43 (2017): 146–175.

**25** Marc Frey, Sönke Kunkel und Nancy Kwak (Hrsg.), „Transforming Cities: Urbanization and International Development in Africa and Latin America since 1945“, *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 30 (2020): 10–159.

**26** Michael Goebel, *Anti-Imperial Metropolis: Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism* (New York: Cambridge University Press, 2015).

**27** Zitiert nach Matthias Middell, „Der Spatial Turn und das Interesse an der Globalisierung der Geschichtswissenschaft“, in *Spatial Turn*, hrsg. von Döring und Thielmann, 103–124; siehe auch: Matthias Middell und Katja Naumann, „Global History and the Spatial Turn: From the Impact of Area Studies to the Study of Critical Junctures of Globalization“, *Journal of Global History* 5 (2010): 149–170.

**28** Roland Wenzlhuemer, *Globalgeschichte schreiben: Eine Einführung in sechs Episoden* (Konstanz: UVK, 2017), Kapitel 3.

**29** Schröder und Höhler (Hrsg.), *Welt-Räume*. Siehe auch Iris Schröder, *Das Wissen von der ganzen Welt: Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790–1870* (Paderborn: Schöningh, 2011).

kolonialen Kartographie.<sup>30</sup> Eine neuere Arbeit von Ulrike Jureit zeigt, wie sich in Kolonialkarten imperiale Vorstellungen eines „leeren Raumes“ niederschlugen und damit die koloniale Landnahme legitimierten.<sup>31</sup> Felix Schürmann untersucht die vielen im 19. Jahrhundert kursierenden Karten der Kongo-Mündung, mit denen sich imperiale Projektionen, konkrete Handelsinteressen und nicht zuletzt eine Geschichte kolonialer Gewalt verbanden.<sup>32</sup> Andere Karten hingegen verschleierten bewusst koloniale Herrschaftszusammenhänge, wie Daniel Immerwahr am Beispiel der *logo map of the United States* illustriert, auf der Gebiete wie Puerto Rico und die vielen anderen „*outlying areas*“ nicht zu sehen sind.<sup>33</sup> Jenseits von Karten untersuchen Kolonialhistoriker:innen aber auch ganz konkret die Muster und Strategien kolonialer Raumordnung, etwa am Beispiel des kolonialen Städtebaus.<sup>34</sup>

Nachbardisziplinen bieten weitere Ansatzpunkte, um über die Rolle von Räumen nachzudenken, und haben den seit den 1990er Jahren auch für die Geschichtswissenschaft zentralen *spatial turn* entscheidend vorangetrieben. So untersucht etwa die Historische Geographie „vergangene räumliche Wirkungsgefüge“ und „raumrelevante Prozesse menschlicher Aktivitäten“.<sup>35</sup> Susanne Rau differenziert hier zwischen einer „altgeographischen“ Strömung, bei welcher der „Erdraum“ im Zentrum der Betrachtung steht, und solchen Forschungen, die sozial- oder humangeographische Konzepte verarbeiten.<sup>36</sup> Zu Ersterer

<sup>30</sup> James R. Akerman, *The Imperial Map: Cartography and the Mastery of Empire* (Chicago: Chicago University Press, 2009); Neil Smit und Anne Godlewska (Hrsg.), *Geography and Empire: Critical Studies in the History of Geography* (Oxford: Oxford University Press, 1996); Moritz von Brescius, *German Science in the Age of Empire: Enterprise, Opportunity and the Schlagintweit Brothers* (Cambridge: Cambridge University Press, 2019).

<sup>31</sup> Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert* (Hamburg: Hamburger Edition, 2012), 118–120.

<sup>32</sup> Felix Schürmann, „Vom Kopf der Schlange zur Einheit der Welt: Kartierungen verschwimmender Übergänge an der Kongo-Mündung, 1859–1887“, in *Jenseits des Terrazentrismus: Kartographien der Meere und die Herausbildung der globalen Welt*, hrsg. von Iris Schröder, Felix Schürmann und Wolfgang Struck (Göttingen: Wallstein, 2022), 267–302.

<sup>33</sup> Daniel Immerwahr, *How to Hide an Empire: A History of the Greater United States* (New York: Farrar, Straus and Giroux, 2019).

<sup>34</sup> Carl Nightingale, *Segregation: A Global History of Divided Cities* (Chicago: Chicago University Press, 2012). Vgl. auch: Nadin Heé und Ulrike Schaper, „Herrschraum und Raumbeherrschung: Raum in der deutschen und japanischen Kolonialherrschaft“, in *Transdisziplinäre Governanceforschung*, hrsg. von Sybille de la Rosa, Ulrike Höppner und Matthias Kötter (Baden-Baden: Nomos, 2008), 35–58.

<sup>35</sup> Winfried Schenk, *Historische Geographie* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2011), 1.

<sup>36</sup> Rau, *Räume*, 71.

ist die Rolle des Faktors Raum in Kenneth Pomeranz' Studie zur *great divergence* zwischen Europa und China zu zählen, die Unterschiede in Ökologie und Landressourcen einbezieht, ohne den Raumaspekt zu explizieren.<sup>37</sup> Im historisch-geographischen Materialismus, wie ihn u. a. Henri Lefebvre und David Harvey vertreten, ist Raum abhängig von der sozialen Praxis.<sup>38</sup> Bernd Belina systematisiert diese räumliche Praxis, indem er vier Raumdimensionen herausstellt: Erstens die physische Materialität und Bedeutung, zweitens die Produktion und Aneignung, drittens die Raumformen und viertens die Relevanz räumlicher Praxis bzgl. Kapital, Staat, Identität.<sup>39</sup> Auch die politische Geographie stellt wichtige Werkzeuge bereit. Handlungsorientierte Ansätze untersuchen historische Raumkonstruktionen und fragen unter dem Dach des „*Terrains of Resistance*-Ansatz“, wie sich Mikroanalysen von Raumkonflikten durchführen lassen. Poststrukturalistische Ansätze liefern Modelle für die Analyse von raumbezogenen Identitätskonstruktionen, Macht-Wissens-Komplexen und Techniken des Regierens durch Raumordnung und Raumplanung. Mit Ansätzen aus der *Radical Geography* lassen sich Fragen der historischen Entstehung von sozialräumlicher Ungleichheit im globalen Maßstab bearbeiten.<sup>40</sup> In der Raumsoziologie wiederum hat Martina Löw ihre, auf Antony Giddens, Strukturierungstheorie aufbauenden, Überlegungen zum Konzept des *spacing* jüngst weiterentwickelt und Ansätze einer raumbezogenen Stadtsoziologie entworfen, mittels derer sich auch nicht-territoriale Raumformen untersuchen lassen.<sup>41</sup> Im Vergleich dazu sind raumtheoretische Ansätze in der Disziplin der Internationalen Beziehungen noch unterbewertet, Vertreter:innen einer Raumwende wie Susanne Buckley-Zistel zeigen aber, dass sich entlang der Kategorie Raum neue Schlaglichter auf Themen wie Grenzen, soziale Bewegungen, Gewalt oder die Verflechtungen zwischen dem Lokalen und dem Globalen werfen lassen.<sup>42</sup>

Arbeiten und Ansätze wie diese umreißen exemplarisch das Feld der Themen und Möglichkeiten, das sich für Internationale Geschichte eröffnet, wenn

<sup>37</sup> Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence: China, Europe, and the Making of the Modern World Economy* (Princeton: Princeton University Press, 2000).

<sup>38</sup> Vgl. David Harvey, *Spaces of Capital: Towards a Critical Geography* (New York: Routledge, 2012); Henri Lefebvre, *State, Space, World* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2009).

<sup>39</sup> Bernd Belina, *Raum: Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus* (Münster: Westfälisches Dampfboot, 2013), 25.

<sup>40</sup> Paul Reuber, *Politische Geographie* (Stuttgart: UTB, 2012).

<sup>41</sup> Martina Löw, *Vom Raum aus die Stadt denken: Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie* (Bielefeld: Transcript, 2018), und zuvor Martina Löw, *Raumsoziologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001).

<sup>42</sup> Susanne Buckley-Zistel, *Raum in den Internationalen Beziehungen: Ein Überblick* (Wiesbaden: Springer, 2021).

sie ihr Augenmerk auf die Rolle von Räumen legt. Gleichzeitig fällt auf, dass sich wenige der bereits vorliegenden historischen Arbeiten der Internationalen Geschichte zuordnen. Sie sind in diesem Sinne gute Nachbarn, die ein gemeinsames Interesse an der „Überwindung nationalstaatlicher Fixierung und disziplinärer Engführung“<sup>43</sup> teilen, sich ihre Gesprächspartner:innen aber einstweilen woanders suchen. Wo das Gespräch über Räume Forschungen zur Internationalen Geschichte hinführen könnte, wie es sich an laufende Debatten und Forschungen in Nachbarfeldern anschließen ließe und ob sich unser Nachdenken über Räume ändert, wenn wir sie mit den Mitteln und Methoden Internationaler Geschichte zu begreifen versuchen, bleibt noch auszuloten und soll daher in diesem Band in ersten Grundzügen angegangen werden.

## Konzepte

### (1) Territoriale Ordnung

Internationale Geschichte kann sich von unterschiedlichen Fixpunkten aus der Rolle des Räumlichen nähern. Oft steht hier die Vorstellung von „Territorialität“ am Anfang, worunter sich die Summe derjenigen Eigenschaften versteht, die sich aus der „Kontrolle eines abgegrenzten politischen Raums“ ergeben.<sup>44</sup> Sie ist ein „historisch spezifisches Set von Strategien und Narrativen, um politischen Raum zu ordnen, zu verwalten und zu beschreiben“.<sup>45</sup> Klassisch wird die Ablösung personaler Herrschaft durch den Flächenstaat seit dem Spätmittelalter zusammen mit der Entstehung linearer Grenzen als ein zentraler Aspekt von Herrschaftsverdichtung und „Territorialisierung“ damit als ein wichtiges Kennzeichen der Entstehung moderner Staatlichkeit angesehen. Jüngere Forschungen haben solche Narrative verstärkt hinterfragt und argumentieren, wie Andreas Rutz für das Alte Reich, dass es einerseits im frühen und hohen Mittelalter bereits Formen räumlicher Herrschaft und mitunter lineare territoriale Grenzziehungen gegeben habe, während andererseits bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein nicht nur Elemente personenbezogener Herrschaft sowie sich über-

<sup>43</sup> Arvid Schors und Fabian Klose, „Wie schreibt man Internationale Geschichte?“, *Internationale Geschichte*, hrsg. von Schors und Klose, 13–36, hier: 19.

<sup>44</sup> Charles S. Maier, „Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era“, *American Historical Review* 105 (2000): 807–831, hier: 808.

<sup>45</sup> Steffi Franke, „Introduction: Border Research in a Global Perspective“, *Comparativ* 17 (2007) 4: 7–15, hier: 7.

schneidende Rechte und Unklarheiten über konkrete Grenzverläufe, sondern auch mündlich-symbolische Verfahren der Beschreibung und Markierung von Raum weiterhin relevant geblieben seien.<sup>46</sup>

Doch erst allmählich im 18. und besonders im 19. Jahrhundert seien, so Andrea Komlosy, solche inzwischen negativ als „zersplittert“ bezeichneten Mehrebenensysteme überlappender Herrschaftsrechte endgültig von einer „flächenhaften Homogenisierung politischer Macht“ abgelöst worden.<sup>47</sup> In einem einflussreichen Aufsatz hat der Historiker Charles Maier „Territorialität“ daher zu einem Schlüsselbegriff für die Periodisierung des 19. und 20. Jahrhunderts erklärt. Ab den 1860er Jahren habe sich nicht nur in Europa, sondern sukzessive auch in anderen Weltregionen im Zusammenspiel von Industrialisierung, technologischer Entwicklung, Nationalismus und Verdichtung staatlicher Herrschaft eine „historische Formation“ etabliert, in der ein klar umgrenzter geografischer Raum als Basis und Bezugsrahmen für politische „Macht“ und kollektive „Identität“ gedient habe. Das neuartige Leitbild jener Zeit sei es gewesen, politische Organisation („*decision space*“) und sozio-kulturelle Zugehörigkeit („*identity space*“) möglichst deckungsgleich zu setzen und den territorial abgesteckten Raum vollständig zu kontrollieren und zu durchdringen. Ab den späten 1960er Jahren sei es zu einer erneuten „Rekonfiguration von Territorialität“ gekommen, mit der „Territorium“ nicht nur neu gedacht worden sei, sondern als politische oder ökonomische Ressource angesichts technologischer Entwicklungen, Migrationsbewegungen und wachsender ökonomischer Verflechtung als politische oder ökonomische Ressource an Bedeutung verloren habe.<sup>48</sup>

Fragen von Territorialität sind in der Internationalen Geschichte bisher unterschiedlich behandelt oder intensiv theoretisch-methodisch reflektiert worden. Vor allem neuere Studien aus der Frühneuzeit- und Mittelalterforschung hinterfragen kritisch die Fixierung auf nationalstaatliche Territorialität und zeigen auf, dass sich Formen raumbezogener Herrschaft in der Fläche schon in der Karolingerzeit finden lassen, während gleichzeitig etablierte Raumvorstellungen und Techniken des *spacing* durchaus weiterwirkten. Diese Arbeiten betrachten Territorium als ein variables Bündel aus Materialitäten, Praktiken und

<sup>46</sup> Rutz, *Die Beschreibung des Raums*, bes. 11–14, 326–328, 349–352.

<sup>47</sup> Andrea Komlosy, *Grenzen: Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf* (Wien: Promedia, 2018), 35. Dazu allgemein Wolfgang Reinhard, *Geschichte der Staatsgewalt: Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart* (München: Beck, 1999).

<sup>48</sup> Charles Maier, „Consigning the Twentieth Century to History“. Vgl. auch Charles Maier, „Transformations of Territoriality: 1600–2000“, in *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, hrsg. von Gunilla Budde, Sebastian Conrad und Oliver Janz (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006), 32–55.

Diskursen und überschreiten damit die gängigen Epochenbrüche um 1250, 1500 und 1700 hinsichtlich der Vorstellung und Beherrschung von Raum.<sup>49</sup>

Ulrike Jureit untersucht solche „Territorialisierungspraktiken“ als „unterschiedliche Formen der administrativen, ökonomischen, institutionellen wie auch infrastrukturellen Raumaneignung“ und tut dies auch über den Kontext von „Staatsbildungsprozessen“ hinaus.<sup>50</sup> In vielen anderen Beiträgen taucht der Begriff der Territorialität zwar immer wieder auf, häufig jedoch nur im Sinne von Metaphern der Territorialisierung und Deterritorialisierung. Gleichwohl eröffnen sich hier vielversprechende Anknüpfungspunkte an vergleichbare Forschungsfelder, etwa zu Forschungen, welche neue Formen von Territorialität oder post-territorialer Politik der US- und EU-Politik diskutieren – sowohl in kritischer Absicht als auch zur Beschreibung neuer Formen von Territorialitätsregimen.<sup>51</sup> Produktiv anknüpfen ließe sich auch an viele frühe Studien im Umfeld der Territorialitätsthese, die sich den gegenläufigen Prozessen der „Entterritorialisierung“ widmeten und für die jüngere Zeitgeschichte Wandlungsprozesse hin zu neuen Formen der *global governance* beschrieben haben.<sup>52</sup> So sah der Politikwissenschaftler Herfried Münkler vor einigen Jahren noch das Ende der „Epoche des Nationalstaats als Politikmonopolist“ und den „Aufstieg nichtterritorialer Politikakteure.“ Im 21. Jahrhundert würde „die ordnungsstiftende Bedeutung des Territorialstaats“ schwinden, während „die Macht raumbeherrschender Imperien“ wachsen würde; deren Ziel sei aber nicht mehr die territoriale Raumverteidigung, sondern die Kontrolle und das Durchleuchten von Kommunikations- und Informationsräumen.<sup>53</sup>

---

<sup>49</sup> Mario Damen und Kim Overlaet, „Introduction“, in: *Constructing and Representing Territory in Late Medieval and Early Modern Europe*, hrsg. Von Damen und Overlaet (Amsterdam: Amsterdam University Press, 2022), 13–25; Rutz, *Die Beschreibung des Raums*.

<sup>50</sup> Jureit, *Das Ordnen von Räumen*, 390.

<sup>51</sup> Helmuth Berking, „Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs“, in *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, hrsg. von Helmuth Berking (Frankfurt am Main: Campus, 2006), 7–22, hier: 11; Steffen Mau et al., „Territoriality, Border Controls and the Mobility of Persons in a Globalised World“, *Comparativ* 17 (2007): 16–36.

<sup>52</sup> Michael Zürn, *Regieren jenseits des Nationalstaates: Globalisierung und Denationalisierung als Chance* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998); Robert Keohane, „Political Authority After Intervention: Gradations in Sovereignty“, in *Humanitarian Intervention: Ethical, Legal, and Political Dilemmas*, hrsg. von Jeff Holzgrefe und Robert Keohane (Cambridge: Cambridge University Press, 2003), 275–298. Vgl. Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen: Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006), 195–207.

<sup>53</sup> Herfried Münkler, „Raum im 21. Jahrhundert: Über geopolitische Umbrüche und Verwerfungen“, in *Geopolitik im Umbruch*, hrsg. von Martin Meyer (Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2014), 87–106.

## (2) Raumpolitik

Die Territorialitätsthese lenkt den Blick auf ein wichtiges Bewegungsmoment zwischenstaatlicher Beziehungen: ein Gutteil dieser Beziehungen widmet sich der Ordnung und Kontrolle von Räumen. Es geht in diesen, in anderen Worten, oft um *Raumpolitik* – um Maßnahmen also, die darauf abzielen, Einfluss und Kontrolle über Räume herzustellen. Herrschaftssysteme bauen raumgreifende Strukturen auf, um nach innen hin ihre Herrschaftsbereiche zu konsolidieren und nach außen hin abzusichern. Abkommen bestimmen Hoheitsbereiche, Friedenskonferenzen zeichnen politische Landkarten neu, Kriege sollen diese wieder verändern. Oft sollte Raumpolitik in der Geschichte aber auch den Zugriff auf Räume jenseits politischer Hoheitsgrenzen organisieren: große Infrastrukturprojekte sollten den Zugang zu Rohstoffen und Ressourcen in anderen Räumen öffnen, Militärstützpunkte die schnelle Einsatzfähigkeit in weit entfernten Gebieten sichern. Manchmal dienten Wissen, Forschung und Wissenschaftsdiplomatie dazu, den Zugang zu Ressourcenräumen zu eröffnen, wie es Christian Kehrt am Beispiel der Krill-Forschung in der Bundesrepublik beschrieben hat, die der Bundesrepublik Zugang zur Antarktis verschaffen sollte.<sup>54</sup> Im Ergebnis entstanden so komplexe, sich überlappende Verräumlichungsprozesse, die zu polyvalenten Raumregimen mit abgestuften Hierarchien und Beziehungsverhältnissen führten, mittels derer Interaktionen zwischen Gesellschaften geöffnet, geschlossen oder kanalisiert wurden und die historisch genauer zu untersuchen wären. Auch hier gilt es, weitreichende Thesen wie die einer linear voranschreitenden Territorialisierung und Verdichtung der Herrschaftspraxis im Raum stärker zu differenzieren. Auch wenn politischer Raum schon früh durchaus territorial gedacht worden war, hat etwa Achim Landwehr für die Republik Venedig um 1600 gezeigt, dass er bis weit in die Frühe Neuzeit hinein in der Praxis nicht als Fläche, sondern punktuell wahrgenommen und nach rechtlichen, ökonomischen und militärischen Kriterien bewertet wurde.<sup>55</sup>

---

<sup>54</sup> Christian Kehrt, „Dem Krill auf der Spur: Antarctisches Wissensregime und globale Ressourcenkonflikte in den 1970er Jahren“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014): 403–436.

<sup>55</sup> Achim Landwehr, „Raumgestalter: Die Konstitution politischer Räume in Venedig um 1600“, in *Geschichtswissenschaft und „performative turn“: Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, hrsg. von Jürgen Martschukat und Steffen Patzold (Köln: Böhlau, 2003), 161–184. Ähnlich auch, basierend auf Forschungen zu frühneuzeitlichen Reiseberichten: Rutz, *Die Beschreibung des Raums*, 224–229 sowie 459–461, der Landwehrs These einer Verschiebung um 1700 vom „Grenzen finden“ zum „Grenzen machen“ allerdings widerspricht und betont, dass Vermessung und Kartierung bei Grenzziehungen schon mindestens ein Jahrhundert früher wichtig waren, während etablierte Verfahren weiterhin existierten.

Eine zentrale, wenn auch in der Geschichtswissenschaft seit vielen Jahrzehnten vernachlässigte Sonderform von Raumpolitik ist die Geopolitik.<sup>56</sup> Geopolitik ist grenzüberschreitende Raumpolitik im Dienste ‚strategischer‘ Staatsinteressen: Sie definiert, abgeleitet von solchen (stets historisch wandelbaren, also konstruierten) Interessen, bestimmte Räume jenseits der eigenen territorialen Grenzen als ‚strategisch relevant‘ und zielt wegen ihrer entsprechenden strategischen räumlichen Eigenschaften darauf ab, Einfluss und Kontrolle über solche Räume aufzubauen, zu erhalten oder den Einfluss anderer abzuwehren. Geopolitik in diesem Sinne ist immer Raumpolitik, aber Raumpolitik muss nicht zwingend auch Geopolitik sein, denn sie findet auch dort statt, wo keine strategischen Interessen betroffen sind.

Historische Studien zur Geschichte der Geopolitik gibt es in der Internationalen Geschichte bisher nur wenige.<sup>57</sup> Gleichwohl wies Reinhart Koselleck bereits in seinem vielzitierten, fulminanten Vortrag auf dem Trierer Historikertag 1986 unter dem Thema „Räume der Geschichte – Geschichte des Raums“ auf die Bedeutung von Geopolitik als eines wesentlichen Elements von Raumgeschichte hin. Koselleck erwähnte die nötige „Ideologiekritik“, die an Geopolitik des klassischen Schlages zu üben sei und den Begriff selber diskreditiert hatte, interessierte sich aber zugleich für die von ihr „implizierte[n] Sachfragen“, die sie zu einem wichtigen Gegenstand von Geschichtswissenschaft machen. Koselleck dachte den Raum der Geschichte von einer zweiseitigen Relationsskala her: auf der einen Seite stand die „Naturvorgegebenheit jeder menschlichen Geschichte“, auf der anderen Seite fanden sich „jene Räume, die sich der Mensch selber schafft oder die er zu schaffen genötigt wird, um leben zu können“. Raum gehörte für Koselleck, „kategorial gesprochen, zu den Bedingungen möglicher Geschichte“, hatte aber „selber auch eine Geschichte“: „Raum ist sowohl jeder nur denkbaren Geschichte metaphistorisch vorauszusetzen wie selber his-

---

<sup>56</sup> Vgl. aber zuletzt: Ulrike Jureit und Patricia Chiantera-Stutte (Hrsg.), *Denken im Raum: Friedrich Ratzel als Schlüsselfigur geopolitischer Theoriebildung* (Baden-Baden: Nomos, 2021).

<sup>57</sup> Das gilt insbesondere für die in Deutschland betriebene Internationale Geschichte, die das Thema wegen der intellektuellen Verquickungen zwischen klassischer Geopolitik und deutschem Imperialismus/Nationalsozialismus lange gemieden hat. Einen Überblick zur älteren – englischen und französischen – Forschung gibt Jürgen Osterhammel, „Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie“, *Neue Politische Literatur* 43 (1998): 374–397; Jürgen Osterhammel, „Raumbeziehungen“, 292–300. Neue Forschungen finden sich bei: Jureit und Chiantera-Stutte, *Denken im Raum*; Jureit, *Das Ordnen von Räumen*. Eine kaleidoskopische Umkreisung liefert Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit: Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik* (München: Beck, 2003). Zu Ansätzen in der Geschichte der US-amerikanischen Außenbeziehungen vgl. Jeremy Black, *Rethinking Geopolitics* (Bloomington, IN: Indiana University Press, 2024).

torisierbar, weil er sich sozial, ökonomisch und politisch verändert“. Koselleck gab zu bedenken, dass die „metahistorischen geographischen Bedingungen menschlicher Aktionsräume“ ihre „räumliche Qualität“ ändern, „je nachdem, wie sie ökonomisch, politisch oder militärisch beherrschbar“ wurden. Räume mochten „naturhafte Vorgaben menschlicher Handlungsmöglichkeiten“ geben, aber sozialer, technologischer, militärischer oder politischer Wandel machte solche Vorgaben manipulierbar und transformierte Räume so in „geschichtliche Räume“. Damit aber war man bei der Geopolitik, die, „in den Rahmen einer allgemeinen Historik gerückt, (...) Fragen der Determinanten menschlicher Freiheit“ behandelte. Der „Unsinn“ der „sogenannten Geopolitiker“ hatte darin bestanden, aus solchen „Determinanten als Bedingungen möglichen Handelns naturalistische oder ontologisch festgeschriebene Gesetze zu machen, welche die Geschichte angeblich leiten oder beherrschen.“ Koselleck sprach sich vehement gegen solche „quasi ontologischen Prämissen“ und „Zwanghaftigkeiten“ aus. Für ihn lag der abstrakte analytische Wert von Geopolitik aber darin, den „Umschlag metahistorischer Lagen (...) in geschichtliche Räume (...) auf ihren theoretischen Begriff“ zu bringen. Die „naturhafte[n] Vorgaben menschlicher Handlungsmöglichkeiten“ waren „in jede geschichtliche oder politische Bedingungsanalyse einzubeziehen“, so lässt sich Kosellecks Grundgedanke zusammenfassen, aber in einer Weise, welche nach den historischen Prozessen der Manipulierung und fortwährenden Umnutzung und Neubewertung von Räumen – und damit ihrer stets wandelbaren Historizität – fragte.<sup>58</sup>

Wie veränderte sich der Raum internationaler Geschichte? Für Koselleck waren Zeit-Raum-Relationen entscheidend. Menschheitsgeschichte vollzog sich „in sich verkürzenden Zeitabständen“, vor allem aber änderten sich die Geschwindigkeiten, mit denen Räume durchmessen werden konnten. Koselleck unterschied „drei exponentielle Zeitkurven, denen jeweils völlig andere Räume“ entsprachen. Bis vor 30 000 Jahren prägten die „Zugwege und Fährten des zu jagenden Wildes“ den Takt menschlichen Lebens. Mit der Erfindung reflexiver Kunst und erster Waffen vor 30 000 Jahren, mit der Einführung von Ackerbau und Viehzucht und mit der Herausbildung der ersten Hochkulturen und Großreiche vor 6 000 Jahren bildete sich ein neues, zweites „Strukturmodell, das die zeiträumliche Einheit unserer Hochkulturen bis spätestens in das 18. Jahrhundert mit einander überlappenden Wirkungen hypostasiert[e].“ Dieses Strukturmodell war geprägt durch die „menschliche Fähigkeit zu räumlicher Organisation und zu räumlicher Gliederung“, mittels derer sich die Verfügungsmöglichkeiten über die „metahistorischen Vorgaben“ des Raumes enorm erhöhten.

---

<sup>58</sup> Reinhart Koselleck, „Raum und Geschichte“, in Reinhart Koselleck, *Zeitschichten: Studien zur Historik* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000), 78–96, Zitate auf 82–89.

Gleichwohl blieben in diesem Zeit-Raum die „Geschwindigkeiten, mit denen die geographisch vorgegebenen, gelegentlich ausgebauten und verbesserten Strecken zurückgelegt wurden, (...) natural zurückgebunden“, nämlich an Muskelkraft und Winde. Demgegenüber beschleunigte die „wissenschaftlich-technisch-industriell überformte Welt“ der letzten 200 Jahre eine „Denaturalisierung des geographisch vorgegebenen Raumes.“ Wirtschaft, Technologie, Kommunikation und Militärtechnik hatten „den Globus zu einer Erfahrungseinheit“ gerinnen lassen, in der militärische Ziele ubiquitär geworden waren und Entscheidungen über Gegenreaktionen nunmehr in Sekunden getroffen werden mussten.<sup>59</sup>

Mag der große universalgeschichtliche Zugriff Kosellecks heute befremdlich wirken, so öffnet er doch interessante Anschlussfragen. So ließe sich etwa danach fragen, wie Beschleunigungen in Transport, Kommunikation oder Technologie Bedrohungssperzeptionen und außenpolitisches Denken veränderten. Plastische zeithistorische Beispiele dafür liefern die Kubakrise 1962 und das atomare Wettrüsten im Ost-West-Konflikt, das sich im Kern immer um Reichweiten- und Raum-Zeit-Probleme drehte. Kosellecks Grundgedanke, dass Räume je nach technologischer, militärischer oder politischer Entwicklung an Qualität und Wertigkeit gewinnen oder verlieren können, öffnet weitere Anschlüsse. Mal ging es um Sicherheit und Sicherheitspolitik – dann ließen sich die Verräumlichungsstrategien untersuchen, mittels derer kollektive Sicherheit gewährleistet werden sollte, sowie der Wandel von Verräumlichungs- und Sicherheitsdispositionen. Oft zielte Raumpolitik aber auch auf die Erschließung und Absicherung von „Rohstoffräumen“<sup>60</sup> ab – dann wäre etwa nach Prozessen der Wissensproduktion über Rohstoffräume zu fragen, aber auch nach den vielen Mechanismen der Einflussnahme.<sup>61</sup> Generell wäre die Frage nach den Verflechtungen zwischen Wissenschaften und Raumpolitik sowie dem Zusammenhang von Raum, Macht und Herrschaft eine zentrale. Ebenso müssten die infolge von Raumpolitik entstehenden Räume selbst sowie ihre Dynamiken stärker untersucht werden. Internationale Geschichte ließe sich hier produktiv mit Infrastrukturgeschichte verbinden. Die Geschichte imperialer Infrastruktur wäre ein Vorbild, aber auch die Geschichte eines internationalen Entwicklungsprojekts

---

<sup>59</sup> Ebd., 93–96.

<sup>60</sup> Sebastian Haumann und Nora Thorade, „Rohstoffräume: Räumliche Relationen und das Wirtschaften mit Rohstoffen“, *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57 (2016): 1–7; Bernd-Stefan Grewe, „Raum und Macht – Eine Stoffgeschichte des Goldes im frühen 20. Jahrhundert“, *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57 (2016): 59–90.

<sup>61</sup> Siehe etwa: Megan Black, *The Global Interior: Mineral Frontiers and American Power* (Cambridge: Harvard University Press, 2018).

wie der Tazara-Railway.<sup>62</sup> Schließlich müssten auch Genese, Dynamik, Wandel und Vielschichtigkeit der historischen Raumregime herausgearbeitet werden, innerhalb derer sich Raumpolitiken, mithin internationale Beziehungen, entwickelten. Mit Blick auf das 19. Jahrhundert hat Jürgen Osterhammel auf die Vielschichtigkeit der „räumlichen Konfigurationen“<sup>63</sup> hingewiesen, in denen sich internationale Beziehungen vollzogen. Für andere Jahrhunderte stehen solche Versuche aber noch aus.

### (3) Grenzen

Historische Studien zur Geschichte von Territorialität oder Raumpolitik führen unweigerlich auch zur Geschichte von Grenzen. Grenzen trennen innen von außen, stecken kulturelle Bezugssysteme und imaginierte „Gemeinschaften“ voneinander ab, materialisieren sich durch ein eigenes Zeremoniell der Grenze und sind damit ein konstitutives Instrument der Ordnung von Raum in den internationalen Beziehungen. Aus gegenwärtiger Perspektive erscheinen Grenzen so als Trennlinien zwischen Kulturen, Sprachen und politischen und konfessionellen Systemen. Allerdings wurden sie gerade in der Antike und im Mittelalter noch kaum als solche geraden Linien verstanden, die Territorien und politische Herrschaftsgebiete voneinander abgrenzen. Vielmehr nahmen die Zeitgenossen *borders* und *frontiers* meistens als symbolische Sphären wahr, die hoch umstritten waren und deren wichtigstes Merkmal der „Kontakt“ blieb. Noch in der Frühen Neuzeit, argumentiert die neuere Forschung, lassen sich moderne Konzepte nationaler Grenzen – trotz aller dynamischen Veränderungen im Zeitalter des Territorialstaats, großer geographischer Explorationen oder auch des Beginns der modernen Kartographie – kaum übertragen. Das zeigen die Auseinandersetzungen um die religiösen Gräben zwischen Katholizismus und Protestantismus im Europa des 17. Jahrhunderts ebenso wie die Auseinandersetzungen in den Grenzregionen der christlichen und der muslimischen Welt, die durch das expandierende Osmanische Reich zugleich der Frage nach den Grenzen Europas Ausdruck verliehen. In diesen Gebieten kamen auch weiter Menschen unterschiedlichen Glaubens zusammen, um über die beiden Reiche hinweg gemeinsam

---

<sup>62</sup> Marian Burchardt, Nick Couldry und Dirk van Laak (Hrsg.), *Making Spaces through Infrastructure: Visions, Technologies, and Tensions* (München: Oldenbourg, 2023); Jamie Monson, *Africa's Freedom Railway: How a Chinese Development Project Changed Lives and Livelihoods in Tanzania* (Bloomington, IN: Indiana University Press, 2009).

<sup>63</sup> Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (München: Beck, 2009), 131.

sam Handel zu treiben, aber auch intellektuellen Austausch zu pflegen.<sup>64</sup> Aus dieser Warte erscheinen Grenzen also als Zonen des Kontakts und des gemeinsamen Kompromisses, in denen sich kulturelle Verdichtungs-, aber auch markante Differenzierungsprozesse besonders eindrücklich zeigen. All dies legt nahe, wie Stephan Laux und Maike Schmidt betonen, in der Vormoderne keineswegs per se „ein geringeres Bewusstsein für territoriale Ränder und kulturelle Grenzen“<sup>65</sup> anzunehmen. Vielmehr zeichneten sich Territorialgrenzen durch eine „mangelnde Materialität (...) bei gleichzeitiger Faktizität“ aus, wobei die Frage, ob Grenzen eine zentrale Wahrnehmungskategorie bildeten, durchaus regional unterschiedlich zu beantworten war.<sup>66</sup> Auch deshalb erweisen sich die politischen Grenzen in hohem Maße als „kulturelle Konstrukte“.<sup>67</sup> Allerdings besitzen sie zugleich eine starke Wirkmacht, vor allem als elementare Rahmenbedingung herrschaftlichen Handelns. Dabei zeigen sich in der *longue durée* geradezu „frappierende Kontinuitäten“ in der administrativen Praxis und der Verrechtlichung von Raumdiskursen seit dem späten Mittelalter, etwa was die Eingrenzung von Ansprüchen und Rechtstiteln, aber auch die Austragung von Grenzdisputen und die Dokumentation von Grenzziehungen angeht.<sup>68</sup> So war die Entstehung politischer Grenzen zwar weniger „regelhaft“ als in späteren Epochen, doch existierte gleichzeitig eine Vielzahl an Begriffen, Konzepten und Praktiken von „Grenzen“ über die Jahrhunderte hinweg.<sup>69</sup>

Historische Forschungen beschreiben Grenzen als historisch gewordene und wandelbare Ergebnisse sozialer Konstruktionsleistungen, insofern sie Pro-

<sup>64</sup> Vgl. Maria Baramova, Grigor Boykov und Ivan Parvev (Hrsg.), *Bordering Early Modern Europe* (Wiesbaden: Harrassowitz, 2015), VIII.

<sup>65</sup> Stephan Laux und Maike Schmidt, „Einleitung“, in *Grenzraum und Repräsentation. Perspektiven auf Raumvorstellungen und Grenzkonzepte in der Vormoderne*, hrsg. von Stephan Laux und Maike Schmidt (Trier: Kliomedia, 2019), 7–12, hier: 8.

<sup>66</sup> Andreas Rutz, „Grenzen im Raum – Grenzen in der Geschichte. Probleme und Perspektiven“, in *Grenzen im Raum – Grenzen in der Literatur*, hrsg. von Eva Geulen und Stephan Kraft (Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2010), 7–32, hier: 14. Vgl. Frank Pohle und Matthias Myrczek (Hrsg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung* (Köln: Böhlau, 2010).

<sup>67</sup> Nils Bock, Georg Jostkleigrew und Bastian Walter, „Politische Grenzen als Faktum und Konstrukt“, in: *Faktum und Konstrukt. Politische Grenzziehungen im Mittelalter: Verdichtung – Symbolisierung – Reflexion*, hrsg. von Nils Bock, Georg Jostkleigrew und Bastian Walter (Münster: Rhema, 2011), 9–23, hier: 18–19.

<sup>68</sup> Laux und Schmidt, „Einleitung“, 10.

<sup>69</sup> Vgl. Nikolas Jasper, „Grenzen und Grenzräume im Mittelalter: Forschungen, Konzepte und Begriffe“, in *Grenzräume und Grenzüberschreitungen*, hrsg. von Herbers und Jasper, 43–72; Zenobi, *Borders*.

zesse und Praktiken des *bordering* behandeln.<sup>70</sup> Ein Schwerpunkt in der Neuesten Geschichte liegt hier auf der Herausbildung von Migrationskontrollen und der Verfestigung von Grenzen, die als Reaktion auf Globalisierung und zunehmende Migration ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gedeutet werden.<sup>71</sup> Neuere Studien untersuchen Formen des Grenzmanagements. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf kolonialen und imperialen Kontexten sowie den imperialen Aspekten von Grenzräumen innerhalb Europas.<sup>72</sup> Dabei zeigt sich, dass die theoretische Unterscheidung von *border* und *frontier*, Nationalstaat und Imperium in der Praxis nicht so eindeutig war.<sup>73</sup> Überhaupt war die Überwachung von Grenzen „auf der Linie“ über weite Strecken die Ausnahme; sie fand meist eher in nach- oder vorgelagerten Räumen statt. Der „durch eindeutig definierte Grenzen geschlossene Flächenstaat in seiner nationalstaatlichen Variante“ mag seit dem 19. Jahrhundert zunehmend zur Norm und zum Standard von „Modernität“ geworden sein – die Wirklichkeit vor Ort sah in vielen Fällen jedoch weiterhin ganz anders aus.<sup>74</sup> Heute ist es weitgehend Konsens, dass Grenzen nicht immer unwichtiger werden, sondern ihre Form verändern, etwa indem Kontrollen vor oder hinter die Grenzen selbst verlegt werden und damit aus linearen Grenzen (wieder) Grenzonen werden.<sup>75</sup>

Grenzräume konstituieren sich durch ein komplexes Zusammenspiel von institutionellen, administrativen, legislativen und technischen Maßnahmen

**70** Nirah Yuval-Davis, Georgie Wemyss und Kathryn Cassidy, *Bordering* (Cambridge: Polity, 2019).

**71** Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich* (München: Beck, 2006); Valeska Huber, *Channelling Mobilities: Migration and Globalisation in the Suez Canal Region and Beyond, 1869–1914* (Cambridge: Cambridge University Press, 2013). Zum deutschen Fall u. a. Christiane Reinecke, *Grenzen der Freizügigkeit: Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland, 1880–1930* (München: Oldenbourg, 2010); Jochen Oltmer (Hrsg.), *Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert* (Berlin: De Gruyter, 2016). Zum Passwesen und zur Staatsbürgerschaft Andreas Fahrmeir, *Citizenship: The Rise and Fall of a Modern Concept* (New Haven: Yale University Press, 2007); Dieter Gosewinkel, *Einbürgern und Ausschließen: Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2001).

**72** Dörte Lerp, *Imperiale Grenzräume: Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914* (Frankfurt am Main: Campus, 2016).

**73** Jörn Leonhard und Ulrike von Hirschhausen, *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009).

**74** Jureit, *Das Ordnen von Räumen*, 22.

**75** Steffen Mau, *Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert* (München: Beck, 2021).

und Einrichtungen der Grenzziehung und -kontrolle.<sup>76</sup> Zugleich sind sie Räume mit einer hohen sozialen Dynamik und Mobilität. Forschungen zur Geschichte der USA interpretieren die *borderlands* daher als hochdynamische Migrationsräume und Kontaktzonen, und beschreiben entlang von Kategorien wie „race“, „gender“, „class“ oder „ethnicity“, wie diese Zonen die „Identitäten“ und Mentalitäten von Bevölkerungsgruppen auf beiden Seiten der Grenze entscheidend prägen.<sup>77</sup> Darüber hinaus betonen viele Studien neuerdings aber auch die Bedeutung von grenznahen Arbeitsregimen und deuten Grenzräume als fluide Räume, in denen sich *company interests* an einer möglichst freizügigen Zirkulation von Waren und billigen Arbeitskräften mit Prozessen der rassistischen Diskriminierung und Marginalisierung überlagerten.<sup>78</sup> Mitunter wirken diese Prozesse auch – scheinbar unabhängig von gegenwärtigen Territorialgrenzen – in Regionen fort, die entlang ehemaliger politischer Grenzen liegen. Kulturhistorische Arbeiten haben in diesem Zusammenhang die Rede von „Phantomgrenzen“ geprägt, um die Wirkung vergangener Grenzregime zu beschreiben. Solche Grenzen werden in *mental maps* imaginiert, aber auch durch Alltagspraktiken befestigt, sowie durch planmäßige politische und administrative Interventionen implementiert, wobei mit der expliziten Verzeitlichung des Grenzdiskurses speziell die erinnerungskulturelle Dimension von Grenzziehungen in den Fokus rückt.<sup>79</sup> An Grenzräumen und den in ihnen eingelagerten vielfältigen Dynamiken lassen sich so die multi-skalen Ebenen internationaler Beziehungen studieren; zugleich zeigen sie besonders prägnant, wie sehr internationale Beziehungen in Lebenswelten und den sozialen Alltag hineinreichen.

## (4) Politische Räume – Soziale Räume

Räume können nicht allein als politische Räume untersucht werden – ebenso wichtig ist ihre *soziale* Dimension, die stets eigene Dynamiken von internationalen Beziehungen hervorbringen kann. Der Geograph Phil Steinberg etwa hat die soziale Konstruktion des Ozeans über die Epochen hinweg untersucht und her-

---

<sup>76</sup> Vgl. Astrid M. Eckert, *West Germany and the Iron Curtain: Environment, Economy, and Culture in the Borderlands* (Oxford: Oxford University Press, 2019).

<sup>77</sup> Paul Readman, Cynthia Radding und Chad Bryant (Hrsg.), *Borderlands in World History, 1700–1914* (Basingstoke: Palgrave, 2014).

<sup>78</sup> Vgl. etwa John Weber, *From South Texas to the Nation: The Exploitation of Mexican Labor in the Twentieth Century* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2015).

<sup>79</sup> Vgl. Beatrice von Hirschhausen et al., *Phantomgrenzen. Raum und Akteure in der Zeit neu denken* (Göttingen: Wallstein, 2015).

ausgearbeitet, wie das Meer im Zuge von Globalisierung und Industrialisierung nicht nur mit unterschiedlichen Bedeutungen versehen, sondern auch sukzessive verräumlicht wurde. Mithin bestand eine Wechselbeziehung zwischen Meer- resraum und internationalen Beziehungen.<sup>80</sup> Besonders deutlich wird dies – v. a. seit der Frühen Neuzeit – in der Etablierung von Rechtsräumen, die reguliert und kontrolliert werden mussten.<sup>81</sup> Mit Blick auf das 19. Jahrhundert hat Jürgen Osterhammel auf die Bedeutung und lange Geschichte der großen Interaktions- und Kontakträume – vom Mittelmeer über den Atlantik bis hin zum Pazifik und Indischen Ozean – hingewiesen.

Analytische Konzepte der „Translokalität“ versuchen, die Dynamiken und „Auswirkungen von räumlicher Mobilität“ in solchen Räumen zu erfassen, indem sie unter dem Begriff der „Einrichtung“ die „Versuche der Akteure“ untersuchen, „bestimmte Räume und Muster von Handeln, Kommunikation und Vorstellung zu entwickeln oder zu bewahren.“<sup>82</sup> Detailstudien zu einzelnen sozialen Akteuren oder Akteursgruppen – Dockarbeiter, Walfänger, Wanderarbeiter:innen, Aktivist:innen, Migrant:innen, Geflüchteten – reichern unser Verständnis transnationaler Interaktionsräume weiter an und beschreiben die „diskontinuierliche[n] soziale[n] Räume“<sup>83</sup>, die sich entlang der Bewegungen und Beziehungen dieser Akteure aufspannten.

Für das 20. Jahrhundert wird man viele dieser Ansätze weiterdenken können. Massenmigration blieb ein zentraler historischer Prozess und wird in ihren neueren Ausprägungen im interdisziplinären Feld der *Migration Studies* untersucht. Dabei haben raumbezogene Analysen von Migrationsregimen, die sowohl ortsgebundene Wahrnehmungen und Aushandlungsprozesse als auch konkrete, lokal-situative Praktiken des „doing migration“ sowie deren übergeordnete rechtliche, politische, kulturelle und sozio-ökonomische Rahmenbedingungen thematisieren, besondere Relevanz. Neuere Studien zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland beschreiben aber auch die konkreten sozialen All-

---

<sup>80</sup> Philip E. Steinberg, *The Social Construction of the Ocean* (Cambridge: Cambridge University Press, 2001).

<sup>81</sup> Vgl. Michael Kempe, *Fluch der Weltmeere: Piraterie, Völkerrecht und internationale Beziehungen 1500–1900* (Frankfurt am Main: Campus, 2010); Janice E. Thomson, *Mercenaries, Pirates, and Sovereigns: State-Building and Extraterritorial Violence in Early Modern Europe* (Princeton: Princeton University Press, 1994); Johanna Sackel, *Wem gehört das Meer? Globale Ressourcen und die dritte UN-Seerechtskonferenz (1968–1994)* (Berlin: De Gruyter, 2022).

<sup>82</sup> Ulrike Freitag und Achim von Oppen, „Translokalität als ein Zugang zur Geschichte globaler Verflechtungen“, Arbeitspapier, ZMO Berlin 2005, 2–3.

<sup>83</sup> Osterhammel, *Verwandlung*, 174–176.

tags- und Erfahrungsräume von Gastarbeiter:innen.<sup>84</sup> Weniger erforscht ist demgegenüber die Geschichte von Geflüchteten, Asylsuchenden und Diaspora-Gemeinschaften in den Städten Europas und Nordamerikas, deren massiver Zustrom seit den 1980er Jahren Anlass dafür war, dass sich Städte als *sanctuary cities*, Fluchtstädte, *human rights cities* oder *solidarity cities* zu entwerfen begannen. Wie schon im 18. und 19. Jahrhundert waren diese Gemeinschaften Akteure eines transnationalen sozialen Raumes, der die Welt mit Europa und Nordamerika verband. Zugleich lässt sich an ihnen studieren, wie sie im gesellschaftlichen und politischen Leben der Stadt Raumregime im Kleinen veränderten und gestalteten. Schließlich regen auch neuere Ansätze im Anschluss an die *Tourism Studies* dazu an, die Bedeutung des globalen Tourismus und seine raumverändernde Kraft stärker herauszuarbeiten. Pauschalreisen, Flugreisen, Kreuzfahrten, *wildlife tourism* oder auch der *homecoming tourism* im Atlantischen Raum schufen eigene Interaktionsräume, veränderten Orte, formten Vorstellungen von Zusammengehörigkeit, aber auch bestimmte Arten von Welt-Anschauungen und weltpolitischer Verantwortlichkeit. Hier hat sich gerade die interdisziplinäre Forschung zu grenzüberschreitenden *Mobilität(en)* als neues Paradigma raumbezogener Arbeiten herausgebildet, in denen Formen räumlicher Bewegung, aber auch des Stillstands zur Sprache kommen.<sup>85</sup> Diese Ansätze thematisieren so eine eigene Dimension von internationalen Beziehungen, deren Raumbezüge bisher wenig Beachtung gefunden haben.

## (5) Räume und Orte

Raumhistorische Studien unterscheiden in der Regel zwischen *space* und *place*, also zwischen ‚Raum‘ und ‚Ort‘. Abstrakte Modelle beschreiben Raum dabei als das „Resultat eines Konstitutionsprozesses“ zwischen Menschen und Gütern, und bestimmen demgegenüber den Ort als den Punkt, „an dem sich ein Raum konstituiert“, wobei auch mehrere Räume an einem Ort sein können, zum Beispiel durch die Anwesenheit mehrerer Gruppen, die den Ort unterschiedlich nutzen.“<sup>86</sup> Anders gefasst lässt sich der Ort als eine spezifische und lokalisier-

---

<sup>84</sup> Vgl. etwa Stefan Zeppenfeld, *Vom Gast zum Gastwirt? Türkische Arbeitswelten in West-Berlin* (Göttingen: Wallstein, 2021).

<sup>85</sup> Vgl. dazu Carolin Liebisch-Gümüs, *Mobilität/en und Mobilitätsgeschichte*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.03.2022. [https://docupedia.de/zg/Liebisch\\_Guemues\\_mobilitaet\\_v1\\_de\\_2022](https://docupedia.de/zg/Liebisch_Guemues_mobilitaet_v1_de_2022).

<sup>86</sup> So das Modell in der Raumsoziologie nach Martina Löw in der Zusammenschau von Susanne Rau, *Räume*, 63–64. Zur Unterscheidung von *space* und *place* in der deutschen Geschichte

bare Konfiguration von Räumlichkeit verstehen, in der sich Akteure, Verflechtungen, Prozesse und die mit ihnen verbundenen Mikro- und Makro-Räume in spezifischen Zeitschichtungen überlagern. „Ein Ort ist also“, wie Michel de Certeau konstatierte, „eine momentane Konstellation von festen Punkten“.<sup>87</sup> Orte in diesem Sinne gibt es viele in den Beziehungen zwischen Staaten und anderen Gemeinwesen: Kultplätze, Höfe und Paläste, Kongressorte und Botschaften ebenso wie Militärstützpunkte oder auch Erinnerungs- und Repräsentationsorte.

In den vergangenen Jahren ist die Wahrnehmung von Orten und Räumen in der Vormodern zusehends in den Fokus des Interesses gerückt.<sup>88</sup> Althistorische Arbeiten untersuchen dazu etwa die Konflikte griechischer *poleis* um den Zugang zu und die Repräsentation im Orakel von Delphi oder auch die Erschließung der Periökumene in Siedlungsstätten an den Rändern des römischen Imperiums.<sup>89</sup> Über Jahrhunderte hinweg wandelte sich die Form des Gesandtschaftsaustauschs, diplomatischer Audienzen und Herrschertreffen, zu deren Gelingen im Mittelalter bereits der Rahmen eines Zelts ausreichen konnte.<sup>90</sup> Mit der sukzessiven Herausbildung eines spezialisierten Gesandtschaftswesens am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit gerät die Ortsgebundenheit diplomatischer Praktiken indes nochmals verstärkt in den Blick der Geschichtswissenschaft.<sup>91</sup> So hat die Frühneuzeitforschung den *spatial turn* intensiv rezipiert und eine Reihe von Studien hervorgebracht, die zwischenstaatliche Interaktionen „vor Ort“ untersuchen. Christian Windler und Guido Braun haben exemplarisch dargelegt, wie sich in dieser Epoche multilaterale Kongressorte etablierten. Zugleich zeigen sie, wie sich diese Orte durch ihre – wenigstens vorübergehende – „Neutralität“ und relative „Sicherheit“ für alle Konfliktparteien

vgl. Sagi Schaefer, Galili Shahar und Teresa Walch (Hrsg.), *Räume der deutschen Geschichte* (Göttingen: Wallstein, 2022), 7–20.

<sup>87</sup> Michel de Certeau, *Kunst des Handelns* (Berlin: Merve, 1988), 218.

<sup>88</sup> Axel Gotthard, *In der Ferne: Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne* (Frankfurt am Main: Campus, 2007).

<sup>89</sup> Pierre Sánchez, „Zwischen Heiligen und Amphiktyonischen Kriegen: Die regionalen Konflikte um das Heiligtum von Delphi und die Kämpfe um die Hegemonie in Zentralgriechenland“, in *Delphi: Apollons Orakel in der Welt der Antike*, hrsg. von Balbina Bäbler und Heinz-Günther Nesselrath (Tübingen: Mohr Siebeck, 2021), 233–263; Gary L. Reger, „Romans in the Egyptian Desert: From Desert Space to Roman Place“, in *Économie et inégalité: Ressources, échanges et pouvoir dans l’Antiquité Classique*, hrsg. von Pascal Derron und Sitta von Reden (Vandoeuvres-Geneva: Fondation Hardt, 2017), 115–149.

<sup>90</sup> Dominik Heher, *Mobiles Kaisertum: Das Zelt als Ort der Herrschaft und Repräsentation in Byzanz (10.–12. Jahrhundert)* (Münster: LIT, 2020).

<sup>91</sup> Gregor M. Metzig, *Kommunikation und Konfrontation: Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I. (1486–1519)* (Berlin: De Gruyter, 2016).

qualifizierten und wie hier spezifische soziale Codes entwickelt, reproduziert und erlernt wurden, die die Aushandlung von Rang und Teilhabe der Kongressbesucher prägten und die für die Herausbildung von Diplomaten als sozialer Gruppe maßgeblich wurden.<sup>92</sup> Besonders eindrücklich hat Barbara Stollberg-Rilinger die Mechanismen symbolischer Kommunikation am Beispiel des Immerwährenden Reichstags herausgearbeitet.<sup>93</sup>

Eine wichtige Rolle im Alltag von Diplomatie spielen seither auch Festsäle und Sitzungsräume – von den großen Friedenskongressen in Münster/Osnabrück über den Wiener Kongress bis zu den Friedensverhandlungen in Versailles 1919.<sup>94</sup> Oft dienen symbolträchtige Orte der auswärtigen Repräsentation und werden symbolpolitisch und strategisch genutzt. Viele solcher Orte sind, in den Worten Fiona McConnells, „*sites that are choreographed to produce particular affective atmospheres*“: sie dienen als Inszenierungsflächen oder sollen der Herstellung gelingender diplomatischer Kommunikation dienen.

Arbeiten zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts stellen zudem die Entwicklung ständiger diplomatischer Gesandtschaften in einen Zusammenhang mit der Herausbildung von „Botschaftervierteln“ als spezifischem Raum sozialer Interaktion sowie mit der Lage und Gestaltung diplomatischer Residenzen als Reproduktionsmuster von Ansehen und Macht.<sup>95</sup> Zeitgeschichtliche Forschungen untersuchen derweil kulturpolitische Repräsentationsorte im Ausland wie Amerika-Häuser und Goethe-Institute<sup>96</sup> oder zeigen, wie Orte eher nebenbei zu Schauplätzen internationaler Beziehungen werden: Flughäfen etwa, an denen Asylsuchende stranden, Bahnhofsviertel, die zu Ankunftssorten von Migrant:innen werden, Straßen, in denen sich Protest gegen internationale Politik formiert.<sup>97</sup>

<sup>92</sup> Braun (Hrsg.), *Diplomatische Wissenskulturen*; Windler (Hrsg.), *Kongressorte*.

<sup>93</sup> Barbara Stollberg-Rilinger, *Des Kaisers alte Kleider: Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches* (München: Beck, 2008).

<sup>94</sup> Iver B. Neumann, *Diplomatic Sites: A Critical Enquiry* (London: Hurst, 2013).

<sup>95</sup> Marion Aballéa, *Un exercice de diplomatie chez l'ennemie. L'ambassade de France à Berlin 1871–1933* (Villeneuve d'Ascq: Presses universitaires du Septentrion, 2017); Jakob Hort, *Architektur der Diplomatie: Repräsentation in europäischen Botschaftsbauten 1800–1920*. Konstantinopel – Rom – Wien – St. Petersburg (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014); Katrin Rack, *Unentbehrliche Vertreter: Deutsche Diplomaten in Paris 1815–1870* (Berlin: De Gruyter, 2017).

<sup>96</sup> Jens Adam, *Ordnungen des Nationalen und die geteilte Welt: Zur Praxis Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention* (Bielefeld: Transcript 2018); Reinhild Kreis, *Orte für Amerika: Deutsch-Amerikanische Institute und Amerikahäuser in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren* (Stuttgart: Franz Steiner, 2012).

<sup>97</sup> Vgl. etwa: Carolin Liebisch-Gümüş, „Im Drehkreuz: Konflikte um Asyl und Zurückweisungen am Frankfurter Flughafen (1980–1995)“, *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 20 (2023): 85–112; David Templin, „Ankommen zwischen Bordell und Moschee:

Die Geschichte solcher Orte lässt sich produktiv mit Ansätzen der Mikrogeschichte bearbeiten. So kann sie Schlaglichter auf den sozialen Nahbereich internationaler Beziehungen werfen oder den transnationalen Verflechtungen nachgehen, die an ihnen zusammentreffen. Eine Raumperspektive öffnet damit auch neue epistemologische und erzählerische Möglichkeiten für Internationale Geschichte. „Vom Raum zu sprechen“, so Karl Schlögel, „heißt vom Nebeneinander all dessen zu sprechen, was in einem bestimmten Zeitraum oder zu einem bestimmten Datum präsent, kopräsent, koexistent ist, von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.“<sup>98</sup> Räume und konkrete Orte sind Kreuzungspunkte der vielen Dimensionen und Prozesse von Geschichte: „Am Ort“, so Schlögel, „läuft alles zusammen, der Raum umschließt alle Sphären. Der Ort erzieht zum Denken des Nebeneinander, zum Denken der noch nicht reduzierten Komplexität.“<sup>99</sup> Der Blick auf Räume öffnet so auch einen neuen analytischen Zugang für Internationale Geschichte, der das Nebeneinander und Ineinander von Prozessen und Dynamiken am Beispiel eines konkreten Raumes oder Ortes sichtbar macht, wie es etwa Timothy Snyder in seiner Geschichte der „Bloodlands“ versucht hat.<sup>100</sup>

## (6) **Imaginationen**

Die Geschichte von Räumen war in den internationalen Beziehungen immer eng verknüpft mit spezifischen Raumvorstellungen und *Imaginationen*, in denen sich Vorstellungen über die Ordnung der Welt und Ansprüche auf Räume manifestierten. In der Perspektive der Internationalen Geschichte ist es daher ebenso wichtig, nach Genese und Wandel der jeweiligen historischen Raumvorstellungen zu fragen, die internationale Beziehungen geprägt haben. Eine wichtige Rolle für die Strukturierung solcher Vorstellungen spielten vor allem Karten, die Gegenstand einer kaum mehr zu überblickenden Forschung sind. Die langen historischen Grundlinien kartographischer (Alltags-)Praxis werden seit 1987 in einer umfassenden, an der University of Wisconsin/Madison angesiedelten „History of Cartography“ herausgearbeitet. Band 1 widmete sich „Cartogra-

---

Bahnhofsviertel westdeutscher Großstädte als Räume der Migration in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“, *Archiv für Sozialgeschichte* 64 (2024): 169–208.

**98** Karl Schlögel, „Kartenlesen, Raumdenken: Von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung“, *Merkur: Zeitschrift für europäisches Denken* 636 (2002): 308–318, Zitat 314.

**99** Ebd.

**100** Timothy Snyder, *Bloodlands: Europe between Hitler and Stalin* (New York: Basic Books, 2010).

*phy in Prehistoric, Ancient, and Medieval Europe and the Mediterranean*“ – inzwischen ist das Projekt im 20. Jahrhundert angekommen.<sup>101</sup> Während Überblickswerke eine Geschichte der Kartographie „von der Papyrusrolle bis zum GPS“<sup>102</sup> versprechen, existiert auch eine wachsende Zahl epochenspezifischer Einzelstudien zum Wandel kartographierter Vorstellungswelten, dem Erzählsystem der Kartographie im Grenzbereich von Fakten und Fiktionen sowie den politischen Implikationen dieser Imaginative.<sup>103</sup>

In der Geschichtsschreibung zum 19. und 20. Jahrhundert lassen sich drei zentrale Forschungsstränge herausstellen: Viele Arbeiten untersuchen Karten, erstens, als Träger bestimmter „Topographien der Nation“.<sup>104</sup> Dabei zeigt etwa Catherine Dunlop, wie die Kartierung von Grenzen zu einem zentralen Faktor der politischen Kommunikation im Europa des Zeitalters der Revolutionen avancierte. Allerdings waren Karten stets mehr als nur Werkzeuge staatlicher Nationalismen. Abseits zentralistischer Planungen dienten sie auch der alltäglichen Selbstvergewisserung. So erfasste, wie Dunlop zeigen kann, die „Kartophilie“ breite gesellschaftliche Schichten, wobei sich das Medium alsbald „von den vergoldeten Kartenräumen der königlichen Paläste und den bewachten Hauptquartieren der Generalstäbe der Armeen“ in die geographischen und historischen Fachgesellschaften des Bürgertums und bis in die Schulen, sogar in ländlich geprägten Regionen, ausbreitete. Der Siegeszug der Karten veränderte, wie Europäer die Länder um sie herum betrachteten, beförderte Konzepte von „Heimat“ und „Nation“ und prägte das bisweilen spannungsreiche Verhältnis zu territorialen Anrainern und der weiten „Welt“.<sup>105</sup> Ein zweiter Forschungsstrang untersucht imperiale Karten, sei es in ihrer Funktion als Mittel der kolonialen

**101** John B. Harley und David Woodward (Hrsg.), *Cartography in Prehistoric, Ancient, and Medieval Europe and the Mediterranean* (Chicago: Chicago University Press, 1987); Mark Monmonier (Hrsg.), *Cartography in the Twentieth Century* (Chicago: Chicago University Press, 2015).

**102** Reinhart Barth, *Die Vermessung der Erde: Die Geschichte der Kartografie von der Papyrusrolle bis zum GPS* (Köln: Delphin, 2018).

**103** Vgl. als Überblick exempl. Ivan Kupčík, *Alte Landkarten: von der Antike bis zum Ende des 19. Jahrhunderts – ein Handbuch zur Geschichte der Kartographie* (Stuttgart: Franz Steiner, 2011); Julia Mia Stirnemann, *Über Projektionen: Weltkarten und Weltanschauungen* (Bielefeld: Transcript, 2018); Jörg Dünne, *Die kartographische Imagination: Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit* (München: Fink, 2011); Jens Schneider, „Raum und Grenze: Vergleichende Überlegungen im mittelalterlichen Reich“, in *Die Zukunft der Kartographie: Neue und nicht so neue epistemologische Krisen*, hrsg. von Marion Picker, Véronique Maleval und Florent Gabaude (Bielefeld: Transcript, 2013), 177–198.

**104** David Gugerli und Daniel Speich, *Topografien der Nation: Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert* (Zürich: Chronos, 2002).

**105** Vgl. Catherine Dunlop, *Cartophilia: Maps and the Search for Identity in the French-German Borderland* (Chicago: Chicago University Press, 2015), 4–12.

Raumerschließung, sei es als Medien zur Kultivierung eines ‚imperial mind‘.<sup>106</sup> Andere Forschungen untersuchen, drittens, die Zusammenhänge von Raumwissen, Geopolitik und militärischer Kriegsführung.<sup>107</sup> Ein Band von Christof Dipper und Ute Schneider zu „Kartenwelten“ greift alle diese Dimensionen auf und illustriert die lange Tradition kartenbezogener Forschung, auf die die Internationale Geschichte zurückgreifen kann.<sup>108</sup> Der bereits erwähnte neuere Band von Iris Schröder, Felix Schürmann und Wolfgang Struck dehnt diese Tradition auf die maritime Welt aus.<sup>109</sup>

Einen anderen Zugang bieten Forschungen zum Thema *mental maps*.<sup>110</sup> Steven Casey und Jonathan Wright zum Beispiel nutzen das Konzept der *mental maps*, um den Wahrnehmungshorizont politischer Akteure während der Weltkriege sowie im Kalten Krieg zu erheben, und analysieren diesen im Hinblick auf geographische, ideologische, biographische, kulturelle, wirtschaftliche Prägungen und Vorannahmen.<sup>111</sup> Zum anderen eröffnen sich hier Fragen danach, wie die *mental maps* historischer Akteure politische Entscheidungen prägten und welche sozialen und strukturellen Mechanismen der Bildung solcher kognitiver Landkarten zugrunde lagen.<sup>112</sup> Dass Karten komplexe semiotische Gebilde und – im Anschluss an die Thesen des US-amerikanischen Historikers John Brian Harley – auch als „machtvolle“ Gebilde zu verstehen und demnach „niemals neutral“ sind,<sup>113</sup> hat die Forschung dazu veranlasst, die kartographischen Vor-

<sup>106</sup> Vgl. neben den bereits oben erwähnten Arbeiten aus der jüngeren Kolonialgeschichte exemplarisch: Matthew H. Edney, *Mapping an Empire: The Geographical Construction of British India, 1765–1843* (Chicago: Chicago University Press, 1997); Akerman, *The Imperial Map*; von Brescius, *German Science in the Age of Empire*; Martin Jeske, *Ein Imperium wird vermessen: Kartographie, Kulturtransfer und Raumerschließung im Zarenreich (1797–1919)* (Berlin: De Gruyter, 2023); Mashid Mayar, *Citizens and Rulers of the World: The American Child and the Cartographic Pedagogies of Empire* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2022).

<sup>107</sup> Vgl. etwa: Oliver Kann, *Karten des Krieges: Deutsche Kartographie und Raumwissen im Ersten Weltkrieg* (Paderborn: Schöningh, 2020).

<sup>108</sup> Christof Dipper und Ute Schneider (Hrsg.), *Kartenwelten: Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2006).

<sup>109</sup> Schröder, Schürmann und Struck (Hrsg.), *Jenseits des Terrazentrismus*.

<sup>110</sup> Zu diesem Ansatz vgl. allg. Roger M. Downs und David Stea, *Maps in Minds: Reflections on Cognitive Mapping* (New York: Harper & Row, 1977).

<sup>111</sup> Steven Casey und Jonathan Wright (Hrsg.), *Mental Maps in the Early Cold War Era, 1945–68* (New York: Palgrave, 2011).

<sup>112</sup> Vgl. Luis da Vinha, *Geographic Mental Maps and Foreign Policy Change: Re-Mapping the Carter Doctrine* (Berlin: De Gruyter, 2017).

<sup>113</sup> Frithjof Benjamin Schenk, „Mental Maps: Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung“, *Geschichte und Gesellschaft* 28,2 (2002): 493–514, hier: 495–496.

stellungswelten und Ordnungsmuster auch in Europa näher zu untersuchen. Dabei sind sowohl die Grenzziehungen Europas als auch die Imagination von Großräumen und -reichen von Identitätsdiskursen geprägt, die sowohl die Bedeutung von Zentrum und Peripherie neu verhandeln als auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Osten und Westen, Norden und Süden zu vermessen suchen. Die Rede von Barbaren und Zivilisierten, von „natürlichen Ländern“ und „Kulturnationen“ sind Ergebnis dieser imaginativen Verräumlichungspraxis.

Zuletzt sind auch Raumsemantiken, mittels derer Raumvorstellungen historisch strukturiert wurden, eine wichtige Dimension. „Orient“, „der Westen“, „Afrika“, „Europa“ oder auch neuere Semantiken wie „globaler Süden“ sind und waren raumbezogene Denkfiguren, in denen sich Vorstellungen von Abgrenzungen und Zugehörigkeiten manifestierten und mit denen sich komplexe Prozesse der normativen Hierarchisierung kulturell-politischer Großräume verbanden.<sup>114</sup> Dabei ließe sich unter Rückgriff auf Ansätze der *Critical Geopolitics* untersuchen, wie in den Diskursen historischer Akteure „geopolitische Weltbilder sprachlich konstruiert werden, wie in Form geographischer Regionalisierungen und Abgrenzungen neue politische Räume entworfen werden und wie diese diskursiven Konzepte dann in der politischen Arena ihre Wirksamkeit entfalten.“ *Critical Geopolitics Studies* fragen nach den „Entstehungszusammenhängen geopolitischer Argumentationen und Weltbilder“ und wollen aufzeigen, „wie politische Akteure ihre territorialpolitischen Interessen mit Mitteln der geopolitischen Argumentation, mit einer geographischen Zusammenhangs- und Trennungs-Rhetorik absichern, um deren vermeintliche Schlüssigkeit und Richtigkeit zu ‚beweisen‘.“<sup>115</sup> Internationale Geschichte kann an solche Ansätze anschließen und hätte nicht zuletzt für die Geschichte des 20. Jahrhunderts ein reiches historisches Anschauungsmaterial zur Verfügung, das empirisch noch zu erfassen wäre.

---

<sup>114</sup> Siehe dazu bspw. Frank Becker, Darius Harwardt und Michael Wala (Hrsg.), *Die Verortung der Bundesrepublik: Ideen und Symbole politischer Geographie nach 1945* (Bielefeld: Transcript, 2020).

<sup>115</sup> Mathias Albert, Paul Reuber und Günter Wolkersdorfer, „Kritische Geopolitik“, in *Theorien der Internationalen Beziehungen*, hrsg. von Siegfried Schieder und Manuela Spindler (Leverkusen: UTB, 2018), 551–578, Zitate 561. Vgl. auch Reuber, *Politische Geographie*, Kapitel 7.

## Perspektiven

Die in diesem Band versammelten Beiträge sprechen vor allem drei der hier diskutierten Dimensionen an: Drei Beiträge untersuchen frühe Formen von Raumpolitik (Christian Reitzenstein-Ronning, Sandra Schieweck-Heringer, Lena Oetzel), drei Beiträge untersuchen Orte internationaler Beziehungen (Mathias Häußler, Till Knobloch, Lene Faust/Christian Franke), drei Beiträge zeichnen den Wandel historischer Raumvorstellungen nach (Alexandr Osipian, Katrin Kleemann, Sönke Kunkel/Johanna Sackel). Die Beiträge sind gedacht als Explorationen, die Erkenntnispotenziale und Möglichkeiten einer auf Räume blickenden Internationalen Geschichte ausloten wollen, ohne einen rigiden raumtheoretischen Ansatz zu vertreten.

Am Anfang des Bandes, im Teil I zu Raumpolitik, stehen dabei drei Beiträge, die den Wandel der Beziehungen zwischen Staaten und anderen Gemeinwesen von der Antike bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts erörtern. So untersucht Christian Reitzenstein-Ronning am Beispiel von Verbannungen den Wandel von Raumpolitik in der antiken Welt zwischen dem 2. Jh. v. Chr. und dem 1. Jh. n. Chr. Sein Beitrag arbeitet den Wandel antiker Raumvorstellungen heraus und zeigt auf, wie die soziale und rechtliche Praxis von Verbannungen in den Wandel der Außenbeziehungen Roms eingebettet war. In der Praxis von Verbannungen kamen außenpolitische Raumkonzeptionen zum Vorschein, die sich zwischen dem republikanischen Rom, der hellenistischen Poleis und dem imperialen Rom grundlegend unterschieden. Der zweite Beitrag von Sandra Schieweck-Heringer beleuchtet die Aushandlung von Herrschaftsgrenzen im iberischen Königreich Kastilien zwischen den Jahren 1140 und 1400. Grenzvereinbarungen waren ein zentrales Element der Außenbeziehungen des Königreichs Kastilien. Schieweck zeigt, wie sie Raumansprüche regelten und Gebietsrechte, -zuständigkeiten, -pflichten und lehnsrechtliche Abhängigkeiten definierten. Ihr Beitrag bietet damit einen Blick auf einen zentralen Mechanismus von Raumpolitik im mittelalterlichen Kastilien. Lena Oetzel diskutiert am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses Möglichkeiten der Erforschung der räumlichen Dimension von Diplomatie. Friedensverhandlungen finden in Räumen statt, doch werden solche Räume selten untersucht. Konkret identifiziert Oetzel sechs mögliche Perspektiven einer Raumgeschichte des Friedenskongresses, die dazu beitragen könne, 1) diplomatische Handlungsräume, 2) Gestaltungsmöglichkeiten der Gesandten, 3) Orte des Verhandelns, 4) Machtverhältnisse, 5) Inklusions- und Exklusionsmechanismen, und 6) Kommunikationswege besser zu verstehen.

Teil II des Bandes steht unter dem Oberbegriff der Orte. Mathias Häußler untersucht die Geschichte der beiden Kurstädte Wiesbaden und Baden-Baden, die im internationalen Tourismus des 19. Jahrhunderts eine führende Rolle einnahmen. Häußler zeigt, wie sich beide Städte als internationale Begegnungsorte positionierten und beschreibt die damit verbundenen Veränderungen im Stadtraum. Mit dem Glücksspielverbot im Kaiserreich änderte sich der Charakter beider Städte und sie wandelten sich zu Orten der patriotischen Selbstinszenierung, doch blieb der internationale Tourismus eine wichtige Einnahmequelle. Till Knobloch untersucht den Berghof als einen eigenen Ort von Außenpolitik. Außenpolitische Fragen und Entscheidungen werden nicht im luftleeren Raum getroffen und verhandelt, so Knobloch, sondern werden durch persönliche Beziehungen, Befindlichkeiten und Stimmungen beeinflusst. Diese wiederum werden durch Orte und Umgebungen mitgeprägt. Knobloch sieht in der hermetischen Abgeschiedenheit der „Berghof-Blase“ und der immer gleichen Alltagsroutinen eine wichtige Voraussetzung für den erratischen, größenwahnsinnigen Charakter der NS-Außenpolitik. Zugleich zeigt er auf, wie der Berghof anlässlich diplomatischer Empfänge als Kulisse von Außenpolitik in Szene gesetzt wurde. Lene Faust und Christian Franke untersuchen den catanesischen Wochenmarkt „Fera o'luni“ als einen lokalen Mikroraum internationaler Beziehungen. Märkte, so argumentieren sie, sind besonders geeignet, um die lokalen Auswirkungen von globalen Makroprozessen zu untersuchen, weil auf ihnen globale Konnektivität konstituiert und erfahrbar wird. Ihr Beitrag zeigt auf, wie europäische Integration, Globalisierung und Migration die ökonomische Geographie Cataniens sowie den Markt in den letzten drei Jahrzehnten grundlegend verändert haben. Gleichwohl sehen sie eine bemerkenswerte Kontinuität sozialer Raumordnungsmechanismen, die dazu beigetragen hat, Traditionalität und Authentizität des Marktes zu erhalten.

Teil III widmet sich der Geschichte von Raumvorstellungen und Imaginarien. Alexandre Osipian rekonstruiert in seinem Beitrag die lange Ideengeschichte von „Noworossija“, einer Idee, die von Putin und der extremen Rechten im Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine immer wieder beschworen wird und bis in die Zeiten Katharinas der Großen zurückreicht. Die Provinz „Noworossija“ gliederte die eroberten osmanischen Provinzen in das russische Reich ein, sollte mittels der Umbenennung von Orten nach antikem Vorbild Katharinas aufgeklärten Absolutismus demonstrieren und diente so letztlich auch der Legitimation der Landnahme. Osipian interpretiert die Idee von „Noworossija“ als Ausdruck eines russischen *„geopolitical imaginary“*, das in der Region rund um die Krim seit vielen Jahrhunderten einen „beweglichen Grenzraum“ (*„movable borderland“*) sieht, der als Pufferzone gegen ausländische Mächte dienen soll. Im Mittelpunkt des Beitrags von Kathrin Kleemann steht der historische

Wandel von Vorstellungen über die Tiefsee vom 19. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert. Populäre, literarische Beschreibungen des Lebens am Meeresboden prägten seit dem 19. Jahrhundert vielerorts Vorstellungen der Tiefsee, formierten und wandelten sich aber im Zusammenspiel mit wissenschaftlichen Expeditionen und dem damit verbundenen Wissenszuwachs über den Meeresboden. Wie Kleemann herausarbeitet, spielten dabei für die Wissensgenese einerseits nationale Prestigevorhaben und andererseits internationale Kooperationen eine zentrale Rolle. Auch der Beitrag von Sönke Kunkel und Johanna Sackel widmet sich dem maritimen Raum, der nun allerdings aus kultur- und wissenschaftlicher Perspektive als Ressourcenraum verstanden wird. Anhand der sich ausbildenden „Fischereidiplomatie“ der 1970er und 1980er Jahre arbeiten die Autor:innen heraus, wie postkoloniale Küstenstaaten wie die Seychellen mittels seerechtlicher Bestimmungen zum Gegenstand und Akteur geopolitischer Interessen wurden. Jenseits militär- und sicherheitsstrategischer Überlegungen waren es, wie Sackel und Kunkel zeigen, internationale Vereinbarungen im Gefolge wissenschaftlicher Forschungsvorhaben, die Frankreich und der Bundesrepublik den Weg zur Erschließung und kommerziellen Ausbeutung mariner Ressourcen ebnen sollten. Damit konturiert der Beitrag das folgenreiche Zusammenspiel von Geopolitik und Wissenschaftsdiplomatie für die jüngste Zeitgeschichte.

Gemeinsam ist allen Beiträgen das Anliegen, Räume nicht allein als statische Hintergrundrahmen zu betrachten, in die historisches Geschehen eingespannt ist, sondern als historisch gemacht, durch die grenzüberschreitenden Interaktionen und Beziehungen von Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur geformt und damit immer auch als veränderbar zu begreifen. Die Autor:innen dieses Bandes möchten Internationale Geschichte damit an laufende Forschungen in der Raumgeschichte anschließen. Internationale Geschichte, so wollen wir zeigen, kann eigene Perspektivierungen und Akzentuierungen zu raumhistorischen Forschungen beitragen – sie müsste dafür aber anfangen, sich auch fokussierter als bisher mit Raumfragen auseinanderzusetzen.

---

## **Teil I: Raumpolitik**



Christian Reitzenstein-Ronning

# Exil, Verbannungsstrafe und internationale Politik zwischen Republik und früher römischer Kaiserzeit

Gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. geriet ein hochrangiger römischer Senator namens Mettius Pompusianus in existentielle Bedrängnis. Im Umfeld des kaiserlichen Hofes warf man ihm einen Lebenswandel vor, der zwischen Exzentrismus und politischer Provokation changierte: Er soll seine Sklaven nach berühmten Karthagern benannt, Schriftrollen mit historischen Feldherrenansprachen bei sich getragen und vor allem eine Weltkarte besessen haben – je nach Überlieferung im Taschenformat oder als monumentales Wandgemälde in seinem Speisezimmer.<sup>1</sup> Hatte der Princeps Vespasian dem Treiben noch mehr oder weniger amüsiert zugeschaut, griff sein jüngster Sohn und zweiter Nachfolger, Domitian, hart durch: Er verbannte Pompusianus nach Korsika und ließ ihn dort nach einiger Zeit töten. Die Mittelmeerinsel war schon einem anderen prominenten Exilanten, dem Philosophen Seneca, als unwirtlicher und düsterer Felsen (*Corsica terribilis*, ‚schreckenerregendes Korsika‘), ja als Stätte der lebenden Toten erschienen.<sup>2</sup> Groß war der Kontrast zum vorherigen Leben. Hatte diesen einflussreichen Persönlichkeiten die Welt bislang weit offen gestanden, so

---

1 Vgl. Suetonius, *Vespasian* 14; Suetonius, *Domitian* 10.3; Cassius Dio, *Rhomaike historia* 67.12.3–4; Pseudo-Aurelius Victor, *Epitome de Caesaribus* 9.14; zur Person siehe *Prosopographia Imperii Romani*, 2. Aufl., M 570; Frank Stini, *Plenum exilii mare: Untersuchungen zum Exil in der römischen Kaiserzeit*, *Geographica Historica* 27 (Stuttgart: Franz Steiner, 2011), 260; vgl. Pascal Arnaud, „L'affaire Mettius Pompusianus ou le crime de cartographie“, *Mélanges de l'École française de Rome: Antiquité* 95 (1983): 677–699. Mein Dank gilt den Herausgeberinnen und Herausgebern des Bandes für die Einladung zum Vortrag und die hilfreichen Anmerkungen zum Manuskript, die mich manche Aspekte schärfer haben fassen lassen.

2 Vgl. die ihm zugeschriebenen Epigramme *Anthologia Latina*, Nr. 228–229 (hrsg. von David R. Shackleton Bailey); zu Echtheitsfrage und literarischer Gestaltung Joachim Dingel, „*Corsica terribilis*: Über zwei Epigramme Senecas“, *Rheinisches Museum für Philologie* 137 (1994): 346–351; Joachim Dingel, *Senecas Epigramme und andere Gedichte aus der Anthologia Latina*, Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2007), 103–112; vgl. Jo-Marie Claassen, „Exile, Death and Immortality: Voices from the Grave“, *Latomus* 55 (1996): 571–590, insb. 588–590. Seneca war von Claudius im Jahr 41 n. Chr. nach Korsika verbannt und erst 49 n. Chr. zurückgerufen worden: Cassius Dio, *Rhomaike historia* 60.8.5; *Scholia in Juvenalem* 5.109; Tacitus, *Annales* 12.8; Miriam T. Griffin, *Seneca: A Philosopher in Politics* (Oxford: Clarendon Press, 1976), 59–63.

schrumpfte der ihnen zugestandene Bereich im Exil auf einen angstbesetzten Ort der Machtlosigkeit zusammen. Als Gegenbild der räumlichen Enge und verlorenen Handlungsmacht fungiert in der Pompusianus-Erzählung die Karte, auch in ihrer Eigenschaft als Objekt der Repräsentation. Domitian verstand den ostentativen Umgang des Senators mit der „Darstellung des Erdkreises“ („*depictus orbis*“<sup>3</sup>) als Herausforderung seiner Herrschaft. Denn offenbar verband sich mit der Übersetzung des Naturraums in das spezifische Zeichensystem eines *orbis* bzw. einer *mappa* der Anspruch, über das so ‚eingefangene‘ Gebiet auch zu bestimmen. Von einer derartigen, stark auf Verfügungsgewalt und eigentumsrechtliche Kategorien ausgerichteten Haltung zum Raum zeugt nicht zuletzt die verbreitete Praxis der Römer, dessen Inhalte gewissermaßen zu inventarisieren, also weniger geographisch als vielmehr chorographisch und gerne auch katalogartig zu erfassen.<sup>4</sup> Gerade in der Vermessung und Katastrierung von Liegenschaften waren sie weit fortgeschritten.<sup>5</sup>

Von diesem Befund ausgehend möchte ich im vorliegenden Beitrag untersuchen, in welchem Verhältnis zeitgenössische Raumkonzeptionen zur spezifischen Form der Verbannung in Rom standen – und wie beides in die Außenbeziehungen der Tiberstadt eingelassen war. Da mich hier insbesondere die historische Dynamik interessiert, werde ich den Untersuchungszeitraum mit der Phase der überseeischen Expansion Roms im 2. Jahrhundert v. Chr. beginnen und mit der Konsolidierung des Imperium Romanum um 100 n. Chr. beenden. In einem ersten Schritt will ich die römische Raumwahrnehmung vorstellen (I.), sodann die unterschiedlichen Formen und Auswirkungen der Verbannung im republikanischen Rom einerseits (II.), im Kontext der mediterranen Staatenwelt des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr. andererseits (III.) in den Blick nehmen, um

<sup>3</sup> Suetonius, *Domitian* 10.3.

<sup>4</sup> Vgl. zu frühen römischen Landschaftsdarstellungen Roman Roth, „Varro’s picta Italia (RR I. ii. 1) and the Odology of Roman Italy“, *Hermes* 135 (2007): 286–300; Elena Isayev, *Migration, Mobility and Place in Ancient Italy* (Cambridge: Cambridge University Press, 2017), 383–385; insofern geht es hier primär um die Qualitäten des ‚vollen‘ Raumes, während die Kartographie des imperialistischen Zeitalters eher die vermeintliche Leere des zu beherrschenden und zu ‚zivilisierenden‘ kolonialen Raumes hervorhob: Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert* (Hamburg: Hamburger Edition, 2012), 118–125; zum Katalogisierungshabitus vgl. nur die Auflistung der 876 von Pompeius in Spanien unterworfenen ‚Städte‘ (*oppida*) auf dem Siegesmal vom Col Perthus oder die Inschrift des augusteischen Tropaeum Alpium von La Turbie mit der Aufzählung der im Alpenfeldzug unterworfenen Völker (Plinius der Ältere, *Naturalis historia* 3.18 und 7.96 bzw. 3.136–137).

<sup>5</sup> Einführend: Oswald A. W. Dilke, „Roman Large-Scale Mapping in the Early Empire“, in *Cartography in Prehistoric, Ancient, and Medieval Europe and the Mediterranean*, hrsg. von John B. Harley und David Woodward (Chicago: University of Chicago Press, 1987), 212–233.

mich schließlich dem Exil als Teil des Strafsystems im römischen ‚Weltreich‘ zuzuwenden.

## Raumkonzepte und Herrschaftsorganisation im antiken Rom

Das Römische Reich war in den Worten Vergils ein *imperium sine fine*, also ein Reich ohne fixe Grenzen. Der augusteische Dichter hat diese fehlende Demarkation sowohl auf die Geographie als auch auf die Zeit bezogen, als er Iuppiter in der Aeneis verheißen ließ: „Diesen [den Römern] setze ich weder eine Grenze ihrer Macht noch bestimmte Zeiten: Eine Herrschaft ohne Ende habe ich ihnen vergönnt“.<sup>6</sup> Tatsächlich gibt es ausreichend Hinweise in den Quellen, dass zumindest bis in die Zeit Ciceros mit dem Begriff *imperium* kein definierter Raum assoziiert wurde. Erst gegen Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts entwickelte sich in Rom sehr allmählich eine Vorstellung von Territorialität.<sup>7</sup> Zuvor galt alles als Teil des Imperium Romanum, was in irgendeiner Weise der Befehlsgewalt römischer Magistrate unterstand. Roms Hegemonie in Italien basierte auf der Anlage von Militärkolonien und einem Netz bilateraler Verträge mit den sogenannten Bundesgenossen (*socii*). Erst in der Folge des *bellum sociale* (91–88 v. Chr.) wurde das römische Bürgerrecht auf den größten Teil der Halbinsel ausgedehnt, die einst eigenständigen Partnerstaaten verschwanden als Völkerrechtssubjekte.<sup>8</sup> Seit dem Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. war das außeritalische Herrschaftsgebiet Roms hinzugekommen und wuchs seitdem ebenso massiv wie rasant.<sup>9</sup> Entsprechend komplex (oder auch: uneinheitlich) war das Imperium der frühen Kaiserzeit organisiert, wie eine oft zitierte Passage aus

<sup>6</sup> Vergil, *Aeneis* 1.278–279: „*His ego nec metas rerum nec tempora pono; imperium sine fine dedi*“, (Übersetzung aus Gerhard Fink, *P. Vergilius Maro: Aeneis*, lateinisch–deutsch, Sammlung Tusculum [Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler, 2005], 25).

<sup>7</sup> Vgl. John S. Richardson, „Imperium Romanum: Empire and the Language of Power“, *Journal of Roman Studies* 81 (1991): 1–9; John S. Richardson, *The Language of Empire: Rome and the Idea of Empire from the Third Century BC to the Second Century AD* (Cambridge: Cambridge University Press, 2008), 185–186; Christian Reitzenstein-Ronning, *Exil und Raum im antiken Rom*, Vestigia 76 (München: C. H. Beck, 2023), 108–114.

<sup>8</sup> Zum Bundesgenossensystem klassisch Theodora Hantos, *Das römische Bundesgenossensystem in Italien*, Vestigia 34 (München: C. H. Beck, 1983).

<sup>9</sup> Vgl. zu den Mechanismen die einflussreiche, sehr stark den römischen Eroberungswillen betonende Studie von William V. Harris, *War and Imperialism in Republican Rome: 327–70 B.C.* (Oxford: Clarendon Press, 1979).

dem Werk des Geographen Strabon zeigt: Neben dem Bereich direkter römischer Herrschaft, ausgeübt durch Magistrate und Promagistrate des *populus Romanus*, existierten größere und kleinere Klientelstaaten, oft Fürstentümer und Königreiche, deren jeweilige Herrscher in der Gnade des Senats bzw. des Princeps standen und ihre Außen- und Militärpolitik an Rom auszurichten hatten.<sup>10</sup> Die Basis des Reiches aber bildeten ca. 2000 Städte, auf denen die Hauptlast der Verwaltung ruhte und die immer auch für einen bestimmten Raumabschnitt verantwortlich waren – sicherheits- und ordnungspolitisch wie fiskalisch. Die Verteidigung des Imperiums hatte Augustus einer stehenden Berufsarmee anvertraut, die an den Außengrenzen in Garnison lag.<sup>11</sup> Dieses Gebilde war ideologisch grundsätzlich auf Expansion ausgerichtet, auf den kontinuierlichen Vorschub des kontrollierten Raumes, der schließlich identisch mit dem *orbis terrae*, dem Erdkreis, werden sollte.<sup>12</sup> Selbst die Anlage der Limites in Germanien, Britannien und Syrien ab dem 2. Jahrhundert galt eher der Überwa-

---

**10** Vgl. Strabon, *Geographika* 17.24; dazu Johannes Engels, *Augusteische Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia*, *Geographica Historica* 12 (Stuttgart: Franz Steiner, 1999), 310–313.

**11** Vgl. Suetonius, *Augustus* 49.1–2 sowie die Selbstdarstellung des Augustus in *Res Gestae Divi Augusti* 3 und 26–30; zum ambivalenten Bild des Siegers und zugleich Friedensherrschers siehe ausführlich Wolfgang Havener, *Imperator Augustus: Die diskursive Konstituierung der militärischen persona des ersten römischen princeps*, *Studies in Ancient Monarchies* 4 (Stuttgart: Franz Steiner, 2016); Christian Wendt, *Sine fine: Die Entwicklung der römischen Außenpolitik von der späten Republik bis in den frühen Prinzipat*, *Studien zur Alten Geschichte* 9 (Berlin: Verlag Antike, 2008), 185, bezeichnet die Politik des Augustus als „kontrollierten Expansionismus“; zur Militärreform siehe Kurt A. Raaflaub, „Die Militärreform des Augustus und die politische Problematik des frühen Prinzipats“, in *Saeculum Augustum*, Bd. 1, 2. Aufl., hrsg. von Gerhard Binder, *Wege der Forschung* 266 (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1987), 246–307.

**12** Zur Eroberungs-Mentalität der Elite Susan P. Mattern, *Rome and the Enemy: Imperial Strategy in the Principate* (Berkeley: University of California Press, 1999), 162–171; siehe aber die Diskussion um eine angebliche Konsolidierungspolitik des Augustus, die sich auf Cassius Dio, *Rhomaike historia* 56.33 und insb. Tacitus, *Annales* 1.11 stützt: „Dies alles [eine Übersicht über den Bestand des Reiches] hatte Augustus eigenhändig genau aufgezeichnet und den Rat hinzugefügt, man solle sich bescheiden innerhalb der jetzigen Grenzen des Reiches – ungewiss, ob aus wirklicher Besorgnis oder nur aus Eifersucht“ („*quae cuncta sua manu perscriperat Augustus addideratque consilium coercendi intra terminos imperii, incertum metu an per inviadim*“, Übersetzung aus Erich Heller, *P. Cornelius Tacitus: Annalen*, 6. Aufl., lateinisch-deutsch, Sammlung Tusculum [Mannheim: Artemis & Winkler, 2010], 33); kritisch zur Existenz eines solchen „politischen Testaments“ des Augustus Josiah Ober, „Tiberius and the Political Testament of Augustus“, *Historia* 31 (1982): 306–328; Übersicht zur Diskussion, Wendt, *Sine fine*, 192–193; vgl. auch Richard Alston, „Augustan Imperialism“, in *A Companion to Roman Imperialism*, hrsg. von Dexter Hoyos, *History of Warfare* 81 (Leiden/Boston: Brill, 2013), 197–211; zur Debatte um eine weiterhin imperialistische Politik auch in der Kaiserzeit siehe den Forschungs-

chung des (noch zu erobernden) Vorfeldes als der starren, linearen Verteidigung.<sup>13</sup>

Was allerdings die römische Raumerfassung und Raumerfahrung anbelangt, stehen wir noch immer vor vielen offenen Fragen. Gewichtige Gründe sprechen dafür, dass die Römer Raum vor allem *hodologisch* konzeptualisierten, mithin aus der Perspektive von Reisenden.<sup>14</sup> Anders gesagt: Sie nahmen ihr Imperium als ein Konglomerat aus See- und Landrouten wahr, jenseits derer sich das große Unbekannte und Bedrohliche erstreckte – voll von Räubern und anderen Ungeheuern. Dies gilt auch und gerade für die Raumwahrnehmung der Verbannten.<sup>15</sup> Recht unklar bleiben zudem die kartographischen Möglichkeiten der römischen Antike.<sup>16</sup> Ob etwa die berühmte „Karte des Agrippa“ auf dem Marsfeld in Rom wirklich eine bildliche Darstellung des Imperium Romanum war, ist heftig umstritten.<sup>17</sup> Vielleicht handelte es sich auch nur um einen kata-

überblick von Paul J. Burton, *Roman Imperialism*, Brill Research Perspectives / Ancient History (Leiden/Boston: Brill, 2019), 90–93.

<sup>13</sup> Vgl. Andrew W. Lintott, „What was the Imperium Romanum?“, *Greece & Rome* 28 (1981): 53–67, hier 64–65.

<sup>14</sup> Für diesen Ansatz vgl. insb. Pietro Janni, *La mappa e il periplo: Cartografia antica e spazio odologico*, Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia 19 (Rom: Bretschneider, 1984).

<sup>15</sup> Vgl. insb. Ovids Schilderung seiner abenteuerlichen Reise zum Verbannungsort Tomi in Ovid, *Tristia* 1.10 und 11; der Romanautor Apuleius lässt einen hochrangigen *exul* unterwegs zu der ihm angewiesenen Insel buchstäblich unter die Räuber fallen, Apuleius, *Metamorphoses* 7.6–8; Philon, *In Flaccum* 151–161 beschreibt detailliert den Weg des in Ungnade gefallenen Statthalters von Ägypten nach Andros. Zu den Beschreibungsdispositiven des Exils zählt geradezu seine Ent-Räumlichung. Die Welt des Verbannten reduziert sich auf einen einzigen Punkt: Senecas lebensfeindlichen Fels im Meer, Ovids von Barbaren und froststarrender Leere umgebene Festung am Schwarzen Meer.

<sup>16</sup> Zum Forschungsstand vgl. Andrew M. Riggsby, *Mosaics of Knowledge: Representing Information in the Roman World*, Classical Culture and Society (Oxford: Oxford University Press, 2019), 154–202.

<sup>17</sup> Quellenbasis ist Plinius der Ältere, *Naturalis historia* 3.17: „Wer könnte glauben, dass sich Agrippa bei seiner so großen Genauigkeit und außerdem bei der so großen Sorgfalt, die er auf sein Werk verwendete, indem er den Erdkreis der Stadt (Rom) vor Augen führen wollte, geirrt habe [scil. hinsichtlich der Ausdehnung der Provinz Baetica], und mit ihm der göttliche Augustus? Dieser nämlich vollendete die von der Schwester des M. Agrippa nach dessen Angabe und nach dessen Aufzeichnungen begonnene Säulenhalde“. („*Agrippam quidem in tanta viri diligentia praeterque in hoc opere cura, cum orbem terrarum urbi spectandum propositurus esset, errasse quis credat et cum eo Divum Augustum? is namque complexam eum porticum ex destinatio[n]e et commentariis M. Agrippae a sorore eius inchoatam peregit*“, Übersetzung aus Roderich König und Gerhard Winkler, *C. Plinius Secundus d. Ä.: Naturkunde. Buch 3–4*, 2. Aufl., lateinisch-deutsch, Sammlung Tusculum [Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler, 2002], 23); zur Diskussion vgl. den extrem skeptischen Ansatz von Kai Brodersen, *Terra cognita: Studien zur römischen Raumerfassung*, Spudasmata 59 (Hildesheim: Olms, 1995), 268–287 (keine Karte);

logartigen geographischen Kommentar in Textform. Erfassung und Beschreibung des Raumes jedenfalls wurden als „pragmatische“ und damit der Politik zuarbeitende Wissenschaft, der Besitz entsprechender Darstellungen (Schriften und Karten) aber, wie das Eingangsbeispiel der Karte des Pomprianus gezeigt hat, als ein Anspruch auf Herrschaft selbst begriffen.<sup>18</sup> Der Umgang mit Karten blieb schon aus Kostengründen auf einen sehr kleinen Personenkreis beschränkt.<sup>19</sup> Trotz der römischen Militärmacht wissen wir nichts Belastbares über die Existenz oder gar den Gebrauch von Generalstabskarten oder Ähnlichem; bei entsprechenden Operationen verließ man sich auf ortskundige Führer.<sup>20</sup> Und für administrative Zwecke ging man offenbar eher additiv vor: Eine Provinz war schlicht die Summe sich grundsätzlich selbst verwaltender städtischer Gemeinwesen, aufgelistet in der *formula provinciae* und der Aufsicht eines römischen Amtsträgers unterstellt.<sup>21</sup> Auf diese Weise gesammeltes Wissen wurde in

optimistischer im Sinne einer maßstäblichen graphischen Darstellung u. a. Oswald A. W. Dilke, „Maps in the Service of the State: Roman Cartography to the End of the Augustan Era“, in *Cartography in Prehistoric, Ancient, and Medieval Europe and the Mediterranean*, hrsg. von John B. Harley und David Woodward (Chicago: University of Chicago Press, 1987), 201–211, insb. 207–209; Claude Nicolet, *L'inventaire du monde: Géographie et politique aux origines de l'Empire romain* (Paris: Fayard, 1988), 103–131; Engels, *Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia*, 369–376; Christian Hänger, „Die Karte des Agrippa“, in *Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike*, hrsg. von Michael Rathmann (Mainz: von Zabern, 2007), 135–142; Riggsby, *Mosaics of Knowledge*, 190–191.

**18** Strabon, *Geographika* 1.1.16 (vgl. auch 1.1.18 und 22–23) betont den pragmatischen Aspekt seiner Geographie: „Ganz besonders scheint mir für das jetzt zur Rede Stehende die Überlegung zu sprechen, dass der größte Teil der Geographie sich auf die Bedürfnisse der Politik bezieht“ („διαφερόντως δ' ἐπάγεσθαι δοκεῖ μοι πρὸς τὰ νῦν ἐκείνος ὁ λόγος, διότι τῆς γεωγραφίας τὸ πλέον ἔστι πρὸς τὰς χρείας τὰς πολιτικάς“, Übersetzung aus Stefan Radt, *Strabons Geographika Bd. 1: Prolegomena, Buch 1–4* [Göttingen, 2002], 21).

**19** Dazu die akribischen Untersuchungen von Silke Diederich, „Kartenkompetenz und Kartenbenutzung bei den römischen Eliten: Teil 1“, *Orbis Terrarum* 16 (2018), 57–136; Silke Diederich, „Kartenkompetenz und Kartenbenutzung bei den römischen Eliten: Teil 2“, *Orbis Terrarum* 17 (2019), 101–184.

**20** Zu daraus resultierenden Orientierungsproblemen im Raum Herbert Graßl, „Irrwege: Orientierungsprobleme im antiken Raum“, in *Zu Wasser und zu Land: Verkehrswege in der antiken Welt*, hrsg. von Eckart Olshausen und Holger Sonnabend, *Geographica Historica* 17 (Stuttgart: Franz Steiner, 2002), 83–92; Michael Rathmann, „Orientierungshilfen für antique Reisende in Bild und Wort“, in *Mobilität in den Kulturen der antiken Mittelmeerwelt*, hrsg. von Eckart Olshausen und Vera Sauer, *Geographica Historica* 31 (Stuttgart: Franz Steiner, 2014), 411–423.

**21** Vgl. Raimund Schulz, *Herrschaft und Regierung: Roms Regiment in den Provinzen in der Zeit der Republik* (Paderborn: Schöningh, 1997), 93–98; eingehende Diskussion des Begriffs der *form(ul)a provinciae* bei Marco Vitale, *Das Imperium in Wort und Bild: Römische Darstellungsformen beherrschter Gebiete in Inschriftenmonumenten, Münzprägungen und Literatur*, *Historia Einzelschriften* 246 (Stuttgart: Franz Steiner, 2017), 166–181.

der Zentrale archiviert. Zumindest für die Spätantike verfügen wir immerhin über Informationen, dass anhand von Karten vermittelte geographische Kenntnisse auch bei der Ausbildung der Eliten eine Rolle spielten. Ganz im Vordergrund stand aber auch hier der römische Anspruch auf Herrschaft über den dargestellten Raum.<sup>22</sup>

## **Ursprünge: Die „freiwillige Verbannung“ im Verfassungsexkurs des Polybios**

Ich komme nun zu meinem eigentlichen Thema, der Verbannung im römischen Recht, und ihrer Verbindung zu einem Phänomenbereich, den man trotz aller terminologischen Herausforderungen als „internationale Politik“ bezeichnen kann. Mögliche Einwände gegen die Anwendung des Begriffs auf die römische Antike sind leicht zu finden: Wiederholt ist die Staatlichkeit der *res publica Romana* grundsätzlich in Frage gestellt worden; wie schwierig es zudem ist, Herrschaftsorganisation und Territorialität des Imperiums adäquat zu fassen, sollte der vorangehende Abschnitt gezeigt haben.<sup>23</sup> Für die übrigen Akteure der antiken Welt, von den *reges* und *duces* indiger „Stämme“ über italische *civitates*, griechische Poleis und Bundesstaaten bis hin zu den hellenistischen Großreichen, aber auch für das Partherreich der Arsakiden, gilt diese doppelte Problematik in verschärfter Form. Andererseits bediente sich Rom seit frühester Zeit des Instrumentariums der Friedens- und Bündnisverträge (*foedera*), betrachtete der Senat also nicht nur die *res publica*, sondern auch die Systemumwelt als Rechtssubjekte. Mit der Priesterschaft der *Fetialen* und ihren Ritualen standen – angeblich bereits seit der Königszeit – Grundstrukturen des zwischenstaatli-

---

**22** So anhand des *orbis depictus* in der Säulen halle der Rhetorik-Schule im gallischen Augustodunum (Autun): *Panegyrici Latini*, 9(4).20–21: „Die Jugend soll außerdem in jenen Säulenhallen alle Länder und jegliche Meere ansehen und täglich betrachten: alles, was die gänzlich unbesieg baren Herrscher an Städten, Stämmen und Völkern entweder durch ihre Fürsorge wiederherstellen, oder durch ihre Stärke bezwingen oder durch Schrecken in Schranken halten“ („*videat praeterea in illis porticibus iuventus et cotidie spectet omnes terras et cuncta maria et quicquid invictissimi principes urbium gentium nationum aut pietate restituunt aut virtute devincunt aut terrore devincunt*“, Übersetzung aus Diederich, „Kartenkompetenz und Kartenbenutzung bei den römischen Eliten: Teil 2“, 102).

**23** Zu dieser Debatte polemisch, im Ergebnis („Wer dem Imperium Romanum abspricht, ein ‚Staat‘ gewesen zu sein, muß folgerichtig das Wort ‚Staat‘ aus dem Wortschatz streichen“) aber wohl richtig Egon Flaig, *Den Kaiser herausfordern: Die Usurpation im Römischen Reich*, 2. Aufl., Historische Studien 7 (Frankfurt am Main/New York: Campus, 2019), 39–51.

chen Verkehrs bereit,<sup>24</sup> die später von einem umfassenden Gesandtschaftswesen ergänzt bzw. abgelöst wurden.<sup>25</sup> Insgesamt scheint es mir daher legitim und sinnvoll zu sein, auch für den vorliegenden Untersuchungskomplex Fragestellungen und Methoden der „internationalen Geschichte“ in Anwendung zu bringen.

Doch nicht nur die im engeren Sinne politikgeschichtliche, sondern auch die rechtshistorische Seite meiner Fragestellung ist hinreichend komplex: Im antiken Rom gab es kein einheitliches Konzept von Verbannung, vielmehr bündelte der Begriff *exilium* einen großen Strauß an unterschiedlichen Sanktionsformen, die man wohl am besten mit dem englischen Ausdruck ‚spatial punishments‘ zusammenfassen kann.<sup>26</sup> Historisch hat sich das Exil in Rom aus einem Brauch entwickelt, den der griechische Autor Polybios im 2. Jahrhundert v. Chr. als „freiwillige Verbannung“ bezeichnet hat.<sup>27</sup> Mitglieder der Oberschicht hatten das Recht, im Verlauf eines gegen sie gerichteten Strafprozesses bei sich abzeichnender Verurteilung unbehelligt die Stadt zu verlassen und sich in einem anderen Gemeinwesen niederzulassen. Polybios listet exemplarisch drei Orte auf, die hierfür in Frage kamen: Praeneste, Tibur und Neapolis. Keine dieser Lokalitäten ist weit von Rom entfernt. In die beiden erstgenannten Ortschaften gelangte man bei flottem Reisetempo binnen eines Tages. Laut unserer Quelle waren die genannten Exilorte jeweils durch einen bilateralen völkerrechtlichen Vertrag mit Rom verbunden. Fraglich ist, ob einem Reziprozitätsgebot folgend Exilanten aus den Partnergemeinden ihrerseits in Rom Zuflucht finden konnten.<sup>28</sup> Belastbare Belege haben wir dafür nicht. Sicher aber war Rom von Beginn an eine ‚offene‘ Stadt (das *asylum Romuli* bot der Legende nach Heimatlosen

**24** Vgl. John W. Rich, „The Fetiales and Roman International Relations“, in *Priests and State in the Roman World*, hrsg. von James H. Richardson und Federico Santangelo, Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 33 (Stuttgart: Franz Steiner, 2011), 187–242; Andreas Zack, *Studien zum „Römischen Völkerrecht“: Kriegserklärung, Kriegsbeschluss, Beeidung und Ratifikation zwischenstaatlicher Verträge, internationale Freundschaft und Feindschaft während der römischen Republik bis zum Beginn des Prinzipats*, 2. Aufl., Beihefte zum Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 5 (Göttingen: Edition Ruprecht, 2007).

**25** Vgl. Filippo Canali de Rossi, *Le ambascerie romane ad gentes in età regia e repubblicana: Ricerche di storia della diplomazia antica* (Rom, 2000).

**26** Vgl. Theodor Mommsen, *Römisches Strafrecht*, Systematisches Handbuch der Deutschen Rechtswissenschaft 1.4 (Leipzig: Duncker & Humblot, 1899 [ND 1990]), 964–980.

**27** Polybios, *Historiae* 6.14.7–9; vgl. Olivia F. Robinson, „Polybius on Exile“, *Iura* 52 (2001): 19–27.

**28** Diskussion bei Gordon P. Kelly, *A History of Exile in the Roman Republic* (Cambridge: Cambridge University Press, 2006), 54–65.

aus ganz Italien Schutz), und dieses Faktum bildete einen zentralen Faktor der Identität und Selbstbeschreibung des *populus Romanus*.<sup>29</sup>

Von besonderem Interesse für den vorliegenden Zusammenhang ist die systemische Funktion, die Polybios dem „freiwilligen Exil“ zuwies. Explizite Zielsetzung seiner „Historien“ war es, den Aufstieg Roms zur Weltmacht einem griechisch-sprachigen Publikum plausibel zu machen.<sup>30</sup> Mit die wichtigste Erklärung hierfür sah er in der politischen Ordnung der Tiberstadt – einer Ordnung, die er als perfekte Mischverfassung beschrieb: Monarchische, aristokratische und demokratische Elemente seien in einer bewundernswerten Balance miteinander verbunden.<sup>31</sup> Zu den „demokratischen“ Elementen rechnete der Historiker die Befugnisse der Volksversammlung, nämlich die Wahl der Magistrate und die Funktion als Gerichtshof. In Polybios' Worten: Das Volk entscheidet über Belohnungen und Strafen, die den Mitgliedern der soziopolitischen Elite zuteilwerden. Er präzisiert: Insbesondere sind es kapitale Strafen, konkret die Todesstrafe. Der lobenswerte Brauch der Selbstverbannung erlaube es, dieser finalen Sanktion buchstäblich aus dem Weg zu gehen.<sup>32</sup> Nun könnte man das eher für ein Detail des römischen Strafrechts halten, das in einer großangelegten Verfassungsanalyse etwas deplatziert wirkt – zumal so präsentiert wie im vorliegenden Fall. Wie lässt sich diese Unwucht erklären? Eine mögliche Antwort mag ein Blick auf die Biographie des Polybios und seine Erfahrungswelt liefern.

---

<sup>29</sup> Vgl. Livius, *Ab urbe condita* 1.8–9; dazu Emma Dench, *Romulus' Asylum: Roman Identities from the Age of Alexander to the Age of Hadrian* (Oxford: Oxford University Press, 2005), 1–36.

<sup>30</sup> Polybios, *Historiai* 1.1.5.

<sup>31</sup> Kritisch dazu Wilfried Nippel, *Mischverfassungstheorie und Verfassungsrealität in Antike und früher Neuzeit*, Geschichte und Gesellschaft 21 (Stuttgart: Klett-Cotta, 1980), 142–156.

<sup>32</sup> Vgl. Polybios, *Historiai* 6.14.7: „Denen, die zum Tode verurteilt werden, geben sie nach ihrer Sitte während des Verfahrens, vor dem Urteilsspruch, die Möglichkeit, vor aller Augen aus Rom wegzugehen, auch wenn nur noch eine einzige Abstimmungseinheit (Tribus) von denen, welche die Verurteilung rechtsverbindlich vollziehen, ihre Stimme nicht abgegeben hat. Damit haben sie die Möglichkeit, sich selbst zum freiwilligen Exil zu verurteilen“ („τοῖς γὰρ θανάτου κρινομένοις, ἐπὰν καταδικάζωνται, δίδωσι τὴν ἔξουσίαν τὸ παρ’ αὐτοῖς ἔθος ἀπαλλάττεσθαι φανερῶς, κανὸν ἔτι μία λείπηται φυλὴ τῶν ἐπικυρουσῶν τὴν κρίσιν ἀφιηφόρητος, ἔκουσιον ἔαυτοῦ καταγνόντα φυγαδείαν“, Übersetzung aus Karl F. Eisen, *Polybios: Die Verfassung der römischen Republik – Historien, Buch 6*, griechisch-deutsch, hrsg. von Kai Brodersen [Ditzingen: Reclam, 2012], 55 und 57).

## Exil und Verbannung in der Mittelmeerwelt des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr.

Polybios war ein äußerst versierter Staatsmann. Bereits sein Vater hatte zu den führenden Männern des Achaiischen Bundes gezählt, dessen Herrschaftsbereich sich phasenweise über einen großen Teil der Peloponnes erstreckte. In den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts v. Chr. versuchten Politiker dieses Bundes, einen eigenständigen Kurs gegenüber den maßgeblichen Mächten in Hellas zu steuern, vor allem gegenüber dem bedrohlich nah gelegenen Makedonien. Zu dieser Zeit war der östliche Mittelmeerraum insgesamt von extremer Instabilität der Verhältnisse gekennzeichnet; der amerikanische Althistoriker Arthur Eckstein hat in diesem Kontext treffend von einer „Anarchie“ des internationalen Systems gesprochen.<sup>33</sup> In der griechischen Staatenwelt schlug sich dies in häufigen Bündniswechseln und internen Spannungen nieder – beide Entwicklungen führten zu stets neuen Wellen von Exilierungen. Moderne Schätzungen siedeln die Größenordnung solcher Bevölkerungsverschiebungen im oft zweistelligen Prozentbereich an, bezogen auf die Gesamteinwohnerschaft der betroffenen Orte.<sup>34</sup> Immer wieder versuchten Betroffene, mit Waffengewalt die Rückkehr in die Heimat zu erzwingen, oder ließen sich als Söldner anwerben. Regelmäßig bildete die Exilantenfrage auch ein Einfallstor für die Machtambitionen hegemonialer Mächte. Besonders deutlich wird das am Beispiel des von Alexander dem Großen im Jahr 324 v. Chr. einseitig erlassenen „Verbanntendekrets“.<sup>35</sup> Ein Gesandter des Königs verkündete bei den Olympischen Spielen, vor angeblich mehr als 20 000 Exilanten, alle Verbannten dürften in ihre Heimatstädte zurückkehren und würden in ihre alten Rechte wieder eingesetzt werden. In einer Inschrift aus der Stadt Tegea auf der Peloponnes finden sich konkrete Regelungen, wie auf lokaler Ebene die Heimkehrer integriert, zumindest

---

<sup>33</sup> Arthur M. Eckstein, *Mediterranean Anarchy, Interstate War, and the Rise of Rome* (Berkeley: University of California Press, 2006); Arthur M. Eckstein, *Rome Enters the Greek East: From Anarchy to Hierarchy in the Hellenistic Mediterranean, 230–170 BC* (Malden: Blackwell, 2008).

<sup>34</sup> Vgl. Jakob Seibert, *Die politischen Flüchtlinge und Verbannten in der griechischen Geschichte: Von den Anfängen bis zur Unterwerfung durch die Römer*, Impulse der Forschung 30 (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1979), 405–406; Hans-Joachim Gehrke, *Stasis: Untersuchungen zu den inneren Kriegen in den griechischen Staaten des 5. und 4. Jh. v. Chr.*, Vestigia 35 (München: C. H. Beck, 1985), 216–236; zu Zwangsmigration und Flucht im archaischen und klassischen Griechenland siehe auch Robert Garland, *Wandering Greeks: The Ancient Greek Diaspora from the Age of Homer to the Death of Alexander the Great* (Princeton: Princeton University Press, 2014), insb. 79–98, 131–149, und zur chronologischen Übersicht und Prosopographie 253–270.

<sup>35</sup> Diodoros, *Bibliotheca historike* 17.109.1 und 18.8.4 (Wortlaut der Deklaration).

ein Teil ihres einstigen Vermögens restituiert und allfällige Streitfälle beigelegt werden sollten.<sup>36</sup> Ob das im konkreten Fall von Erfolg gekrönt war, können wir mangels weiterer Quellen nicht sagen. Allzu optimistisch sollte man nicht sein: Laut der antiken Historiographie haben die Folgen der Amnestie den sogenannten „Lamischen Krieg“, einen Aufstand Athens gegen die Makedonen 323/322 v. Chr., zumindest mit ausgelöst.<sup>37</sup>

Warum ging Alexander das Risiko einer solch ebenso pauschalen wie tief greifenden Maßnahme ein?<sup>38</sup> Ohne Zweifel stellte die große Zahl der Verbannen ein beachtliches Gefahrenpotential dar. Denn im Alexanderreich brodelte es an mehreren Stellen, viele Statthalter und Militärführer waren unzufrieden mit ihrem ja noch jungen, recht quecksilbrigen Anführer, der nach den Entbehrungen des Indienfeldzugs bereits neue Pläne für eine großangelegte Expedition nach Westen hegte.<sup>39</sup> Heimatlose Exilanten konnten angesichts dieser Lage für mögliche Usurpatoren ein Reservoir an Kämpfern bilden, die verzweifelt genug waren, alles auf eine Karte zu setzen. Eine andere – durchaus kombinierbare – Erklärung könnte darin liegen, dass Alexander gerade durch die erwartbaren Verwerfungen seiner Restitutionspolitik die betroffenen Staaten schwächen und so dauerhaft von sich abhängig machen wollte. Wenn das wirklich sein Kalkül war, scheint es kurzfristig aufgegangen zu sein: Bei Diodor ist überliefert, das Verbanntendekret habe eine ganze Flut von Gesandtschaften an Alex-

**36** Vgl. *Sylloge Inscriptionum Graecarum*, 3. Aufl., Nr. 306; André Plassart, „Règlement Tégéate concernant le retour des bannis à Tégée en 324 av. J.-C.“, *Bulletin de Correspondance Hellénique* 38 (1914): 101–188; Gerhard Thür und Hans Taeuber, *Prozessrechtliche Inschriften der griechischen Poleis: Arkadien*, Veröffentlichungen der Kommission für Antike Rechtsgeschichte 8 (Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1994), 51–70.

**37** So Diodorus, *Bibliotheca historike* 18.8.1; vgl. Quintus Curtius Rufus, *Historiae Alexandri Magni* 10.2.4–7; Iustinus, *Epitome historiarum Philippicarum* 13.5; skeptisch dazu Oliver Schmitt, *Der Lamische Krieg*, Habelts Dissertationsdrucke Reihe Alte Geschichte 33 (Bonn: Habelt, 1992), 23–34.

**38** Zum Verbanntendekret und möglichen Motiven Alexanders siehe Albert B. Bosworth, *Conquest and Empire: The Reign of Alexander the Great* (Cambridge: Cambridge University Press, 1988), 220–229; Michael Zahrnt, „Versöhnen oder Spalten? Überlegungen zu Alexanders Verbanntendekret“, *Hermes* 131 (2003): 407–432; Sviatoslav Dmitriev, „Alexander’s Exiles Decree“, *Klio* 86 (2004): 348–381; Ian Worthington, „From East to West: Alexander and the Exiles Decree“, in *East and West in the World Empire of Alexander: Essays in Honour of Brian Bosworth*, hrsg. von Pat Wheatley und Elizabeth Baynham (Oxford: Oxford University Press, 2015), 93–106.

**39** Exemplarisch hierfür ist die Flucht des Harpalos, des treubrüchigen ‚Schatzmeisters‘ Alexanders, nach Athen im Jahr 334 v. Chr.: Ernst Badian, „Harpalus“, *Journal of Hellenic Studies* 81 (1961): 16–43; ausführlich Christopher W. Blackwell, *In the Absence of Alexander: Harpalus and the Failure of Macedonian Authority*, Lang Classical Studies 12 (New York: Peter Lang, 1999).

anders Hof in Babylon ausgelöst.<sup>40</sup> Auch in der genannten Inschrift von der Peloponnes wird eigens auf Absprachen mit dem König verwiesen.<sup>41</sup> Die groß angelegte Amnestie zwang die Städte in Griechenland folglich, die Kommunikationsdichte mit der Zentrale zu erhöhen, und verschaffte dem Herrscher so einen Hebel, der tiefe Eingriffe in die Autonomie der Kommunen ermöglichte. Mithin lässt sich das Verbanntendekret als (recht gewagter) Versuch des Monarchen lesen, den zwar militärisch unterworfenen, aber politisch längst noch nicht konsolidierten Herrschaftsraum zu homogenisieren. Auch seine Nachfolger – auf der Ebene der Großreiche wie der Mittelmächte – versuchten sich an ähnlichen Projekten. Meist verliefen solche Amnestien katastrophisch und führten nur zu neuen Auseinandersetzungen, Morden und Vertreibungen.<sup>42</sup> Auch diese geradezu suizidalen inneren Konflikte begünstigten den militärischen Erfolg der römischen Republik gegen die hellenistischen Staaten, und innerhalb weniger Jahrzehnte zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. änderten sich die Rahmenbedingungen internationaler Politik im Raum östlich der Adria fundamental.

Gerade der rasante Aufstieg Roms zur mediterranen Führungs- und Ordnungsmacht nach dem Hannibalkrieg zeigt aber seinerseits, wo die Grenzen der Politiken von Verbannung und Amnestie lagen, oder anders formuliert: welche Herausforderungen an den jeweiligen Hegemon herangetragen wurden. Als in den 190er und 180er Jahren v. Chr. der Senat immer öfter als Schlichtungsinstanz in innergriechische Angelegenheiten gezogen wurde, gehörte dazu sehr häufig die Frage, wie mit Verbannten umzugehen war.<sup>43</sup> Die römischen Entscheidungsträger überforderte sowohl das Phänomen an sich als auch sein Ausmaß. Das führte zu paradoxen Ergebnissen. Obwohl der Senat in der Anfangszeit die auswärtigen Partner offenbar vor allem zu Restitutionen drängte, nahm er selbst die im eigenen Kernland Italien schon länger erprobte Zwangsmigration als Mittel der Projektion und Sicherung von Macht bald in das Repertoire sei-

---

**40** Vgl. Diodoros, *Bibliothike historike* 17.11.3–4.

**41** Vgl. *Sylloge Inscriptionum Graecarum*, 3. Aufl., Nr. 306, Z. 1–3.

**42** Vgl. Lene Rubinstein, „Forgive and Forget? Amnesty in the Hellenistic Period“, in *Vergeben und Vergessen? Amnestie in der Antike: Beiträge zum 1. Wiener Kolloquium zur Antiken Rechtsgeschichte 27.–28.10.2008*, hrsg. von Kaja Uibopuu-Harter und Fritz Mitthof, Wiener Kolloquien zur Antiken Rechtsgeschichte 1 (Wien: Holzhausen, 2013), 127–161.

**43** Vgl. hierzu Paul Cartledge und Antony Spawforth, *Hellenistic and Roman Sparta: A Tale of Two Cities*, 2. Aufl., States and Cities of Ancient Greece (London: Routledge, 2002), 73–83; Ioanna Kralli, *The Hellenistic Peloponnese: Interstate Relations, a Narrative and Analytic History, from the Fourth Century to 146 BC* (Swansea: Classical Press of Wales, 2017), 344–358; Yves Löbel, „Rom und die Flüchtlinge: Zum Umgang Roms mit griechischen Verbannten aus dem Achaiischen Bund“, *Gymnasium* 124 (2017): 225–246.

ner Politik auch im östlichen Mittelmeerraum auf.<sup>44</sup> Polybios wurde eines ihrer prominentesten Opfer. Er geriet im Jahr 167 v. Chr., nach dem für Rom überaus erfolgreichen Dritten Makedonischen Krieg und in der Folge politischer Rivalitäten in seiner Heimat, auf eine Liste von über 1000 vornehmen Achaiern, die nach Italien deportiert und dort für fast zwei Jahrzehnte interniert wurden.<sup>45</sup> Diese Maßnahme gehört in einen weiteren Kontext: Im Anschluss an die Entscheidungsschlacht von Pydna brachen in vielen Klein- und Mittelstaaten Griechenlands interne Machtkämpfe aus. Nicht nur waren Exilierungen wieder an der Tagungsordnung; mancherorts gipfelten diese sog. „Staseis“ in regelrechten Massakern.<sup>46</sup> Gegenüber den Gesandten des Senats versuchte man die Gewalt-Exzesse mit dem Hinweis auf romfeindliche Umrüste der jeweiligen Gegenpartei zu legitimieren. Die Argumentation verfing, und so ordnete Rom gleich in mehreren Gemeinwesen die Auslieferung suspekt gewordener Politiker an. Mit der Erstellung entsprechender Deportationslisten waren die „Rom-Freunde“ in

**44** Deportation von mehreren Zehntausend Ligurern nach Samnium in den 170er Jahren v. Chr.: Livius, *Ab Urbe Condita* 40.38/41/53 und 41.18; dazu ausführlich Stephen L. Dyson, *The Creation of the Roman Frontier* (Princeton: Princeton University Press, 1985), 105–112; Francisco Pina Polo, „Kolonisation, Deportation, Migration: Bevölkerungsverschiebung im republikanischen Italien und Formen der Identitätsbildung“, in *Herrschaft ohne Integration? Rom und Italien in republikanischer Zeit*, hrsg. von Martin Jehne und René Pfeilschifter, Studien zur Alten Geschichte 4 (Frankfurt am Main: Verlag Antike, 2006), 171–206, insb. 178–192; kritisch zur älteren Forschung Markus Sehlmeyer, „Die apuanischen Ligurer bei Livius: Geschichte einer (fast) vergessenen Deportation“, *Hermes* 146 (2018): 470–483.

**45** Vgl. Polybios, *Historiai* 30.13.3–10; Livius, *Ab urbe condita* 45.31.3–11; Zahlenangabe bei Pausanias, *Periegesis tes Hellados* 7.10.7–12; zu Polybios in Rom siehe Polybios, *Historiai* 31.23; zur Deportation des Polybios Joel Allen, *Hostages and Hostage-Taking in the Roman Empire* (Cambridge: Cambridge University Press, 2006), 203–205; für die meisten der Deportierten scheint Ortsbindung vorgelegen zu haben. Aufgrund seiner Beziehungen innerhalb der römischen Elite konnte sich Polybios allerdings dieser Auflage zumindest zeitweise entziehen: Andrew Erskine, „Polybius among the Romans: Life in the Cyclops' Cave“, in *Imperialism, Cultural Politics, and Polybius*, hrsg. von Christopher J. Smith und Liv M. Yarrow (Oxford: Oxford University Press, 2012), 17–32, hier 28–30.

**46** In Aitolien sollen 550 vermeintliche Rom-Feinde auf Veranlassung des Lykiskos hingerichtet worden sein. Römische Truppen übernahmen dabei Sicherungsaufgaben. Der römische Oberbefehlshaber, Aemilius Paullus, hingegen habe ostentativ darauf verzichtet, das Verhalten griechischer Politiker während des Krieges nachträglich zu überprüfen (Livius, *Ab urbe condita* 45.28.6–8, hier 6): „So durchzog er Griechenland, ohne Nachforschungen darüber anzustellen, wie ein jeder im Perseuskrieg als Privatmann oder als Politiker gesinnt gewesen war; er wollte nämlich nicht die Bundesgenossen durch Angst vor etwas beunruhigen“ („*ita peragrata Graecia, ut nihil eorum, quae quisque Persei bello privatum aut publice sensisset, inquireret, ne cuius metu sollicitaret animos sociorum*“, Übersetzung aus Hans Jürgen Hillen, T. Livius: *Römische Geschichte Band 11. Antike Inhaltsangaben und Fragmente der Bücher XLVI–CXLII*, 3. Aufl., lateinisch–deutsch, Sammlung Tusculum [Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 2000], 71).

den betroffenen Staaten rasch zur Hand – und verlängerten so die verhängnisvolle Tradition der Vertreibung unterlegener Konkurrenten.<sup>47</sup> Mit einem wichtigen Unterschied: Die Ausgewiesenen blieben nicht wie bisher als heimatlos gewordene „Verbannte“ in der Region, sondern wurden eben in das Kernland des neuen Hegemons verbracht. Auf diese Weise sollten möglichst stabile Herrschaftsverhältnisse in den griechischen Poleis und Bundesstaaten geschaffen werden.<sup>48</sup> Das Hauptziel des Senats lag offenbar darin, eine permanente Stationierung von Besatzungstruppen zu vermeiden.<sup>49</sup> Völlig neu war die Überstellung von gegnerischen Eliten nach Rom nicht. Aber quantitativ gingen diese Deportationen deutlich über die bislang übliche Anforderung von Geiseln hinaus, die seit dem Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. als Sicherungsinstrument Gegenstand von römischen Friedensverträgen war.<sup>50</sup>

Doch auch diese radikale Maßnahme brachte keine dauerhafte Lösung; spätestens der Aufstand des Andriskos 150 v. Chr. in Makedonien machte das mehr als deutlich.<sup>51</sup> Und so musste der Senat 20 Jahre später tun, was er eigentlich umgehen wollte, und Griechenland stärker in den Raum unmittelbarer römischer Herrschaft integrieren, entsprechende Transaktionskosten inbegriffen. Augustus machte das griechische Kernland dann zu einer Provinz des römischen Volkes. Damit änderte sich auch der Charakter des Exils grundlegend, das jetzt endgültig nicht mehr Angelegenheit der einzelnen Städte war, sondern (wenn auch wohl nie vollständig<sup>52</sup>) in das Reservatrecht des römischen Statthal-

<sup>47</sup> Polybios, *Historiae* 30.13; Livius, *Ab urbe condita* 45.31.

<sup>48</sup> Vgl. Stephan Elbern, „Geiseln in Rom“, *Athenaeum N.S.* 68 (1990): 97–140, insb. 126–127.

<sup>49</sup> Zur römischen Politik nach Pydna vgl. die Analyse von Erich S. Gruen, *The Hellenistic World and the Coming of Rome* (Berkeley: University of California Press, 1984), 514–519; nun Ian Worthington, *The Last Kings of Macedonia and the Triumph of Rome* (Oxford: Oxford University Press, 2023), 235–236.

<sup>50</sup> Polybios, *Historiae* 15.18 sowie Livius, *Ab urbe condita* 30.37.6 nennen z. B. nach dem Sieg über Karthago im Zweiten Punischen Krieg die vertraglich festgelegte Stellung von 100 Geiseln; hierzu Hatto H. Schmitt, *Die Staatsverträge des Altertums: Die Verträge der griechisch-römischen Welt von 338 bis 200 v. Chr.*, Bd. 3 (München: C. H. Beck, 1969), 306–307; Simon Thijs, *Obsidibus imperatis: Formen der Geiselstellung und ihre Anwendung in der Römischen Republik*, Philippika 129 (Wiesbaden: Harrassowitz, 2019), 134–144; Überblick über die Zahlen der von den Römern jeweils angeforderten Geiseln bei Elbern, „Geiseln in Rom“, 103–105; siehe auch Paavo Roos, *Studies of Hostages in Antiquity*, Skrifter utgivna av Vetenskapssocieteten i Lund 97 (Lund: Vetenskapssocieteten i Lund, 2019), 19–21.

<sup>51</sup> Vgl. Worthington, *The Last Kings of Macedonia and the Triumph of Rome*, 242–254.

<sup>52</sup> Noch in der Kaiserzeit scheinen Städte die Möglichkeit zur Ausweisung von Übeltätern und Unruhestiftern genutzt zu haben. Das legt z. B. der Befund in Nordafrika während der sogenannten „Christenverfolgungen“ im 3. Jahrhundert n. Chr. nahe; vgl. Graeme W. Clarke, *The Letters of St. Cyprian of Carthage Bd. 2: Briefe 28–54*, Ancient Christian Writers 44 (New York:

ters überführt wurde. Juristisch-administrative Raumqualität und Verbannungsformen entwickelten sich von nun an parallel und in Wechselbeziehung zueinander (siehe unten).

Als Polybios genau zu der Zeit der imperialen Wende Roms um 150 v. Chr. seinen Abriss der römischen Verfassung schrieb – nun durch Autopsie auch mit den Verhältnissen in Italien bestens vertraut –, unterschied sich die Situation im römischen Bürgergebiet mithin von den Verhältnissen in Hellas radikal. Während Verbannung in Griechenland ein richtiggehendes Massenphänomen war, kennen wir unter der römischen Bürgerbevölkerung zwar einige Einzelfälle von Exilanten, die Quellen erwähnen aber bis in das 2. Jahrhundert v. Chr. hinein keine substantiell größeren Gruppen.<sup>53</sup> Dies gilt selbst für die Zeit der Bürgerkriege (mit Ausnahme der Proskriptionen in den Jahren 82 und 43 v. Chr.): Zweifelsohne stiegen die Zahlen nun deutlich an, Exilierungen blieben aber auf die sehr schmale politische Elite aus Senatoren und führenden „Rittern“ (*equites*) beschränkt. Die programmatische Politik der „Milde“ (*clementia*) Caesars und mit einigen Abstrichen auch seines Adoptivsohnes und Erben Augustus verhinderten zudem in vielen Fällen eine Verbannung über einen längeren Zeitraum.

## Die Verbannung als Teil des Strafsystems

Grundsätzliche Differenzen zwischen der griechischen und der römischen Variante des Exils zeigen sich auch in den jeweiligen Bedingungen sowie der rechtlichen Ausgestaltung. Was die Römer aus der Sicht des Polybios ganz offenbar anders (und besser) als die eigenen Landsleute machten, lässt sich als besondere *Spatio-Temporalität* ihrer Form der Verbannung fassen: Sie erkannten den Exilanten auf Dauer einen *eigenen*, völkerrechtlich abgesicherten Raum zu, im Kontrast zur Praxis in der griechischen Poleiswelt, wo die Geflüchteten oft nur unter prekären Bedingungen (wenn überhaupt) Aufnahme fanden. Zudem behandelten die Römer Verbannung bis zum Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. als etwas Endgültiges. Jedenfalls kennen wir bis ca. 100 v. Chr. keinen historisch

---

Newman Press, 1984), 181–183 und 303; Reinhard Selinger, *The Mid-Third Century Persecutions of Decius and Valerian* (Frankfurt am Main: Peter Lang, 2002), 88 mit Anmerkung 371; auch in den – freilich literarischen – „Metamorphosen“ des Apuleius (Apuleius, *Metamorphosen* 1.12.4) wird von einer, hier sogar strafrechtlichen, Verbannung durch ein lokales Gericht gesprochen; hierzu Richard G. Summers, *A Legal Commentary on the Metamorphoses of Apuleius* (Princeton: Princeton University, 1967), 321–329.

<sup>53</sup> Kelly, *A History of Exile in the Roman Republic*, 14–15 und 222–223.

gesicherten Fall einer Rückkehr aus dem Exil. Bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. nahm man zudem seinen Wohnsitz als *exul* regelmäßig in Mittelitalien, in unmittelbarer Nähe zur Heimat – in einem Gebiet also, in dem man nicht selten ohnehin über Besitz und soziale Netzwerke verfügte. Erst ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. – und maßgeblich bedingt durch das Verschwinden der eigenständigen italischen Staatenwelt nach dem *bellum sociale* – änderte sich dies mit wachsender Dynamik. Nun rückte auch der von Rom beherrschte Teil des östlichen Mittelmeeres in den Blick, es tauchten Toponyme wie Smyrna oder Lesbos auf.<sup>54</sup> An die Stelle des unwiderruflichen Ortswechsels trat jetzt immer häufiger die Möglichkeit einer Rückkehr infolge veränderter Machtverhältnisse in der Metropole. Eine gänzlich neue Qualität war schließlich mit dem Exil Ciceros in den 50er Jahren erreicht. Die Angelegenheit begann als katastrophale Fehlkalkulation des doch eigentlich erfahrenen Politikers: Unter Beschuss des Volkstribunen Clodius geraten, entschied er sich, vorübergehend die Stadt zu verlassen. Das war sicher nicht als klassische Selbstverbannung gedacht. Sein Kontrahent nutzte aber die Gunst der Stunde und brachte einen Volksbeschluss ohne Präzedenz durch, die sogenannte *lex de exilio Ciceronis*: Sie verbot Cicero die Rückkehr nach Rom und zog erstmalig einen Bannkreis von 400 oder 500 Meilen um Italien.<sup>55</sup> Tatsächlich hatte diese Regelung nicht lange Bestand und fand auch keine direkte Nachahmung. Allerdings ordnete Augustus im Jahr 12 n. Chr. etwas in gewisser Weise Vergleichbares an, nun aber als generalisierte Maßnahme: Wer auch immer in der Verbannung lebe, dürfe nicht auf dem Festland verweilen, sondern müsse sich auf eine Insel begeben.<sup>56</sup> Der Princeps bestimmte sogar einen Mindestabstand des fraglichen Eilands von der Küste (50 Meilen) sowie klare Obergrenzen für begleitende Dienerschaft und Schiffsraum (20 Sklaven bzw. 1000 Amphoren). Nur wenige Jahre später entwickelte sich daraus eine regelrechte gesetzliche Verbannungsstrafe, die mit permanenter Internierung und Vermögensverlust einherging, in besonderen Fällen auch mit militärischer Überwachung. Die römischen Juristen bezeichneten dies später als *deportatio*, über die allein der Kaiser bestimmen konnte.<sup>57</sup>

---

<sup>54</sup> Vgl. Kelly, *A History of Exile in the Roman Republic*, 77–92.

<sup>55</sup> Vgl. Philippe Moreau, „La Lex Clodia sur le banissement de Cicéron“, *Athenaeum* 75 (1987): 465–492; Kelly, *A History of Exile in the Roman Republic*, 225–237; Plutarchos, *Vita Ciceronis* 32.1; Cassius Dio, *Rhomaike historia* 38.17.7 (500 Meilen); Cicero, *Epistulae ad Atticum* 3.4 (400 Meilen – der es am besten wissen sollte); zum Exil Ciceros siehe Thomas N. Mitchell, *Cicero, the Senior Statesman* (New Haven: Yale University Press, 1991), 127–143.

<sup>56</sup> Vgl. Cassius Dio, *Rhomaike historia* 56.27.1–3.

<sup>57</sup> Ausführlich zur Entwicklung der Begrifflichkeiten: Yann Rivière, „L’interdictio aqua et igni et la deportatio sous le Haut-Empire Romain (Étude juridique et lexicale)“, in *Exil et relégation*:

Schaut man historisch-komparatistisch auf die Verbannungsgeographie des Römischen Reiches, so fällt auf, dass hier trotz der beschriebenen Entwicklung zu keinem Zeitpunkt regelrechte Strafkolonien entstanden. England, Frankreich, das Zarenreich und selbst kleinere Mächte hingegen verbrachten während des 19. Jahrhunderts Kriminelle in ausgewählte Kolonien, um das Mutterland von ihnen zu „säubern“ und den Landesausbau voranzutreiben.<sup>58</sup> Weder das eine noch das andere Motiv scheint die Strafpraxis im kaiserzeitlichen Rom geprägt zu haben.<sup>59</sup> Was dann war der Sinn des *exilium* und insbesondere der *deportatio*? Aus dem raumtheoretischen Fundus scheint mir vor allem ein Terminus von Anthony Giddens hilfreich zu sein: ‚Anwesenheitsverfügbarkeit‘ (*presence availability*).<sup>60</sup> In einer Gesellschaft, die keine Strafhaft kannte, sollten Inseln (und hilfsweise Oasen) gewährleisten, dass die Sicherheitsorgane stets Zugriff auf die Delinquenten hatten. Über die konkreten Bedingungen am Verbannungsort gibt es darüber hinaus leider nur wenige Informationen. Unsere Quellen fokussieren nämlich vor allem das Schicksal von Mitgliedern der Kaiserfamilie, besonders prominent das Exil der Augustus-Tochter Iulia auf Pandateria. Der Princeps formulierte für Iuliias Zwangsaufenthalt auf der Insel im Tyrrhenischen Meer strenge Regeln, jede Extravaganz blieb der wegen angeblich mehrfachen Ehebruchs Bestraften versagt; im Einzelnen: Alkoholgenuss, aufwendige Kleidung, Männerbesuch.<sup>61</sup> Mit Foucault gesprochen: Pandateria wur-

*Les tribulations du sage et du saint durant l'Antiquité romaine et chrétienne (Ier–VIe s. ap. J.-C.)*, hrsg. von Philippe Blaudeau, De l'archéologie à l'histoire (Paris: De Boccard, 2008), 47–113.

**58** Vgl. hierzu nur die Beiträge zu den verschiedenen Kolonialreichen und ihrer Handhabung von Deportation bzw. Zwangsarbeit in den folgenden Sammelbänden: Christian G. de Vito und Alexander C. Lichtenstein (Hrsg.), *Global Convict Labour, Studies in Global Social History* 19 (Leiden/Boston: Brill, 2015); Clare Anderson (Hrsg.), *A Global History of Convicts and Penal Colonies* (London: Bloomsbury Academic, 2018).

**59** Das gilt selbst für die in der Frühen Kaiserzeit als Strafe verhängte Zwangsarbeit in Bergwerken und Steinbrüchen; vgl. Fergus Millar, „Condemnation to Hard Labour in the Roman Empire, from the Julio-Claudians to Constantine“, *Papers of the British School at Rome* 52 (1984): 124–147; Miriam J. Groen-Vallinga und Laurens E. Tacoma, „Contextualising Condemnation to Hard Labour in the Roman Empire“, in *Global Convict Labour*, hrsg. von Christian G. de Vito und Alexander C. Lichtenstein, *Studies in Global Social History* 19 (Leiden/Boston: Brill, 2015), 47–78.

**60** Anthony Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Theorie und Gesellschaft 1 (Frankfurt am Main: Campus, 1988 [engl. 1984]), 170.

**61** Vgl. Suetonius, *Augustus* 65.2–4; aus der Fülle der Literatur zur Verbannung der Iulia sei hier vor allem verwiesen auf Eckhard Meise, *Untersuchungen zur Geschichte der Julisch-Claudiischen Dynastie*, Vestigia 10 (München: C. H. Beck, 1969), 28–34; Elaine Fantham, *Julia Augusti: The Emperor's Daughter, Women of the Ancient World* (London: Routledge, 2006), 79–91; Sarah T. Cohen, „Augustus, Julia and the Development of Exile ad insulam“, *Classical Quarterly* 58 (2008): 206–217; Ulrich Schmitzer, „Julia oder die Ohnmacht der Erotik“, in *Gender Studies*

de zur perfekten Illusions-Heterotopie, zum Labor wohlstanndigen Betragens, wie es das reale Rom allenfalls noch im Mythos der guten alten Zeit kannte.<sup>62</sup> Einige Jahrzehnte später setzte Caligula den Statthalter von Ägypten, Flaccus, ab, ließ ihn nach Italien verbringen und verurteilte ihn zur Deportation auf eine Insel. Das zunächst als Ziel ausgewählte Kykladen-Eiland Gyaros wurde jedoch wegen der unmenschlichen Lebensbedingungen wieder verworfen und durch das benachbarte, wesentlich größere Andros ersetzt.<sup>63</sup> Auf der Reise begleitete den Flaccus eine Abteilung Militär. Laut unserer Quelle, dem jüdischen Philosophen Philon von Alexandrien, empfand der Verurteilte das Exil als eine Art Isolationsfolter, im Übrigen habe er mit seinem baldigen gewaltsamen Ende gerechnet. In der Tat bereute der Kaiser rasch seine vermeintlich allzu milde Entscheidung, denn Exil bedeute ja eher ein Leben in Muße und frei von Sorgen als eine echte Strafe. Aus dieser Überlegung entsandte er gleich zu mehreren hochrangigen Deportierten Hinrichtungskommandos, denen auch Flaccus nicht zu entgehen vermochte.<sup>64</sup>

---

*in den Altertumswissenschaften: Aspekte von Macht und Erotik in der Antike*, hrsg. von Barbara Feichtinger und Gottfried Kreuz, Iphis 4 (Trier: WVT, 2010), 151–176; Andreas Schilling, *Poena extraordinaria: Zur Strafzumessung in der frühen Kaiserzeit*, Freiburger Rechtsgeschichtliche Abhandlungen N.F. 61 (Berlin: Duncker & Humblot, 2010), 77–91.

**62** Vgl. Michel Foucault, „Die Heterotopien“, in *Die Heterotopien: Der utopische Körper – Zwei Radiovorträge*, 2. Aufl., Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2071 (Berlin: Suhrkamp, 2014 [franz. 1966]), 9–22.

**63** Zur Insel Gyaros als Schreckensort des römischen Exil-Diskurses vgl. *Scholia in Iuvenalem* 1.73–74 und 10.170; Tacitus, *Annales* 3.68 und 4.30; Plutarchos, *Moralia* 602 C (*de exilio*); Lukianos von Samosata, *Toxaris* 17–18; Epiktetos, *Diatribai* 2.6.22, 1.25.20, 3.24.100/109/113 und 4.4.34; immerhin einen bewohnten Ort (*oppidum*) schreibt Plinius der Ältere (*Naturalis historia* 4.69) der sonst oft als geradezu lebensfeindlich dargestellten Insel zu. In *Naturalis historia* 8.104 und 222 wird von einer Mäuseplage berichtet, welche das Eiland zeitweise entvölkert habe; Strabon, *Geographika* 10.5.3 zu den ansässigen Fischern; der unter Nero nach Gyaros verbannte Philosoph C. Musonius Rufus soll dort eine Quelle entdeckt haben: Philostratos, *Vita Apollonii* 7.16.2; Cora E. Lutz, „Musonius Rufus, the Roman Socrates“, *Yale Classical Studies* 10 (1947): 3–147, hier 14–15; generell Frank Stini, „Die Insel Gyaros – ein Exilort der römischen Kaiserzeit“, in *Akten des 10. Österreichischen Althistorikertages: Salzburg, 11.11.–13.11.2004*, hrsg. von Monika Frass, Diomedes Sonderband (Wien: Phoibos, 2006), 127–135.

**64** Insb. Philon, *In Flaccum* 151–190, mit dem Kommentar von Pieter Willem van der Horst, *Philo's Flaccus: The First Pogrom*, Philo of Alexandria Commentary 2 (Leiden/Boston: Brill, 2003), 230–244; vgl. Philon, *Legatio ad Gaium* 341–342; Suetonius, *Caligula* 28; Cassius Dio, *Rhomaike historia* 59.18.3; zur Person *Prosopographia Imperii Romani*, 2. Aufl., A 1414; Steven H. Rutledge, *Imperial Inquisitions: Prosecutors and Informants from Tiberius to Domitian* (London: Routledge, 2001), 201–202; Stini, *Plenum exiliis mare*, 228; zu den Umständen des Exils auf Andros Marie-Françoise Baslez, „Autour du Contre Flaccus de Philon d'Alexandrie: Relégation insulaire et répentance“, in *Exil et relégation: Les tribulations du sage et du saint durant L'An-*

Die Flaccus-Erzählung zeigt nicht zuletzt, dass die Deportationsstrafe zu einem beschleunigten Prozess des „spacing“ beitrug. Anhand mehrerer Senatsdebatten können wir nachvollziehen, wie sich ein Diskurs um geeignete und ungeeignete Exilorte entwickelte. Als geeignet wurden Raumausschnitte betrachtet, die ich als ‚innere Peripherie‘ bezeichnen möchte – die genannten Inseln und Oasen. Die ‚äußere Peripherie‘, also die Grenzregionen des Imperiums, kam hingegen grundsätzlich nicht in Frage. Ovids Exil am Schwarzen Meer, in einer Übergangszone zwischen Imperium und Barbaricum, ist die absolute Ausnahme. Eher wurde darauf geachtet, einen möglichen Übergang hochrangiger Persönlichkeiten zu den Feinden, insbesondere zu den Parthern, zu verhindern.<sup>65</sup> Wohl auch zu diesem Zweck ließen Augustus und seine Nachfolger im Binnenraum des Imperiums den Reiseverkehr überwachen. Grundsätzlich hatten alle hochrangigen Personen mit Kontrollen zu rechnen, bei denen sie über Ziel und Zweck ihrer Reise Auskunft geben und im Zweifel vom Hof ausgestellte *diplomata* vorweisen mussten – ein Raumregime im Keimstadium.<sup>66</sup>

Zu den internationalen Aspekten des Exils in römischer Zeit gehört schließlich die Aufnahme von vertriebenen Angehörigen fremder Eliten. Das gilt sowohl für germanische Große (etwa den Markomannen-König Marbod) als auch

*tiquité romain et chrétienne (Ier–VIE s. ap. J.-C.)*, hrsg. von Philippe Blaudeau, De l’archéologie à l’histoire (Paris: De Boccard, 2008), 179–190, hier 180–186.

<sup>65</sup> Der Senator (?) Rubrius Fabatus soll aus Verzweiflung über die Politik des Tiberius die Flucht zu den Parthern angetreten haben, sei aber bereits in der Straße von Messina durch einen Centurio abgefangen worden, dem er keine plausible Erklärung für die Reisepläne abzugeben vermochte (Tacitus, *Annales* 6.14); vgl. Erich Koestermann, *Cornelius Tacitus, Annalen Bd. 2: Buch 4–6*, Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 1965), 272–273; Robin Seager, *Tiberius*, 2. Aufl. (Malden: Blackwell, 2005), 194.

<sup>66</sup> Vgl. Claudia Moatti, „Le contrôle de la mobilité des personnes dans l’Empire romain“, *Mélanges de l’École française de Rome, Antiquité* 112 (2000): 925–958; Claudia Moatti, „Migration et droit dans l’Empire Romain: Catégories, contrôles et intégration“, in *The Impact of Mobility and Migration in the Roman Empire: Proceedings of the Twelfth Workshop of the International Network Impact of Empire (Rome, June 17–19, 2015)*, hrsg. von Elio Lo Cascio und Laurens E. Tacoma, *Impact of Empire* 12 (Leiden/Boston: Brill, 2016), 222–245; Lukas Lemcke und Altay Coşkun, „Users and Issuers of Permits of the Imperial Information and Transportation System in the 1st Century AD“, *Latomus* 72 (2013): 1034–1054; Jérôme France, „L’empereur romain et le contrôle de l’espace“, in *Il princeps romano: Autocrate o magistrato? Fattori giuridici e fattori sociali del potere imperiale da Augusto a Commodo*, hrsg. von Jean-Louis Ferrary und John Scheid (Pavia: IUSS Press, 2015), 731–776, hier 744–747; zur eher rudimentären Form der Identitätsdokumentation in Rom John Bodel, „Documenting Identity in the Early Roman Empire“, in *Documentality: New Approaches to Written Documents in Imperial Life and Literature*, hrsg. von Jacqueline Arthur-Montagne, Scott J. DiGiulio und Inger N. I. Kuin, Trends in Classics / Supplementary Volumes 132 (Berlin/Boston: De Gruyter, 2022), 35–56.

für daheim in Ungnade gefallene Mitglieder des parthischen Herrscherhauses. Am Kaiserhof hielt man die Gewährung von Asyl und die Unterstützung von vorerst gescheiterten auswärtigen Thronprätendenten für ein probates Mittel der Außenpolitik. Wie Oliver Bräckel in seiner Dissertation hat zeigen können, wurden gerade die parthischen Exilanten jedoch vom römischen Kernbereich ferngehalten.<sup>67</sup> Zwar gestattete man ihnen den Übertritt ins Reich, verweigerte aber den Aufenthalt in Italien. Wie es zumindest auf der diskursiven Ebene auch für die eigenen Verbannten im Binnenraum galt, wurde den Flüchtigen so etwas wie ein „Dritter Ort“<sup>68</sup> zugewiesen, ein Schwellen-Leben in den Interstitien. In der Kaiserzeit formte sich damit grundsätzlich ein neues Bild vom Exil aus: nicht mehr Recht, sondern Strafe; nicht mehr dauerhaft, sondern transitorisch – quasi eine Existenz im ‚Wartesaal‘, zwischen der Hoffnung auf Rückkehr (durch Begnadigung oder nach einem Herrscherwechsel) und der Erwartung eines gewaltsamen Todes. Ein hybrider Raum also, der in einem Extremfall wie dem Iulias auch Züge einer Versuchsanordnung tragen konnte.

## Fazit: Exil, Raum, (internationale) Politik

Zusammenfassend lässt sich zum Nexus von Exil, Raum und internationaler Politik damit festhalten: In seinen Ursprüngen als „freiwillige Selbstverbannung“ stellte das römische Exil zwar eine Exklusion dar, die aber in das engmaschige zwischenstaatliche – und das hieß zunächst vor allem: mittelitalische – Bündnissystem der Tiberstadt eingelassen war. Wer Rom verließ, konnte mit freundlicher Aufnahme in benachbarten Städten rechnen; und zwar nicht als potentieller Unruhestifter, sondern im Wege eines regulierten Wechsels des Wohnortes. Diese Handhabe unterschied das republikanische Rom wesentlich von den griechischen Poleis. Exil meinte dort oft Massen-Vertreibung, die zur Destabilisierung des internationalen Systems maßgeblich beitrug, aber auch einen Ansatzpunkt für ein „empire-building“ Dritter bot. Im Imperium Athens, im Delisch-Attischen Seebund mussten Verbannungsentscheide von sämtlichen

---

<sup>67</sup> Vgl. Oliver Bräckel, *Flucht auswärtiger Eliten ins Römische Reich: Asyl und Exil*, Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 77 (Stuttgart: Franz Steiner, 2021), 208–231.

<sup>68</sup> Zum Begriff Homi K. Bhabha, „The Third Space“, in *Identity: Community, Culture and Difference*, hrsg. von Jonathan Rutherford (London: Lawrence & Wishart, 1990), 207–221; vgl. Reitzenstein-Ronning, *Exil und Raum im antiken Rom*, 92–95.

Partnern übernommen werden – also ganz das Gegenteil des römisch-republikanischen Modells.<sup>69</sup>

Mit der Durchsetzung Roms als Herrin über das Mittelmeerbecken – also mit dem Übergang von einer hegemonialen in eine imperiale Phase – änderten sich die dominanten Raumvorstellungen. Die bisherige, reichlich komplexe Raumkategorisierung in *ager Romanus*, Gebiet der Latiner (*nomen Latinum*) bzw. der italischen Bündner (*socii*) einerseits, Feindesland (*hostilia*) andererseits – um nur eine Dimension römischer Raumauflassung zu nennen und etwa religiöse Symbolsysteme auszuklammern – wurde zunehmend obsolet, ohne ganz zu verschwinden. Da in Rom Zugehörigkeiten (auch rechtliche) sowohl personal als auch spatial gedacht wurden, betraf diese Entwicklung die Konzeptualisierung der Verbannung in besonderer Weise. Noch um 70 v. Chr. verstand Cicero das Exil primär räumlich, nämlich als einen Wechsel des „Bodens“ (*solum vertere*), im Wortsinn als rettenden „Sprung“ des von Verurteilung bedrohten Angeklagten aus dem römischen Gebiet in das Territorium des aufnehmenden verbündeten Staates.<sup>70</sup> Ergänzend betonte er, dass die Zugehörigkeit zum Bürgerverband nur durch die aktive Aufgabe der *civitas Romana* und den Übergang in die politischen Strukturen der Gastgemeinde beendet werden könne. Und auch bei Livius, fast ein halbes Jahrhundert später, findet sich die Ansicht, der rechte Ort des *exul* sei im ‚befreundeten‘ Zwischenraum zu suchen, dürfe jedenfalls unter keinen Umständen bei den Feinden sein.<sup>71</sup> Schaut man auf die literarischen Darstellungen bis in die Hohe Kaiserzeit, so erscheinen die Urbs und ihr Umland insofern unverändert als „identity space“, als bestimmte symbolische Codes (Sprache, Kleidung, Ernährung) nur dort galten und sich der Verbannte durch das Ablegen der Toga gleichsam häutete.<sup>72</sup> In dieser Zähigkeit

<sup>69</sup> Vgl. nur das athenische Dekret über das Bundesmitglied Erythrai (ca. 450 v. Chr.), *Inscriptiones Graecae Band I*, 3. Aufl., Nr. 14, Zeilen 30–32: „Wenn ein Erythraier einen anderen Erythraier tötet, soll er sterben, wenn er (zum Tode) verurteilt wird; [wenn er aber zur Verbannung] verurteilt wird, soll er aus dem gesamten Gebiet des Bündnissystems der Athener verbannt sein“ (Übersetzung aus Hans-Joachim Gehrke und Helmuth Schneider [Hrsg.], *Geschichte der Antike: Quellenband*, 2. Aufl. [Stuttgart: Metzler, 2013], 86); ähnlich im 4. Jahrhundert v. Chr. die von Athen über Arthmios von Zeleia verhängte Ächtung (Demosthenes, *Orationes* 9.41–45).

<sup>70</sup> Cicero, *Pro Caecina* 100.

<sup>71</sup> Fassbar wird dies u. a. anhand der Exils-Erzählungen um Coriolan (negativ) und Camillus (positiv); hierzu ausführlich Reitenstein-Ronning, *Exil und Raum im antiken Rom*, 185–230.

<sup>72</sup> Vgl. den Kleidungswechsel des Tiberius während seines „Exils“ auf Rhodos: Suetonius, *Tiberius* 13.1; laut Plinius der Jüngere, *Epistulae* 4.11.3 war den Verbannten die Toga sogar verboten; vgl. auch *Digesta* 49.14.32; der hochangeschene und aufgrund einer Intrige ins Exil nach Mytilene gezwungene P. Rutilius Rufus hingegen trug offenbar auch im Exil lange noch die Toga und legte sie erst gezwungenermaßen ab: Cicero, *Pro Rabirio Postumo* 27; zu den Begrif-

des Diskurses spiegelt sich die alte Vorstellung von der Unwiderruflichkeit des Exils.

Die allmähliche Territorialisierung des Imperiums aber veränderte den „decision space“ Roms erheblich, was sich unter anderem in der beschriebenen Neu-Konstituierung von ‚Innen‘ und ‚Außen‘, einer veränderten Raumpolitik und einem intensivierten Raumregime niederschlug. Das eingangs skizzierte Schicksal des Senators Mettius Pompusianus illustriert in mehrfacher Hinsicht diesen qualitativen Sprung. Im semi-privaten Rahmen eine Darstellung der Welt zu zeigen, wurde vom Princeps als Herausforderung seiner Herrschaft verstanden, die scharf zu ahnden war. Solchen Feinden des Herrschers drohte nun die Deportation an einen unwirtlichen Ort mitten in der Leere des Meeres – oder gleich die Eliminierung. In einem vereinheitlichten Raum oblag letztlich dem Kaiser allein diese Entscheidung. Darüber hinaus brachte die nun deutlich schärfere Unterscheidung zwischen dem Imperium Romanum und seinem Umfeld auch eine kognitive Abspaltung hervor: Da der eigene Anspruch auf Herrschaft über den gesamten *orbis* an den Parthern beharrlich scheiterte, reagierte der gelehrte Diskurs mit einer Teilung, ja sogar einer Duplizierung globaler Räume: Neben den römisch dominierten Erdkreis trat der *alter orbis* der rivalisierenden Großmacht im Osten.<sup>73</sup> Angesichts einer solchen Verhärtung der Raumgrenzen war die republikanische Praxis des *solum vertere* faktisch und ideologisch ausgeschlossen. Spätestens nun musste sich das Exil nach innen wenden.

---

fen „identity space“ und „decision space“ vgl. die Einleitung zu diesem Band sowie Charles S. Maier, „Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era“, *American Historical Review* 105 (2000): 807–831, hier 823–824.

<sup>73</sup> Teilung des *orbis* zwischen Römern und Parthern und damit Koexistenz zweier Imperien: Iustinus, *Epitome historiarum Philippicarum* 41.1.1 („*Parthi, penes quos velut divisione orbis cum Romanis facta nunc Orientis imperium est*“); vgl. Strabon, *Geographika* 11.9.2; zum *alter orbis* der Parther, Manilius, *Astronomica* 4.674–675; vgl. Mattern, *Rome and the Enemy*, 66; Daniela Dueck, *Strabo of Amasia: A Greek Man of Letters in Augustan Rome* (London: Routledge, 2000), 113–115.

des Diskurses spiegelt sich die alte Vorstellung von der Unwiderruflichkeit des Exils.

Die allmähliche Territorialisierung des Imperiums aber veränderte den „decision space“ Roms erheblich, was sich unter anderem in der beschriebenen Neu-Konstituierung von ‚Innen‘ und ‚Außen‘, einer veränderten Raumpolitik und einem intensivierten Raumregime niederschlug. Das eingangs skizzierte Schicksal des Senators Mettius Pompusianus illustriert in mehrfacher Hinsicht diesen qualitativen Sprung. Im semi-privaten Rahmen eine Darstellung der Welt zu zeigen, wurde vom Princeps als Herausforderung seiner Herrschaft verstanden, die scharf zu ahnden war. Solchen Feinden des Herrschers drohte nun die Deportation an einen unwirtlichen Ort mitten in der Leere des Meeres – oder gleich die Eliminierung. In einem vereinheitlichten Raum oblag letztlich dem Kaiser allein diese Entscheidung. Darüber hinaus brachte die nun deutlich schärfere Unterscheidung zwischen dem Imperium Romanum und seinem Umfeld auch eine kognitive Abspaltung hervor: Da der eigene Anspruch auf Herrschaft über den gesamten *orbis* an den Parthern beharrlich scheiterte, reagierte der gelehrte Diskurs mit einer Teilung, ja sogar einer Duplizierung globaler Räume: Neben den römisch dominierten Erdkreis trat der *alter orbis* der rivalisierenden Großmacht im Osten.<sup>73</sup> Angesichts einer solchen Verhärtung der Raumgrenzen war die republikanische Praxis des *solum vertere* faktisch und ideologisch ausgeschlossen. Spätestens nun musste sich das Exil nach innen wenden.

---

fen „identity space“ und „decision space“ vgl. die Einleitung zu diesem Band sowie Charles S. Maier, „Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era“, *American Historical Review* 105 (2000): 807–831, hier 823–824.

<sup>73</sup> Teilung des *orbis* zwischen Römern und Parthern und damit Koexistenz zweier Imperien: Iustinus, *Epitome historiarum Philippicarum* 41.1.1 („*Parthi, penes quos velut divisione orbis cum Romanis facta nunc Orientis imperium est*“); vgl. Strabon, *Geographika* 11.9.2; zum *alter orbis* der Parther, Manilius, *Astronomica* 4.674–675; vgl. Mattern, *Rome and the Enemy*, 66; Daniela Dueck, *Strabo of Amasia: A Greek Man of Letters in Augustan Rome* (London: Routledge, 2000), 113–115.

Sandra Schieweck-Heringer

# Herrschaftsgrenzen als Gegenstand von Außenbeziehungen: Die mittelalterliche iberische Vertragsdiplomatie in raumanalytischer Perspektive

Im Vertragsschluss von Tudején des Jahre 1151 teilten der kastilische König Alfonso VII. (gest. 1157) und der aragonesische Herrscher Raimund Berenguar IV. (gest. 1162) unter anderem prospektiv muslimisch beherrschte Gebiete auf und grenzten zukünftige Herrschaftsbereiche ab.<sup>1</sup> Konkret ist im Vertrag festgehalten: „[...] ut comes habeat civitatem Valenciam cum omni terra illa que durat a flumine Xuchari usque ad terminum regni Tortose et habeat similiter civitatem De-

---

<sup>1</sup> Vgl. zum kastilisch-aragonesischen Vertrag von Tudején Juan Torres Fontes, „La delimitación del sudeste peninsular (tratados de partición de la Reconquista)“, *Anales de la Universidad de Murcia* 34 (1950): 669–678; Julio Valdeón Barriqué, „Las particiones medievales en los tratados de los reinos hispánicos: Un posible precedente de Tordesillas“, in *El tratado de Tordesillas y su proyección: Segundas jornadas americanistas, primer coloquio luso-español de historia ultramariña* (Valladolid: Universidad de Valladolid, 1973), 22; Andrea Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarro: Diplomatische Strategien und Konfliktlösung im mittelalterlichen Spanien* (Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 1995), 243–245; Antoni Riera i Melis, „La delimitación del sector meridional de la frontera entre la Corona Catalanoaragonesa i el regne de Castella (1151–1305)“, *Acta historica et archaeologica mediavalia* 25 (2003/2004): 77; Esther Pascua Echegaray, „Peace among Equals: War and Treatise in Twelfth-Century Europe“, in *War and Peace in Ancient and Medieval History*, hrsg. von Philip de Souza und John France (Cambridge: Cambridge University Press, 2008), 200; Margarita Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII–XIII“, in *Guerra y paz en la Edad Media*, hrsg. von Ana Arranz Guzmán, María del Pilar Rábade Obradó und Oscar Villarroel González (Madrid: Sílex, 2013), 410; Sonia Vital Fernández, *Alfonso VII de León y Castilla, 1126–1157: Las relaciones de poder en el centro de la acción política y social del Imperator hispaniae (Estudios históricos la Olmeda)* (Gijón: Ediciones Trea, 2019), 155; siehe zu den signifikanten Gebietszugewinnen Kastiliens und Aragóns in den 1140er Jahren im Zusammenhang mit der Desintegration des Almoravidenreiches Torres Fontes, „La delimitación del sudeste peninsular“, 671; Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarro*, 243; der Beitrag greift Thesen und Überlegungen auf, die im Rahmen meiner Dissertation entwickelt wurden, vgl. Sandra Schieweck-Heringer, *Iberische Grenzregime: Die Herrschaftsgrenzen Kastiliens im Vergleich (1140–1400)* (Münster: LIT, 2024).

*niam cum omnibus suis pertinenciis et cum omni illo dominio quod tempore sarracenorum ipsi sarraceni habeant“<sup>2</sup>*

Während der Vertragsschluss insgesamt bekanntlich den Anspruch der beiden christlichen Monarchen auf die muslimisch beherrschten iberischen Gebiete zum Ausdruck brachte, erhellt er – und insbesondere seine Grenzziehung – die kastilisch-aragonesischen Außenbeziehungen und ihre vertragsdiplomatische Ausgestaltung. So finden sich im Vertrag eine Zuteilung einzelner muslimisch beherrschter Gebiete vonseiten des kastilischen Königs an dessen aragonesischen Vertragspartner, nicht jedoch territoriale Zugeständnisse vonseiten Raimund Berengars IV. an den kastilischen König Alfons VII. Für die zugestandenen Gebiete wird ferner eine lehnsrechtliche Unterordnung des aragonesischen Herrschers festgeschrieben.<sup>3</sup> Auch für die zeitgenössische Raum- und Grenzkonzeption ist die Passage aufschlussreich: Die zugeteilten territorialen Einheiten wie Valencia oder Denia, aus denen sich implizit die zukünftige kastilisch-aragonesische Abgrenzung ergibt, werden unter Bezugnahme auf einen Flusslauf („*illa que durat a flumine Xuchari*“), benachbarte Gebiete („*usque ad terminum regni Tortose*“) bzw. frühere muslimische territoriale Besitzungen („*cum omni illo dominio quod tempore sarracenorum ipsi sarraceni habeant*“) definiert. Die vertragliche Raumkonstruktion der Reiche und ihrer Abgrenzung erfolgt demnach mit Rekurs auf naturräumliche ebenso wie auf bestehende und frühere Herrschaftsbildungen.

Die asymmetrisch konzipierte Grenzziehung im Vertrag von Tudején 1151 kann als raumpolitischer Ausdruck der kastilisch-aragonesischen Beziehungen des frühen 12. Jahrhunderts gedeutet werden: Raimund Berengar IV., seit 1131 Graf von Barcelona, hatte die Tochter des aragonesischen Königs Ramiro II. (gest. 1157) geheiratet und Aragón 1137 mit Katalonien geeint.<sup>4</sup> Seit 1137 somit

---

<sup>2</sup> Carles Vela Aulesa (Hrsg.), „Corpus documental“, in *Tractats i negociacions diplomàtiques de Catalunya i del Carona catalanoargonesa a l’edat mitjana 1.2: Tractats i negociacions diplomàtiques amb els regnes peninsulars i l’Àndalus (segle XI–1213)*, hrsg. von Maria Teresa Ferrí i Mallol und Manuel Riu i Riu (Barcelona: Institut d’Estudis Catalans, 2018), Dok. 25, 237.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., zum Lehnseid für Valencia und Denia: „[...] tali pacto, ut habeat predictas civitates prelibatus comes per iam dictum imperatorem per tale hominum quale rex Sancius et rex Petrus Ildefonso, regi, avo predicti imperatoris Ildefonsi, fecerunt pro Pamplona“; siehe ferner Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarro*, 244.

<sup>4</sup> Vgl. zum weiteren Kontext, insbesondere zur Vererbung seines Reiches an den Orden der Templer, der Hospitaliter und der Ritter vom Heiligen Grab durch den aragonesischen König Alfons I., Ludwig Vones, *Geschichte der Iberischen Halbinsel im Mittelalter (711–1480): Reiche, Kronen, Regionen* (Sigmaringen: Thorbecke, 1993), 107–110; Nikolas Jaspert, „El testament d’Alfons I d’Aragó i les negociacions amb les institucions eclesiàstiques del regne llatí de Jerusalem“, in *Tractats i negociacions diplomàtiques*, hrsg. von Ferrer i Mallol und Riu i Riu, 9–18.

König der Krone Aragón, hatte sich Raimund Berengar IV. sogleich für das umstrittene Zaragoza in ein Lehnsvorhältnis zum kastilischen König Alfons VII. untergeordnet.<sup>5</sup> Dieser hatte sich 1135 nach dem Tod des mächtigen aragonesischen Königs Alfons I. (gest. 1134) in Tradition der kastilischen Könige Ferdinand I. (gest. 1065) und Alfons VI. (gest. 1109) in León zum Kaiser krönen lassen; nach einer Phase aragonesischer Dominanz führte der Kastilier während seiner ca. 30-jährigen Herrschaft somit eine leonesisch-kastilische Hegemonialpolitik fort, die sich in der Lehnshoheit nicht nur gegenüber Aragón, sondern auch gegenüber Navarra deutlich abzeichnete.<sup>6</sup>

Wie anhand weiterer Beispiele zu zeigen sein wird, bildeten territoriale Aushandlungen und insbesondere Grenzziehungen für die Herrscher des zentral situierten Königreiches Kastilien nicht nur Mitte des 12. Jahrhunderts, sondern mindestens bis zum ausgehenden 14. Jahrhundert einen zentralen Gegenstand der vertragsdiplomatischen Außenbeziehungen mit sämtlichen umliegenden Herrschaftsreichen. Der knapp vorgestellte Vertrag von Tudején des Jahres 1151 veranschaulicht, dass sich die hegemoniale Stellung des kastilischen Herrschers Alfons VII. in selektiven Gebietszuteilungen in Verbindung mit lehnsrechtlichen Hierarchisierungen niederschlug. Die vertraglichen Grenzziehungen, die nach der Raumsoziologie Martina Löws als „Syntheseleistungen“ im Sinne normativer Raumkonzeptionen gefasst werden können, geben demzufolge paradigmatisch Aufschluss über die Raumpolitik der kastilischen Herrscher und ihrer Vertragspartner: Während die Grenzziehungen territoriale Ansprüche und Vorstellungen zum Ausdruck brachten, bildeten sie das Wechselverhältnis von Herrschaft und Mächteverhältnissen einerseits und Räumlichkeit andererseits ab.<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Vgl. Bernard F. Reilly, *The Kingdom of León-Castile under King Alfonso VII, 1126–1157* (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1998), 47; siehe zu den Konflikten um das regnum Cesaraugustanum Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarro*, 217–233; Vital Fernández, *Alfonso VII de León y Castilla*, 192–194.

<sup>6</sup> Siehe u. a. zur exzeptionellen Krönung Alfons' VII. und zu seinem Anspruch auf alle christlichen Reiche Bruno Berthold Meyer, *Kastilien, die Staufer und das Imperium: Ein Jahrhundert politischer Kontakte im Zeichen des Kaisertums* (Husum: Matthiesen Verlag, 2002), 21; Manuel Recuero Astray, *Alfonso VII, emperador: El imperio hispanico en el siglo XII* (León: Centro de Estudios e Investigacion „San Isidoro“, 1979), 69–76; Vital Fernández, *Alfonso VII de León y Castilla*, 187–194; Raphaela Averkorn, „Kastilien als europäische Großmacht im Spätmittelalter: Grundprobleme der auswärtigen Beziehungen der kastilischen Könige vom 13. bis zum 15. Jh.“, in *Auswärtige Politik und internationale Beziehungen im Mittelalter (13.–16. Jahrhundert)*, hrsg. von Dieter Berg, Martin Kintzinger und Pierre Monnet (Bochum: Winkler, 2002), 318.

<sup>7</sup> Siehe Martina Löw, *Raumsoziologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2017), 159, sowie die methodisch-theoretischen Überlegungen im weiteren Verlauf des Beitrags.

Der Beitrag erörtert anhand ausgewählter bilateraler Vertragsurkunden aus dem iberischen Kontext des 12. bis 14. Jahrhunderts, inwiefern sich diplomatische und situative außenpolitische Kontexte auf vertragliche Grenzziehungen auswirkten und welche Funktion diplomatischen Grenzaushandlungen für die jeweiligen Außenbeziehungen zukam. Konkret werden mithin die Korrelationen zwischen der Intensität sowie der Art und Weise der vertraglichen Grenzziehungen als spezifische Ausdrucksform der Raumpolitik und den jeweiligen diplomatischen Beziehungen untersucht. Exemplarisch und schematisierend werden erstens territoriale Stipulationen bzw. vertragliche Grenzziehungen im Zusammenhang mit der hegemonialen Stellung kastilischer Herrscher analysiert, anschließend solche in den Blick genommen, die im Rahmen eines herrschaftlichen Gleichgewichts vertraglich vereinbart wurden.

## Die Iberische Halbinsel im Mittelalter als paradigmatischer Grenzraum

Die mittelalterliche Iberische Halbinsel gilt in der spanischen wie internationalen Forschung als Makroraum *par excellence*, der durch eine markante Herrschaftsgrenze tiefgreifend geprägt war. Der Fokus lag und liegt hierbei in aller Regel auf der *frontera*, die zwischen dem 8. und 15. Jahrhundert die christlichen Reiche des Nordens und den muslimisch regierten Süden trennte.<sup>8</sup> Die intensive Rezeption des *frontier*-Paradigmas von Frederick Jackson Turner (gest. 1932) – eine bewegliche, aus der Perspektive der Erobernden vorangeschobene Grenze, die nicht nur Grenzanwohner, deren Kultur und Selbstverständnis beeinflusst, sondern auch Prägekraft auf (proto-)nationale Entwicklungen des jeweiligen Herrschaftsreiches entfaltet – ließ die iberische interreligiöse Grenze zum mit-

---

<sup>8</sup> Vgl. beispielhaft aus der Fülle an Studien zur iberischen interreligiösen Grenze Pascal Buresi, „Entre Occident chrétien et Orient musulman: la péninsule ibérique au Moyen Âge et son histoire“, *Cahiers d'histoire critique* 65 (1996): 108; Eduardo Manzano Moreno, „La organización fronteriza en Al-Andalus durante la época Omeya: aspectos militares y sociales (796–976/138–266 H.)“ (Dissertation, Universidad Complutense de Madrid, 1989); Eduardo Manzano Moreno, *La frontera de al-Andalus en época de los Omeyas* (Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1991); Eduardo Manzano Moreno, „Christian-Muslim Frontier in Al-Andalus: Idea and Reality“, in *The Arab Influence in Medieval Europe: Folia Scholastica Mediaevalia*, hrsg. von Dionisius A. Agius und Richard Hitchcock (Reading: Ithaca Press, 1994), 83–99; André Bazzana, Pierre Guichard und Philippe Sénac, „La frontière dans l’Espagne médiévale“, in *Castrum 4: Frontière et peuplement dans le monde méditerranéen au Moyen Âge*, hrsg. von Jean-Michel Poisson (Rom/Madrid: Ecole française de Rome, 1992), 35–59.

telalterlichen Paradebeispiel dieses Grenztypus' avancieren.<sup>9</sup> Wenngleich das Turner'sche Grenzparadigma inzwischen stark modifiziert wurde, wirkt es in der Forschung etwa im Konzept der *frontier societies* bis heute fort.<sup>10</sup> Bei anhaltender Konjunktur der vor allem in spätmittelalterlichen Quellen reichhaltig dokumentierten interreligiösen Grenze in der Forschung, lenken einige Studien den Blick auf die iberischen Herrschaftsgrenzen, die zwischen den christlichen Reichsbildungen verliefen. So konnte gerade die Pluralität an herrschaftlichen Grenzen und ihre simultane militärische wie vertragliche Aushandlung als ursächlich für eine charakteristische außenpolitische Dynamik auf der mittelalterlichen iberischen Halbinsel ausgemacht werden.<sup>11</sup> In besonderem Maße wird diese anhand raumpolitischer Vertragsinhalte wie Grenzziehungen fassbar.

Die Jahre zwischen der Schlacht von Las Navas de Tolosa 1212 und dem beginnenden 14. Jahrhundert gelten gemeinhin als entscheidend im Hinblick auf die kriegerische Grenzentwicklung, als Phase der sogenannten „Großen Reconquista“.<sup>12</sup> Während sich die Krone Kastilien unter der Herrschaft Ferdinands III. (gest. 1252) konsolidierte, erlangten die kastilischen Grenzen zum muslimischen Emirat der Nasriden sowie zu den umliegenden christlichen Reichen Portugal,

**9** Vgl. Frederick Jackson Turner, „The Significance of the Frontier in American History“, *Annual Report of the American Historical Association* (1894): 197–227; siehe zur Rezeption Turners in Auswahl Robert Ignatius Burns, „The Significance of the Frontier in the Middle Ages“, in *Medieval Frontier Societies*, hrsg. von Robert J. Bartlett und Angus MacKay (Oxford: Oxford University Press, 1989), 307–330; Jürgen Osterhammel, „Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und Historische Geographie“, *Neue Politische Literatur* 43 (1993): 373; Hans-Jürgen Schröder, „Frontier – Mythos und Realität in den USA“, in *Geopolitik: Grenzgänge im Zeitgeist 1.1, 1890 bis 1945*, hrsg. von Irene Diekmann, Peter Krüger und Julius H. Schoeps (Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2000), 239–256; Manfred Berg, „Der Mythos der Frontier und die Amerikanische Identität“, in *Mythen in der Geschichte*, hrsg. von Helmut Altrichter, Klaus Herbers und Helmut Neuhaus (Freiburg im Breisgau: Rombach, 2004), 519–539.

**10** Vgl. die Beiträge in Bartlett und MacKay (Hrsg.), *Medieval Frontier Societies*; vgl. darüber hinaus einschlägig Nikolas Jaspert, „Grenzen und Grenzräume im Mittelalter: Forschungen, Konzepte und Begriffe“, in *Grenzräume und Grenzüberschreitungen im Vergleich: Der Osten und der Westen des Mittelalterlichen Lateineuropa*, hrsg. von Klaus Herbers und Nikolas Jaspert (Berlin: Akademie Verlag, 2007), 62–64; Nora Berend, „Medievalists and the Notion of the Frontier“, *The Medieval History Journal* 2 (1999): 55–57.

**11** Vgl. die Beiträge von Miguel Ángel Ladero Quesada, „Reconquista y definiciones de frontera“, *Revista da Faculdade de Letras da Universidade do Porto* 2 (1998): 689–690; Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII–XIII“; Sandra Schieweck, „Iberian Frontiers Revisited: Research Traditions and New Approaches“, in *Ibero-Medievistik: Grundlagen, Potentiale und Perspektiven eines Internationalen Forschungsfeldes*, hrsg. von Nikolas Jaspert (Münster: LIT, 2022), 239–272.

**12** Vgl. etwa Joseph F. O'Callaghan, *A History of Medieval Spain* (New York/London: Cornell University Press, 1975), 333–357.

Aragón und Navarra eine relativ hohe territoriale Stabilität, die bis auf kleinere Veränderungen bis zum Ausgang des Mittelalters währen sollte. Seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bereiteten vertragliche territoriale Aushandlungen die beschriebenen Grenzverschiebungen vor und flankierten diese bis um ca. 1400.<sup>13</sup>

Die Abkommen zwischen den kastilischen Königen und den Monarchen der umliegenden Reiche dokumentieren vielfach wechselseitige herrscherliche Anerkennungen in Form von Treue- und Freundschaftsbekundungen sowie Vereinbarungen über Verpflichtungen. Mitte des 12. Jahrhunderts datieren die ersten kastilischen Außenverträge, die grenzkonstitutive Inhalte aufweisen. In quantitativer Hinsicht nimmt die Gesamtanzahl der überlieferten Verträge im Analysezeitraum bis 1400 tendenziell zu.<sup>14</sup> In qualitativer Hinsicht ist zwischen langfristig bzw. auf die Dauer angelegten Abkommen einerseits und lediglich temporär konzipierten Abkommen andererseits zu unterscheiden.<sup>15</sup> Die vertraglichen Grenzziehungen sind, dem normativen Charakter der Verträge geschuldet, prinzipiell zukunftsorientiert, wobei einige Verträge darauf abzielten, zum

<sup>13</sup> Vgl. Pascua Echegaray, „Peace among Equals“, 193; Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII-XIII“, 401.

<sup>14</sup> Vgl. im Überblick die folgenden territorialen kastilischen Verträge, aus denen die Beispiele der vorliegenden Studie entnommen sind: Vertrag von Carrión (1140, Kastilien-Aragón), Vertrag von Tudején (1151, Kastilien-Aragón), Vertrag von Lleida (1157, Kastilien-Aragón), Vertrag von Nájima (1158, Kastilien-Aragón), Vertrag von Sahagún (1158, Kastilien-León), Vertrag von Fitero (1167, Kastilien-Navarra), Vertrag von Sahagún (1170, Kastilien-Aragón), Vertrag von Zaragoza (1170, Kastilien-Aragón), Vertrag von Nájera-Logroño (1176, Kastilien-Navarra), Schiedsspruch Heinrichs II. (1170), Vertrag von Cuenca (1177, Kastilien-Aragón), Vertrag von Cazola I (1179, Kastilien-Aragón), Vertrag von Cazola II (1179, Kastilien-Aragón), Vertrag von Nájera-Logroño (1179, Kastilien-Navarra), Vertrag von Medina de Rioseco (1181, Kastilien-León), Vertrag von Fresno-Lavandera (1183, Kastilien-León), Vertrag von Berdejo (1186, Kastilien-Aragón), Vertrag bzw. Schiedsspruch von Tordehumos (1194, Kastilien-León), Vertrag von Calatayud (1198, Kastilien-Aragón), Vertrag von Cabreros (1206, Kastilien-León), Vertrag von Guadalajara (1207, Kastilien-Navarra), Vertrag von Valladolid (1209, Kastilien-León), Vertrag von Coimbra (1212, Kastilien-León-Portugal), Vertrag von Toro (1216, Kastilien-León), Vertrag von Almizra (1244, Kastilien-Aragón), Vertrag von Sevilla (1264, Kastilien-Portugal), Vertrag von Badajoz (1267, Kastilien-Portugal), Vertrag von Campillo (1281, Kastilien-Aragón), Vertrag von Soria (1291, Kastilien-Aragón), Vertrag von Ciudad Rodrigo (1291, Kastilien-Portugal), Vertrag von Alcañices (1297, Kastilien-Portugal), Vertrag bzw. Schiedsspruch von Torrelas (1304, Kastilien-Aragón-Portugal), Vertrag von Elche (1305, Kastilien-Aragón), Vertrag von 1310 (Kastilien-Naṣriden), Vertrag von 1344 (Kastilien-Naṣriden), Vertrag von Tudela (1357, Kastilien-Aragón), Vertrag von Terrer (1361, Kastilien-Aragón), Vertrag von Murviedro (1363, Kastilien-Aragón), Vertrag von Almazán (1375, Kastilien-Aragón), Vertrag von 1410 (Kastilien-Naṣriden).

<sup>15</sup> Vgl. Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarra*, 189.

Zeitpunkt des Vertragsschlusses existierende Grenzen zu modifizieren, während andere hingegen dezidiert prospektive Grenzverläufe vereinbarten.

Insgesamt zeugt die Vielzahl an grenzkonstitutiven Vertragsinhalten von einer ebenso intensiven wie kontinuierlichen Aushandlung territorialer Herrschaftsansprüche, die jeweils im Kontext individueller Außenbeziehungen standen und sich in Anzahl sowie in Qualität hinsichtlich der verschiedenen kastilischen Vertragspartner unterschieden. Bevor die Modi der vertraglichen Grenzziehung im Kontext außenpolitischer Beziehungskonstellationen im grenzübergreifenden Vergleich untersucht werden, seien einige knappe methodisch-theoretische Überlegungen zur Erforschung vormoderner Herrschaftsgrenzen formuliert.

## Herrschaftsgrenzen als Raumkonfigurationen

Das kulturwissenschaftliche Paradigma des *spatial turn*, dessen Prämissen die Betonung der sozialen Konstruiertheit des Raumes und die Ablehnung einer dualistischen Behälterraum-Vorstellung bildet, hat sich für die Erforschung von politischen Grenzen als wegweisend erwiesen.<sup>16</sup> Rückten im Zuge dieses Perspektivwechsels zunächst abstrakte Räumlichkeiten und Abgrenzungen in den Fokus, so hat die jüngere internationale wie nationale Forschung zu herrschaftlichen Grenzen, namentlich etwa Luca Zenobi und Andreas Rutz, die Thesen des *spatial turn* und im Besonderen raumsoziologische Konzeptualisierungen inzwischen ertragreich rezipiert.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Vgl. Susanne Rau, „Die Vielfalt des Räumlichen: Stand und Perspektiven der Frühneuzeitlichen Raumforschung“, *Frühneuzeit-Info* 28 (2017): 75; Jens Schneider, „Begriffe und Methoden der Aktuellen Raumforschung“, in *Grenzen, Räume, und Identitäten: Der Oberrhein und seine Nachbarregionen von der Antike bis zum Mittelalter*, hrsg. von Sebastian Brather und Jürgen Dendorfer (Ostfildern: Thorbecke, 2017), 341; Andreas Rutz, *Die Beschreibung des Raumes: Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich* (Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2018), 19.

<sup>17</sup> Vgl. etwa das von Franz Irsigler konstatierte Fehlen der Arbeit zu politischen Grenzen im Rahmen des für die Raumforschung maßgeblichen Trierer Sonderforschungsbereiches 235, Franz Irsigler (Hrsg.), *Zwischen Maas und Rhein: Beziehungen und Konflikte in einem europäischen Kernraum von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert – Versuch einer Bilanz* (Trier: Klio-media, 2006); Franz Irsigler, „Zentrum, Grenze und Achse als Elemente einer historischen Raumtypologie“, in *Zwischen Maas und Rhein*, hrsg. von Irsigler, 15; vgl. die folgenden Monografien und Sammelbände, die mit verschiedenen Herrschaftsgrenzen befasst sind und einen raumsoziologischen Zugriff wählen: Luca Zenobi, *Borders and the Politics of Space in Late Medieval Italy: Milan, Venice, and their Territories* (Oxford: Oxford University Press, 2023); Rutz, *Die Beschreibung des Raumes*; Mario Damen und Kim Overlaet (Hrsg.), *Constructing and Rep-*

Der jüngeren deutschen Soziologie kommt das Verdienst zu, den relationalen Raumbegriff analytisch operationalisierbar auch für die historische Raum- und vor allem Grenzforschung gemacht zu haben.<sup>18</sup> Martina Löw begreift Raum als relationale, permanent im Wandel befindliche „(An)Ordnung“ von Menschen und sozialen Gütern. Sie fokussiert den Konstitutionsprozess von Raum, der sich im Rahmen bestehender gesellschaftlicher Strukturen vollzieht, diese einbezieht und gegebenenfalls abbildet.<sup>19</sup> Löw differenziert im Hinblick auf die Konstitution von Raum bzw. Raumkonfigurationen zwei reziproke Prozesse: „Spacing“ und „Syntheseleistungen“. Versteht man Herrschaftsgrenzen als Raumkonfigurationen im Löw'schen Sinne, so sind als „Spacing“-Akte etwa das Aufstellen von Grenzsteinen, symbolische Grenzmarkierungen wie Umritte oder auch Grenzstreitigkeiten zu fassen. „Spacing“-Akte bedürfen nach Löw „Syntheseleistungen“, d. h. Abstraktionsleistungen beispielsweise in Vorstellung, Erinnerung, Wahrnehmung oder im Normativen; diese seien ursächlich dafür, dass Ensembles von Menschen und sozialen Gütern wie bestehende Raumelemente wahrgenommen, erinnert oder abstrahiert würden. Während „Syntheseleistungen“ demnach unabhängig möglich sind, bedürfen „Spacing“-Akte zwangsläufig schon erfolgten oder vorgängigen räumlichen Syntheseleistungen.<sup>20</sup>

Die Konstruktion vormoderner Herrschaftsgrenzen ist damit in raumsoziologischer Perspektive als konstanter Prozess zu begreifen, an dem verschiedene Akteure teilhatten.<sup>21</sup> Die vertraglichen Grenzziehungen im Rahmen bilateraler

---

*resenting Territory in Late Medieval and Early Modern Europe* (Amsterdam: Amsterdam University Press, 2022); Nils Bock, Georg Jostkleigrewe und Bastian Walter (Hrsg.), *Faktum und Konstrukt: Politische Grenzziehungen im Mittelalter. Verdichtung – Symbolisierung – Reflexion* (Münster: Rhema, 2011).

<sup>18</sup> Vgl. insbesondere Löw, *Raumsoziologie*.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., 13, 67, 166; siehe ferner Jörg Döring und Tristan Thielmann, „Einleitung: Was lesen wir im Raum? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen“, in *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, hrsg. von Jörg Döring und Tristan Thielmann (Bielefeld: Transcript, 2009), 25; mit der Schreibweise „(An)Ordnung“ hebt Martina Löw sowohl die Ordnungsdimension, die auf gesellschaftliche Strukturen hindeutet, als auch die Handlungsdimension, mithin den Prozess des Anordnens, hervor, siehe Löw, *Raumsoziologie*, 131.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., 159.

<sup>21</sup> Vgl. einführend zum gängigen mediävistischen Verständnis von Herrschaft als Prozess, an dem mehrere Akteure teilhatten, Andreas Büttner, *Königsherrschaft im Mittelalter* (Berlin: De Gruyter Studium, 2018), 3; Matthias Becher, „Macht und Herrschaft: Vormoderne Konfigurationen in Transkultureller Perspektive“, in *Macht und Herrschaft transkulturell: Vormoderne Konfigurationen und Perspektiven der Forschung*, hrsg. von Matthias Becher, Stephan Conerman, Linda Dohmen und Uwe Baumann (Göttingen: V&R unipress, 2018), 25.

Verträge bilden demnach einen raumpolitischen Teilbereich ab, der qua des normativen Charakters der Vertragsurkunden den räumlichen „Syntheseleistungen“ zuzurechnen ist. Die soziologische Theorie der Raumkonstruktion schärft den Blick für verschiedene Modi der grenzräumlichen Konstruktion und ihre Bezugnahmen etwa auf historische Konstellationen oder naturräumliche Elemente; der Verweis auf die Relevanz bestehender sozialer bzw. herrschaftlicher Strukturen lenkt den Fokus auf die Wechselwirkungen zwischen den Außenbeziehungen und der Art und Weise der Grenzziehung in den Verträgen. Die Analyse der vertraglichen Grenzkonstruktionen vermag somit nicht zuletzt Zusammenhänge zwischen Raum, Mächteverhältnissen und Herrschaft zu erhellern.

## **Vertragliche Grenzziehung im Kontext herrschaftlicher Hegemonie**

Im Folgenden wird der Zusammenhang zwischen der Hegemonie einiger kastilischer Könige und den Ausprägungen der vertraglichen Grenzziehungen analysiert. Die grenzübergreifende komparative Perspektive ermöglicht es nachzuvollziehen, inwiefern sich diese diplomatische Grundkonstellation auf den Modus der vertraglichen Grenzziehungen auswirkte. Es werden Vertragsbeispiele aufgegriffen, die im Zusammenhang mit einer lehnsrechtlichen Suprematie der kastilischen Könige standen.

Im Zeitraum von 1140 bis 1400 findet sich jeweils temporär eine lehnsrechtliche kastilische Suprematie im Verhältnis zu Aragón, Portugal, Navarra und dem Nasridenemirat. Mit Blick auf die Konzeption der Verträge und ihre territorialen Stipulationen sind jedoch Unterschiede zu konstatieren. Wie anhand des Eingangsbeispiels angedeutet wurde, konnte die lehnsrechtliche Unterordnung eines Vertragspartners Ausdruck in der grenzkonstitutiven Zuteilung einzelner Gebiete an diesen Vertragspartner finden. Wie im kastilisch-aragonesischen Vertrag von Tudején des Jahres 1151 wies Sancho III. (gest. 1158), Sohn und Nachfolger Alfons' VII. auf dem kastilischen Thron, seinen aragonesischen Vertragspartnern auch in der Übereinkunft von Nájima 1158 selektiv Gebiete zu.<sup>22</sup> Vom Sohn Raimund Berengars IV. und aragonesischen Thronfolger war für

---

<sup>22</sup> Vgl. Vela Aulesa (Hrsg.), „Corpus documental“, Dok. 31, 247: „*Rex, autem, videns bonam voluntatem avunculi sui, somitits supradicti, ex liberalitate sua et spontanea voluntate, concedit et donat Raimundo, primogenito filio iamdicti comitis, Cesaraugustum et Calataiub et omnia ad predictum regnum Cesaraugstanum pertinencia*“.

eben jenes Gebiet künftig der Lehnseid zu leisten.<sup>23</sup> Analog zu den lehnsrechtlich hierarchisierten Beziehungen zwischen den kastilischen und aragonesischen Herrschern des 12. Jahrhunderts und ihren vertraglichen Grenzziehungen spiegelte sich die Unterordnung der portugiesischen Könige Alfons III. (gest. 1279) und Dionysius I. (gest. 1325) unter den kastilischen König Alfons X. (gest. 1284) in der Übertragung der Algarve an Portugal als Lehen. In einer Vertragsurkunde von 1264 wird die Algarve etwa im Gegenzug für die militärische Hilfe („*ayuda e el servicio que [...] deue seer fecho [...] de los cinquenta caualleros*“) dem portugiesischen Vertragspartner zugewiesen.<sup>24</sup>

Im Hinblick auf die diplomatischen Rahmenbedingungen ist festzuhalten, dass sowohl die Lehnsbeziehungen zu den aragonesischen als auch zu den portugiesischen Herrschern schließlich in eine vertragsrechtliche Freundschaft (*amicitia*) mündeten.<sup>25</sup> Bereits die vorangehenden Verträge, in denen lehnsrechtlich hierarchisierte Gebiete durch die kastilischen Monarchen zugeteilt wurden, sind tendenziell verbindlich auf Dauer angelegt und mit Friedensvereinbarungen verknüpft. So wird 1151 im Vertrag von Tudején beispielsweise formuliert: „[...] *hec est pax et firma conveniencia ac perpetua concordia*“.<sup>26</sup> Im Zusammenhang mit der Übertragung der Algarve an den portugiesischen König Alfons III. von 1264 wird gleichfalls die kastilische Absicht deutlich, stabile und friedliche Beziehungen („*sea firme e estable e non pueda uenir en dubda*“) festzuschreiben.<sup>27</sup> Im Folgenden wird noch darauf zurückzukommen sein, wie sich der Modus der Grenzziehungen im Rahmen der vertragsrechtlichen Freundschaftsverhältnisse ausprägte.

**23** Vgl. ebd.: „[...] tamen, condicione ut ipse primogenitus filius comitis [...] faciat hominum prenominato Sancio, regi, et omnibus successoribus suis qui de genere suo regnum Castelle tenuerint, et sit homo eius quod qandocumque rex Sancius se coronaverit et eum vocaverit, veniat ad curium suam et, dum coronabitur, ante ipsum teneat ensim“; siehe auch Gonzalo Martínez Díez, *Alfonso VIII: Rey de Castilla y Toledo (1158–1214)* (Gijón: Ediciones Trea, 2007), 184.

**24** Manuel González Jiménez (Hrsg.), *Diplomatario andaluz de Alfonso X.* (Sevilla: El Monte. Caja de Huelva y Sevilla, 1991), Dok. 290, 318.

**25** Vgl. zum Konzept der *amicitia* und unter anderem seinen antiken sowie frühmittelalterlichen Ursprüngen die folgenden grundlegenden Studien Gerd Althoff, „*Amicitiae* [Friendships] as Relationships between States and People“, in *Debating the Middle Ages: Issues and Readings*, hrsg. von Lester Knox Little und Barbara H. Rosenwein (Oxford: Blackwell, 1998), 191–210; Verena Epp, *Amicitia: Zur Geschichte personaler, sozialer, politischer und geistlicher Beziehungen im frühen Mittelalter* (Stuttgart: Hiersemann, 1999); Claudia Garnier, *Amicus amicis, inimicus inimicis: Politische Freundschaft und Fürstliche Netzwerke im 13. Jahrhundert* (Stuttgart: Hiersemann, 2000); Klaus Oschema, *Freundschaft und Nähe im spätmittelalterlichen Burgund: Studien zum Spannungsfeld von Emotion und Institution* (Köln: Böhlau, 2006).

**26** Vela Aulesa (Hrsg.), „*Corpus documental*“, Dok. 25, 237.

**27** González Jiménez (Hrsg.), *Diplomatario andaluz de Alfonso X.*, Dok. 290, 318.

Auch in den Beziehungen zu den navarresischen und den naṣridischen Herrschern etablierten die kastilischen Könige im Analysezeitraum eine Suprematie, die zeitweilig konkret in lehnsrechtlichen Unterordnungen greifbar ist. Nach der Wiederherstellung der navarresischen Souveränität begab sich König García IV. Ramírez (gest. 1150) 1135 in Tradition der aragonesischen Könige für sein gesamtes Reich in ein Lehnsvorrecht zu Alfons VII. von Kastilien.<sup>28</sup> In der Folge verdeutlichen vor allem die kastilisch-aragonesischen Verträge den Eigentumsanspruch Alfons' VII. und Alfons' VIII. auf das von der Expansion gegen Süden abgeschnittene, flächenmäßig deutlich kleinere Navarra.<sup>29</sup> Kastilien und Aragón nutzten des Weiteren Schwächephasen des jeweils anderen konsequent aus, um militärisch auf Kosten Navarras zu expandieren. Es ist aufschlussreich, dass bis auf den Vertrag von Nájera-Logroño des Jahres 1179 keine umfassenderen vertraglichen Grenzziehungen zwischen kastilischen und navarresischen Herrschern vereinbart wurden.<sup>30</sup> Charakteristisch erscheint zum einen die Bestimmung des Vertrages von 1176, die in der vorangehenden militärischen Auseinandersetzung eroberten Gebiete zurückzugeben.<sup>31</sup> Nach der kastilischen Eroberung der baskischen Provinzen unter Alfons VIII. (gest. 1214), im Zuge derer die kastilisch-navarresische Grenze signifikant mit militärischen Mitteln verschoben worden war, wurde zum anderen der kastilisch-navarresische Grenzverlauf vertraglich festgeschrieben.<sup>32</sup> Der vertraglichen Grenzziehung kam dem-

<sup>28</sup> Vgl. José María Lacarra de Miguel, *Historia del reino de Navarra en la Edad Media* (Pamplona: Caja de Ahorros de Navarra, 1976), 199–202; Vital Fernández, *Alfonso VII de León y Castilla*, 150.

<sup>29</sup> Vgl. im Überblick Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII-XIII“.

<sup>30</sup> Vgl. Julio González González (Hrsg.), *El reino de Castilla en la época de Alfonso VIII: Documentos, 1145–1190*, Bd. 2 (Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1960), Dok. 321, 534: „Et ego Aldefonsus, rex Castelle, dono Sancio, regi Nauarre, Leguin et Portellam, et quitaui ei castellum quod tenet Godin. Insuper ego idem Aldefonsus, rex Castelle, quitaui uobis Sancio, regi Navarre, et successoribus uestris, Alauam in perpetuum pro uestro regno, scilicet, de Ichiar et de Durango, intus existentibus, excepto castello de Maluecin, quod pertinet ad regem Castelle; et etiam Zuuarrutia et Badaja, sicut aque cadunt usque Nauarram, excepto Morellas, quod pertinet al regem Castelle; et etiam exinde usque ad Focam et a Foca in iusum sicut Zadorra diuidit usque cadit in Iberum. Ex designatis terminis usque Nauarram totum sit regi Navarre, exceptis castellis de Maluecin et de Morellas, que sunt regis Castelle, sicut dictum est. Et ex predictis terminis designatis usque Castellam totum sit regis Castelle“.

<sup>31</sup> Vgl. ebd., Dok. 267, 442: „Statuerunt etiam ut omnes vasalli utriusque regis qui ex quo ista guera incepit hereditates amiserunt eas ex integro recuperent sicut erant tenentes die qua eas perdidérunt. Et pro malefacto vel iudicio quod actenus fecissent eas non perdant, nec infra istos septem annos pro aliqua querimonia ulli respondeant“.

<sup>32</sup> Vgl. etwa Esther Pascua Echegaray, *Guerra y pacto en el siglo XII: La consolidación de un sistema de reinos en Europa occidental* (Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1976).

nach lediglich bekräftigende Funktion für die Eroberungen zu, die die kastilisch-navarresische Grenze bis zum Ausgang des Analysezeitraums bestimmen sollten.<sup>33</sup>

Eine vergleichbare herrschaftliche Asymmetrie und ähnliche Modi der Grenzziehung finden sich im Rahmen der kastilisch-naṣridischen Außenbeziehungen. Ähnlich wie im Nachgang der kastilischen Eroberungen navarresischer Gebiete um 1200 wurde mit der nicht urkundlich, sondern nur chronikalisch dokumentierten Übereinkunft von Jaén des Jahres 1246 implizit die vorher militärisch zugunsten Kastiliens verschobene Grenze vertraglich festgeschrieben.<sup>34</sup> Der kastilische König Ferdinand III. etablierte zugleich eine vasallitische Unterordnung der Naṣridenemire, die in Tributzahlungen Ausdruck fand.<sup>35</sup> Die jeweils als temporäre Waffenstillstandsabkommen konzipierten Verträge von

cas, 1996), 305; Martínez Díez, *Alfonso VIII*, 86; lediglich die *Chronica Latina* berichtet, dass die kastilischen Gebietsgewinne und damit gleichsam der veränderte Grenzverlauf im Nachhinein vertraglich festgeschrieben wurden, vgl. Luis Charlo Brea (Hrsg.), „*Chronica latina regum castellae*“, in *Chronica hispana saeculi XIII* (Turnholt: Brepols, 1997), 51: „*Tregua facta est inter regem Castelle et eundem regem Nauarre, remanentibus cunctis castellis et uillis, que acquisierat rex Castelle in regno regis Nauarre, in potestate eiusde, regis Castelle*“; siehe zudem Julio González González, *El reino de Castilla en la época de Alfonso VIII: Estudio*, Bd. 1 (Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 1960), 853.

<sup>33</sup> Vgl. Martínez Díez, *Alfonso VIII*, 86.

<sup>34</sup> Vgl. Ramón Menéndez Pidal (Hrsg.), *Primera crónica general estoria de España que mandó componer Alfonso el Sabio y se continuaba bajo Sancho IV en 1289*, Bd. 1 (Madrid: Bailly-Bailliére é Hijos, 1906), 746: „[...] ese rey de Granada [...] para librar sus moros et su tierra de destroymiento, vinose meter derechamente en su poder del rey don Fernando et en la su merçed, et besol la mano et tornose su usallo en esta guisa, que feziese del et de su tierra lo que fazer quisiese; et entregol luego Jahan. Et el rey don Fernando, lleno de piadamiento [...] quel diese della tributo cierto: cada anno çient et cinquenta mill morauedis [...]“; siehe auch Daniel Baloup, „Granada and Castile: A Long Conflict“, in *The Nasrid Kingdom of Granada between East and West: Thirteenth to Fifteenth Centuries*, hrsg. von Adela Fábregas (Leiden/Boston: Brill, 2021), 442; Alejandro García Sanjuán, „Consideraciones sobre el pacto de Jaén de 1246“, in *Sevilla 1248: Congreso internacional conmemorativo del 750 aniversario de la conquista de la ciudad de Sevilla por Fernando III, rey de Castilla y León*, hrsg. von Manuel González Jiménez (Madrid: Centro de Estudios Ramón Areces, 2000).

<sup>35</sup> Siehe zum Beispiel die vertragliche Aktualisierung dieser Tributzahlungen im Vertrag zwischen Ferdinand IV. und Naṣr am 26. Mai 1310 in Andrés Giménez Soler, *La Corona de Aragón y Granada: Historia de las relaciones entre ambos reinos* (Barcelona: Imprenta de la Casa Provincial de Caridad, 1908), 167: „Et porque sea entre uos e nos este amor estable e uerdadero otorgamos de uos dar para cada anno onse mille dobles de oro et que uos las demos por los tercios del anno en cada quatro meses su tercio“; siehe darüber hinaus Diego Melo Carrasco, „En torno al torno al vasallaje y las parias en las treguas entre Granada y Castilla (XVII–XV): Una posibilidad de análisis“, *Medievalismo* 22 (2012): 146; Barbara Boloix Gallardo, „La inestable frontera castellano-nazarí el el siglo XIII: Del vasallaje a la insurección (1246–1266)“, in *Encrucijada*

1310 bzw. 1344, die während der Herrschaftszeit des kastilischen Königs Alfons XI.' (gest. 1350) geschlossen wurden, beinhalteten die Zusicherung der naṣridischen Vertragspartner, „*seer amigo de vuestros amigos et enemigo de vuestros enemigos*“.<sup>36</sup> Wie in der Mehrheit der kastilisch-navarresischen Verträge wurden insgesamt weder selektive Gebietsübertragungen festgehalten, noch den Grenzverlauf beschreibende, gegenseitige Zuteilungen verfügt. Der Vertrag des Jahres 1410 schreibt lediglich fest, dass der kastilisch-naṣridische Grenzverlauf im Zeitraum eines 17-monatigen Waffenstillstandes nicht modifiziert werden dürfe.<sup>37</sup>

Vergleicht man die kastilisch-aragonesischen und kastilisch-portugiesischen Beziehungen einerseits mit den kastilisch-navarresischen und den kastilisch-naṣridischen Beziehungen andererseits, so sind zwei Ausprägungen der vertraglichen Grenzziehung im Kontext kastilischer Hegemonie zu unterscheiden. Die lehnsrechtliche Unterordnung der aragonesischen bzw. portugiesischen Könige fand Ausdruck in der Zuteilung größerer Gebiete, für die spezifische Eide zu leisten waren. Es ist insofern von einer gegenseitig anerkannten Souveränität beider Vertragspartner auszugehen, als diese Grenzziehungen in aller Regel von auf die Dauer konzipierten Friedensschlüssen gerahmt wurden. Hingegen dominierten temporär angelegte Waffenstillstände die kastilische Vertragsdiplomatie mit den navarresischen Königen und den Naṣridenemiren. Im Rahmen dieser Abkommen wurden im Analysezeitraum kaum detaillierte vertragliche Grenzziehungen stipuliert. Während vielmehr militärische Kampagnen die jeweiligen Grenzverläufe maßgeblich prägten, finden sich in den Abkommen zumeist territoriale Fixierungen von Grenzen oder Restitutionen von kurz zuvor eroberten Gebieten. Diese Modi der vertraglichen Grenzziehungen korrelieren mithin mit der grundsätzlichen Asymmetrie der Beziehungen zu den Herrschern beider Reiche.

---

*de culturas: Alfonso X y su tiempo*, hrsg. von Emilio González Ferrín (Sevilla: Fundación Tres Culturas del Mediterráneo 2014), 211–221.

**36** Vertrag zwischen Ferdinand IV. und Naṣr am 26. Mai 1310 in Giménez Soler, *La Corona de Aragón y Granada*, 167; vgl. zudem in dem Vertrag des Jahres 1344 in D. Próspero de Bofarull y Mascaró (Hrsg.), *Colección de documentos inéditos del Archivo General de la Corona de Aragón* (Barcelona: En la imprenta del archivo, 1851), Dok. 51, 176: „[...] que seamos enemigos de los que vos fueren enemigos de vuestros regnos et que seamos amigos de los que fueren amigos dellos“.

**37** Vgl. Juan de Mata Carriazo Arroquía (Hrsg.), *Crónica de Juan II de Castilla* (Madrid: Real Academia de la Historia, 1982), 403: „[...] que si durante la tregua alguna villa o lugar se alçare contra su señor, de qualquiera destos reyes, el rey de Castilla o el de Granada, e fuere tomado por mano de qualquier persona que sea, que si fuere el castillo del rey de Granada que lo non pueda reçibir ni tomar el rey de Castilla. E eso mismo se entienda en los lugares del rey de Castilla que oy son, que los non puede reçibir el rey de Granada, por compra ni por venta, ni por dádiba, ni por furto, ni por engaño [...]“.

## Vertragliche Grenzziehung im Kontext herrschaftlicher Gleichrangigkeit

Wie angedeutet wurde, waren die kastilischen Beziehungen zu den Monarchen von Aragón und Portugal während langer Phasen im Analysezeitraum von einer vertragsrechtlichen Freundschaft gekennzeichnet. Spiegelte sich die kastilische Hegemonie tendenziell in einseitigen territorialen Zuteilungen wider, so stellt sich die Frage nach den charakteristischen Modi der vertraglichen Grenzziehung im Rahmen herrschaftlich ebenbürtiger und gar freundschaftlicher Beziehungen.

Mit dem Tod Sanchos III. 1158 zerfiel gemäß Andrea Büschgens das „Lehnsgefüge zwischen Kastilien-León und den anderen Reichen endgültig“.<sup>38</sup> Mit dem Abkommen von Sahagún 1170 wurde erstmals eine kastilisch-aragonesische Freundschaft („*fidem et amiciciam quam ad invicem cum baronibus nostris confederatam*“<sup>39</sup>) etabliert, die in dem Vertrag von Zaragoza desselben Jahres verbindlich gefasst wird.<sup>40</sup> Für die folgenden Jahrzehnte sollte die vertragsrechtliche *amicitia* den maßgeblichen Rahmen der kastilisch-aragonesischen Vereinbarungen bilden.<sup>41</sup> Beispielsweise regelten Alfons VIII. von Kastilien und Alfons II. von Aragón (gest. 1196) 1179 vertraglich die prospektive Aufteilung muslimischer Gebiete und des Königsreiches Navarra.<sup>42</sup> Aus den wechselseitig zugeteilten Gebieten und den Hinweisen auf deren jeweilige Ausdehnung ergibt sich ein additiv konstruierter Verlauf der anvisierten kastilisch-aragonesischen Grenze. Anhand von Referenzen auf naturräumliche Elemente wie einen Gebirgspass wird ein imaginierter Grenzverlauf greifbar.<sup>43</sup>

---

<sup>38</sup> Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarra*, 194; siehe auch Martínez Díez, *Alfonso VIII*, 21–23.

<sup>39</sup> Vela Aulesa (Hrsg.), „Corpus documental“, Dok. 40, 260.

<sup>40</sup> Vgl. ebd., Dok. 41, 262: „*veram amicitiam et perpetuam concordiam ac pacem inter nos omnibus diebus vite nostre, per bonam fidem, sine fraude*“.

<sup>41</sup> Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII–XIII“, 416; Pascua Echegaray, „Peace among Equals“, 201.

<sup>42</sup> Vgl. Vela Aulesa (Hrsg.), „Corpus documental“, Dok. 45, 269.

<sup>43</sup> Vgl. ebd., 272: „*Laudat siquidem concedit atque in perpetuum diffinit per se et suos successores predictus Aldefonsus, rex Castelle, iamdicho Ildefonso, regi Aragonensium, et successoribus suis [...] habeant et in perpetuum possideant libere, solide et [a]bsolute [...] Valenciam et totum regnum Valencie cum omnibus suis pertienciis, heremis et p[o]pulatis, que sibi pertinent et p[er]tinent[ur] debent. Similiter laudat, concedit atque diffinit eidem et successoribus suis in perpetuum Exativam cum omnibus sibi pertinentibus, heremis et populatis, et Biar cum suis terminis, heremis et populatis, et totam terram heremam et populatam que est a portu qui est ultra Biar, qui portus dicitur port de Biar, sicut respicit versus Exativam et Valenciam et Deniam, et totum regnum*

Ein weiterer kastilisch-aragonesischer Vertrag („*pax, concordia, amicicia atque conventionis*“<sup>44</sup>), der 1198 mit Peter II. (gest. 1213) geschlossen wurde, beinhaltet ebenfalls eine detaillierte Grenzziehung.<sup>45</sup> Ein Konflikt mit Navarra bildete den konkreten Anlass für die neuerliche vertragliche Fixierung der kastilisch-aragonesischen Teilungspläne.<sup>46</sup> Beide Vertragsparteien formulierten anstelle von wechselseitigen Zuteilungen eigene Gebietsansprüche in Form von Auflistungen kleinerer Gebiete; aus Perspektive des kastilischen Königs heißt es etwa: „*Ego Adefonsus, rex Castelle, deboeo habere Corellam, Miraculum, Funes, Petra Altam, Falces, Mirandam, Ragam, Mendigorriam, deinde sicut dividit Arte-derreta et exit ad Noan [...]*“.<sup>47</sup> Der Grenzverlauf ergibt sich im Vertrag von Calatayud 1198 mithin komplementär aus detaillierten Auflistungen von diesseits und jenseits gelegener Burgen und urbanen Zentren.<sup>48</sup> Zur räumlichen Orientierung wird abermals auf naturräumliche Elemente wie einen Flusslauf und einen Gebirgspass rekurriert.

Die Präzision der kastilisch-aragonesischen Grenzziehungen erlangte mit dem Vertrag von Almizra des Jahres 1244 einen Höhepunkt.<sup>49</sup> Die detailreiche Grenzbeschreibung erklärt sich mutmaßlich mit Blick auf die vorangehenden kastilischen Eroberungen muslimischer Gebiete; für Aragón schrieb der Vertrag zudem ein Ende möglicher Expansion gen Süden fest.<sup>50</sup> Zukünftig thematisier-

*Denie cum omnibus suis pertinenciis, heremis et populatis, sicut [ten]dit et dicit portus usque ad mare et vadit usque ad Calp. Laudat etiam [...] omnia castella et [v]illas heremas et populatas, [c]um omnibus pertinenciis suis que sunt et erunt infra predicta regna et predictos terminos“.*

<sup>44</sup> Ebd., Dok. 54, 291–296.

<sup>45</sup> Vgl. zum Vertrag von Calatayud 1198 Julio González González, „Reclamaciones de Alfonso VIII a Sancho el Fuerte y tratado del reparto de Navarra en 1198“, *Hispana: Revista española de historia* 3 (1943): 545–568; Pascua Echegaray, *Guerra y pacto en el siglo XII*, 302–304.

<sup>46</sup> Vgl. hierzu González González, *El reino de Castilla en la época de Alfonso VII*, Bd. 1, 842–845.

<sup>47</sup> Vela Aulesa (Hrsg.), „Corpus documental“, Dok. 54, 293.

<sup>48</sup> Vgl. insgesamt ebd., 293: „*Ego Adefonsus, rex Castelle, deboeo habere Corellam, Miraculum, Funes, Petra Altam, Falces, Mirandam, Ragam, Mendigorriam, deinde sicut dividit Arte-derreta et exit ad Noan, deinde ad Bodoztam, medietatem Panpilonis, deinde sicut dividit rivus qui venit de Risonna ad Panpilonem, deinde sicut dividit Valderro et Ronzasvals usque ad portum de Ronzasvals, ita tamen quod Noan et Badonztan et Valderro et Ronzasvals sint de regno Arragonum, et in sursum, Uharte intus stando, quomodo vadit versus regnum Castelle totum sit regnum Castelle. Ego autem Petrus rex Arragonis deboeo habere [...]*“.

<sup>49</sup> Vgl. Juan Torres Fontes (Hrsg.), *Documentos de Alfonso X el Sabio* (Murcia: Real Academia Alfonso X el Sabio, 2008), Dok. X, 11; siehe ferner Carlos de Ayala Martínez, „Relaciones de Alfonso X con Aragón y Navarra“, *Alcante: Revista de Estudios Alfonsíes* 4 (2004): 103.

<sup>50</sup> Vgl. Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII–XIII“, 417; Klaus Herbers, *Geschichte Spaniens im Mittelalter: Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts* (Stuttgart: Kohlhammer, 2006), 192.

ten die kastilisch-aragonesischen Verträge demzufolge keine prospektiven Abgrenzungen mehr, sondern die Modifikation bereits existierender kastilisch-aragonesischer Grenzabschnitte.<sup>51</sup>

Den rechtsverbindlichen Rahmen dieser kastilisch-aragonesischen Grenzverträge bildete das politische Konzept der *amicitia*.<sup>52</sup> Vertraglich wurden gemeinsame (Expansions-) Interessen formuliert, wobei territoriale Zugewinne und ihre Abgrenzung vorab rechtsverbindlich fixiert wurden.<sup>53</sup> Mindestens während der Herrschaftszeit Alfons' VIII. bildeten die in ihrem Modus analogen prospektiven Aufteilungen des navarresischen sowie des muslimischen Gebietes einen zentralen Gegenstand der kastilisch-aragonesischen Vertragsdiplomatie. Es liegt nahe, dass sie somit als stabilisierende Faktoren bzw. einende Ziele in den Beziehungen zwischen den Herrschern beider Reiche fungierten.

Der vergleichende Blick auf die kastilisch-portugiesischen Beziehungen und die entsprechenden vertraglichen Grenzziehungen lässt ebenfalls einen Zusammenhang zwischen freundschaftlichen Außenbeziehungen und ausführlichen Grenzziehungen erkennen. So umfasst etwa die kastilisch-portugiesische Einigung von Badajoz des Jahres 1267 eine ebenso umfassende wie detaillierte Grenzziehung.<sup>54</sup> In den 1260er Jahren hatte der portugiesische Thronfolger Dionysius, Enkel des kastilischen Königs Alfons X., den kastilischen Hof aufgesucht, um den Kastilier von der Aufgabe der Verpflichtung zur Militärhilfe im Gegenzug für die Algarve zu überzeugen.<sup>55</sup> Aus einer kastilischen Urkunde, die auf denselben Tag wie der Vertrag von Badajoz datiert, geht hervor, dass dieser Mission Erfolg beschieden war.<sup>56</sup> Die uneingeschränkte Übertragung der Algarve an Portugal, die für die portugiesische Seite die Entbindung von jeglichen

<sup>51</sup> Vgl. Amparo Bejerano Rubio, „La frontera del reino de Murcia en la política castellano-aragonesa del siglo XIII“, in *Alfonso X el Sabio, vida, obra época: Actas del congreso internacional*, Bd. 1, hrsg. von Juan Carlos de Miguel Rodríguez, Angela Muñoz Fernández, und Cristina Segura Graíño (Madrid: Sociedad Española de Estudios Medievales, 1989), 206.

<sup>52</sup> Vgl. Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarra*, 192–194; Pascua Echegaray, „Peace among Equals“, 200.

<sup>53</sup> Vgl. Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarra*, 192–194.

<sup>54</sup> Vgl. Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona de Castilla, siglos XII–XIII“, 412; Manuel González Jiménez, „Las relaciones entre Portugal y Castilla durante el siglo XIII“, *Revista de Faculdade de Letras, História* (1998): 10.

<sup>55</sup> Vgl. Manuel García Fernández, „La política internacional de Portugal y Castilla en el contexto peninsular del tratado de Alcañices 1267–1297: Relaciones diplomáticas e dinásticas“, *História: Revista de Faculdade de Letras da Universidade do Porto* 15 (1998): 916.

<sup>56</sup> Vgl. ebd.; als Begründung für die kastilische Aufgabe des Anspruchs auf die Algarve wird in der Forschung unter anderem die zuvor seitens Portugals geleistete Militärhilfe diskutiert, siehe Cantera Montenegro, „Los tratados de paz y la delimitación de las fronteras en la corona

Pflichten gegenüber Kastilien bedeutete, wurde unter anderem mit dem Verweis auf familiäre bzw. dynastische Verbindungen begründet.<sup>57</sup> Mit dem Vertrag von Badajoz intendierten Alfons X. und Alfons III., „*auenencia e amor e paz para siempre*“<sup>58</sup> zwischen sich und den Bewohnern beider Reiche zu etablieren.<sup>59</sup> Kleinräumige Grenzkonflikte sollten mithilfe differenzierter Grenzbestimmungen beigelegt werden.<sup>60</sup> Wiederum begegnen Orientierungen an naturräumlichen Markern wie einem Flusslauf, was auf die Linearität der Grenzkonzeption verweist.<sup>61</sup> Während für die nördlich des Flusses Guadiana gelegenen Grenzorte das Anbringen von Grenzsteinen verfügt wird, schien der am Guadiana orientierte Grenzabschnitt im Süden keiner artifizieller Markierungen bedurft zu haben.<sup>62</sup> Der Vertrag belegt mithin die analoge Funktion naturräumlicher und durch Menschen angebrachter Grenzmarkierungen. Neben der eigentlichen Grenzziehung finden sich im Vertrag ferner ergänzende Verfügungen etwa hinsichtlich der Durchlässigkeit der kastilisch-portugiesischen Grenze in Bezug auf Personen und den Warenverkehr.<sup>63</sup>

de Castilla, siglos XII-XIII“, 412; vgl. González Jiménez (Hrsg.), *Diplomatario andaluz de Alfonso X*, Dok. 321, 350.

<sup>57</sup> Vgl. ebd.: „*Es este amor e este quitamiento que uos fazemos de todas las cosas sobredichas fiziémoslo por los muchos debdos de bien que son entre nos e uos e uestra mugier e uestros hijos, e por la ayuda que nos fiziestes en nuestra guerra por mar e por tierra*“.

<sup>58</sup> Ebd., Dok. 322, 351.

<sup>59</sup> Vgl. ebd.: „*Conoscida cosa sea a todos los que esta carta uieren e oyeren que por muchas contiendas e muchas desauenencias que aceacieran entre nos don Alfonso, por la gracia de Dios rey de Castilla e de León e del Andaluzía, de la una parte, e nos don Alfonso, por essa misma gracia rey de Portugal, de la otra, sobre particiones e diuisiones de los regnos de León e de Portugal e sobre querellas que auíamos uno dotro, e sobre danno e robos e malfetrias e muertes que acaecieran entre nuestros regnos, tan bien por razón de nos como de nuestros uasallos e de nuestras yentes, catando que si esta desauenencias que y acaecieran non fuessen desfechas que por y podríen crecer grandes danno e otras cosas peores que seríe a grand deseruicio de Dios e a gran pérdida nuestra e de nuestros regnos e de nuestras yentes, pusimos entre nos auenencia e amor e paz para siempre en esta manera [...]*“.

<sup>60</sup> Vgl. ebd.

<sup>61</sup> Vgl. ebd., 352: „*E nos reys sobredichos partímos los regnos de Portugal e de León assí como entra Caya en Guadiana, e Guadina ua por la uena als mar [...]*“.

<sup>62</sup> Vgl. ebd.: „*Arronches e Alegrete fican con el regno de Portugal, e metemos omnes bonos en que nos anuiemos, los quales son nombrados en las otras nuestras cartas que ende son fechas e seelladas con nuestros seallos, que anden bien e lealmiente, e que metan moiones entre aquellos dos logares e el regno de León, e que sean aquellos moiones partimientos de los regnos. Maruán e Valencia e los otros logares uezinos de Valencia, de parte del regno de León, estén como agora están con sus tenencias, e los sobredichos omnes bonos en que nos auiniemos metan moiones entrelas que sean partimientos de los regnos*“.

<sup>63</sup> Vgl. etwa ebd.: „*Es nos reys sobredichos otorgamos comunalmente que pan e uino e todas las otras uendidas corran de regno a regno [...]*“.

Der Vertrag von Badajoz von 1264 weist ähnlich wie die analysierten kastilisch-aragonesischen Beispiele eine überaus umfassende vertragliche Grenzziehung auf, die vertragsrechtlich von freundschaftlichen Beziehungen gerahmt wurde. Ähnlich wie im Vertrag von Almizra wird eine Präzisierung des Grenzverlaufs in verschiedenen Abschnitten vorgenommen. Verschiedene Orientierungen und Maßnahmen der Grenzziehung finden Eingang und zeugen von einer segmentierten und pragmatischen vertraglichen Grenzkonstruktion. Die Präzision und sorgfältige Begründung legen nahe, dass die Monarchen aufrichtig bestrebt waren, die Gebiets- und damit Grenzkonflikte endgültig und nachhaltig beizulegen. Dies findet sich ebenso mit Blick auf die nachdrücklichen Freundschaftsbekundungen und die Bekräftigung bisheriger Übereinkünfte bestätigt.<sup>64</sup>

Einen Sonderfall herrschaftlicher Gleichrangigkeit stellen akute Pattsituationen in territorialen Konflikten dar, die mittels Schiedsverfahren einer einvernehmlichen Lösung zugeführt werden sollten. Zuletzt sei daher im Folgenden die Grenzziehung im Rahmen eines kastilisch-aragonesischen Schiedsverfahrens im Jahr 1304 beispielhaft untersucht und nach den Modi der Grenzziehung gefragt.

Gemäß Baumbach und Garnier sowie Carbó haben Schiedsverfahren im Mittelalter als bedeutende Form der friedlichen Konfliktbeilegung zu gelten, wobei sie entscheidend auf der Kompromissbereitschaft und den Vorabsprachen der jeweiligen Konfliktparteien basierten.<sup>65</sup> Dem kastilisch-aragonesischen Schiedsspruch von Torrellas vom 8. August 1304 gingen langwierige (territoriale) Konflikte voraus.<sup>66</sup> Der aragonesische König Jakob II. (gest. 1327) hatte die Minderjährigkeit des kastilischen Thronfolgers Ferdinand IV. (gest. 1312) in den 1290er

**64** Siehe weiterführend auch González Jiménez, „Las relaciones entre Portugal y Castilla durante el siglo XIII“, 11.

**65** Vgl. Claudia Garnier und Hendrik Baumbach, „Konzepte und Praktiken der Schiedsgerichtsbarkeit im römisch-deutschen Reich vom 12. bis zum 15. Jahrhundert“, *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 155 (2019): 236, 246; Laura Carbó, „El arbitraje: La intervención de terceros y el dictamen obligatorio (Castilla, siglos XIV y XV)“, *Estudios de historia de España* 11 (2009): 62.

**66** Vgl. María de las Mercedes Costa Paredes, „Los reyes de Portugal en la frontera castellano-aragonesa (1304)“, *Medievalia* 2 (1981): 27–50; César González Mínguez, *Fernando IV, 1295–1312* (Palencia: Ediciones Trea 1995), 125–146; María Teresa Ferrer i Mallol, *Entre la paz y la guerra: La Corona catalano-aragonesa y Castilla en la Baja Edad Media* (Barcelona: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, 2005), 111–125; Augustín Bermúdez Aznar, „Torrellas 1304: Fisionomía jurídica de unas sentencias arbitrales“, in *La Mediterrània de la Corona d'Aragó XIII–XVI, segle XIII–XVI* (Valencia: Universitat de Valencia, 2005); José Vicente Cabezuelo Pliego, „La proyección del Tratado de Torrellas: Entre el revisionismo político y la negación mental“, *Medievalismo* 20 (2010): 203–237.

Jahren geschickt genutzt, um Murcia zu erobern; so unterstützte der aragonesische Monarch beispielsweise einen kastilischen Kronprätendenten, der Jakob II. im Gegenzug Murcia zusicherte.<sup>67</sup> Nachdem es Jakob II. jedoch nicht gelungen war, die französische Krone für ein anti-kastilisches Bündnis zu gewinnen und Papst Bonifatius VIII. (gest. 1303) die Legitimität Ferdinands IV. von Kastilien bestätigte, verbesserte sich die herrschaftliche Position Kastiliens. Für den Schiedsspruch von Torrellas ist von Relevanz, dass der kastilische König 1302 die portugiesische Infantin ehelichte und damit Schwiegersohn des portugiesischen Königs Dionysius I. wurde.<sup>68</sup> Dieser war seinerseits mit der Schwester des aragonesischen Königs verheiratet und daher sowohl dem kastilischen als auch dem aragonesischen Monarchen familiär verbunden. Vor diesem Hintergrund erscheint es plausibel, dass Jakob II. Dionysius I. im Dezember 1303 als Schiedsmann im kastilisch-aragonesischen Konflikt anfragte.<sup>69</sup>

Nach diversen Vorverhandlungen verkündeten sowohl der kastilische als auch der aragonesische König im April einen Waffenstillstand und der portugiesische König bestätigte im Mai seine Rolle beim geplanten Schiedsverfahren.<sup>70</sup>

<sup>67</sup> Vgl. ebd., 205; vgl. Costa Paredes, „Los reyes de Portugal en la frontera castellano-aragonesa (1304)“, 27; Raphaela Averkorn, „Macht und Expansion auf der Iberischen Halbinsel: Aragon, Kastilien und Portugal im Spiegel ihrer auswärtigen Beziehungen um 1308“, in *1308: Eine Topographie historischer Gleichzeitigkeit*, hrsg. von Andreas Speer und David Wirmer (Berlin: De Gruyter, 2010), 58.

<sup>68</sup> Vgl. Bermúdez Aznar, „Torrellas 1304: Fisionomía jurídica de unas sentencias arbitrales“, 1993; Averkorn, „Macht und Expansion auf der Iberischen Halbinsel“, 57–60; Ferrer i Mallo, *Entre la paz y la guerra*, 111.

<sup>69</sup> Vgl. García Fernández, „La política internacional de Portugal y Castilla en el contexto peninsular del tratado de Alcañices 1267–1297“, 940; García Fernández, Política, 2008, S. 117; Averkorn, „Macht und Expansion auf der Iberischen Halbinsel“, 57; vgl. Andrés Giménez Soler, *Don Juan Manuel: Biografía y estudio crítico* (Zaragoza: Tip. La Académica, 1931), Dok. LXXXIX, 296: „*It, del feyo del regne de Murcia en el qual en senyor Rey darago entiendo auer buen derecho e el qual tiene con justo titulo que sea puesta la demanda en poder del Rey de Portugal e de II personas comunales cardenales o arcebispos olvispos en vno de part del Rey don Ferrando e en otro de part del rey darago e el tercero del Rey de Portugal. E que send faga del regno de Murcia lo que aquestos tres diran e conoçran por derecho o por arbitrio o por loa o por composicion e esto se asegura con bonas rahanas de castiellos e de personas asi como mellor podra que non se pueda nenguna repentir mas que send siga en la manera que los arbitros diran*“.

<sup>70</sup> Vgl. ausschnitthaft die folgenden Dokumente vom 15. April bzw. 21. April 1304: D. Antonio Benavides (Hrsg.), *Memorias de don Fernando IV de Castilla*, Bd. 2 (Madrid: Imprenta de José Rodríguez, 1860), Dok. CCLXIII, 398: „*Sepan quantos esta carta vieren como nos D. Ferrando por la gracia de Dios, rey de Castilla, etc., damos tregua leal, firme, valedera, á buena fe, sin mal enganno por nos, et por todos los de nuestros regnos de nuestra tierra, et por todos nuestros ayudadores á vos muy alto don Jayme, rey de Aragon, et á todos los de vuestros regnos de Aragon et tierras que tenedes, et á don Alfonso, et á don Ferrando, hijos del infante don Ferrando [...]*“;

Der Schiedsspruch bezüglich des kastilisch-aragonesischen Territorialkonflikts ist in einer umfangreichen Urkunde vom 8. August 1304 überliefert; das Schiedsgremium bestand aus Dionysius I., dem Bischof von Zaragoza und dem Infant Johann.<sup>71</sup> Beide im Konflikt befindlichen Vertragsparteien bekräftigten ihr Versprechen, die Ergebnisse des Verfahrens zu achten und umzusetzen, mit der Übertragung von Garantieburgen.<sup>72</sup> Die Grenzziehung griff auf wechselseitige Zuteilungen zurück, wobei sich die Grenzbeschreibung abermals auch an einem Flusslauf orientierte.<sup>73</sup> Der Vertrag trifft zudem präzise Verfügungen, die die Umsetzung der Grenzziehung betrafen: So wird im Zusammenhang mit Gebietszuteilungen auch der Wechsel des Jurisdiktionsbereiches angeordnet.<sup>74</sup>

Der aragonesische König Jakob II. ging insgesamt als Profiteur der Grenzziehung hervor, da er im Vorfeld aus einer Position der Stärke heraus die Verhandlungen maßgeblich geprägt hatte.<sup>75</sup> Ebenso wie andere Schiedsverfahren zur Beilegung territorialer Konflikte im Analysezeitraum bedurfte die Grenzziehung

vgl. Costa Paredas, „Los reyes de Portugal en la frontera castellano-aragonesa (1304)“, 32; González Mínguez, *Fernando IV, 1295–1312*, 130–132.

**71** Vgl. Juan Manuel del Estal (Hrsg.), *El Reino de Murcia bajo Aragón (1296–1305): Corpus documental del Reino de Murcia bajo la soberanía de Aragón (1296–1304/5)*, Bd. 1 (Alicante: Instituto de Cultura Juan Gil-Albert, 1985), Dok. 213, 362: „*Hos est traslatum scriptum bene et fideliter a quadam originali charta Sententiae per illustres Regem Portugaliae, infantem Johannem ac reverendum in Xristo patrem dominum eximium episcopum Caesarauguste [...]*“.

**72** Vgl. ebd., 364–366: „*E por mayor firmedumbre dio el dicho rey don Ferrando por si é puso en rehenes los castiellos de Alfaro, Cervera é Aton, Sant Esteban, é Atiença; los quales castiellos sean tenidos por los dicho arbitradores en tal manera que si el dicho rey don Ferrando no querra seer a la sentencia, dicho loor, ó arbitrio, que fuer dado por los dichos arbitradores concordablement, que los castiellos sobredichos, que ha dados a conosimiento de los dichos arbitradores fuesen dados al dicho rey Daragon [...]*“.

**73** Vgl. ebd., 367: „*[...] mandamos que Cartagena, Alacant, Elche con su puerto de mar é con todos los lugares que recuden é ell, Ella (Elda) é Novella (Novelda), Oriolla con todos sus terminos é pertinencias, quantas han é deben haber é asi como taja lagua de Segura enca el regno de Valencia entro al mas susano cabo el termino de Villena, sacada la ciudat de Murcia é Molina con sus terminos, finquen e romangan al rey Daragon é su propiedat é de los suyos para siempre, asi como cosa sua propia, con pleno derecho é seniorio [...]*“; vgl. zudem die Gebiete, die Jakob II. an den kastilischen König zu übergeben hatte, ebd.: „*Aun decimos, pronunciamos, é sentenciamos, é mandamos quel dicho rey Daragon desempare é lexe al rey don Ferrando la ciudad de Murcia, Molina, é Monteagudo, Lorca, Alhama con todos sus terminos é los otros logares todos que ell tiene en el regno de Murcia, socados los de suso nominados, é los que se comprenden en los terminos de suso asignados*“.

**74** Vgl. ebd.: „*[...] ó órdenes, ó elgesias, ó caballero dentro los dichos terminos que finquen, ó sean daquellos cuanto á la propiedat; mas que Villena, é aquellos castiellos, que son dentro los dichos termino sean de la jurisdiccion del rey Daragon*“.

**75** Vgl. Bejerano Rubio, „La frontera del reino de Murcia en la política castellano-aragonesa del siglo XIII“, 209.

trotz ihres vergleichsweise hohen Präzisionsgrades und den vorausschauenden Regelungen für die Umstrukturierung des Grenzraumes einer nachträglichen vertraglichen Korrektur.<sup>76</sup> So wurde wenig später eine königliche Kommission beauftragt, die Grenzziehung vor Ort zu präzisieren. Der daraus resultierende Vertrag von Elche kann daher als unmittelbare Folge bzw. „*anexo complementario*“ verstanden werden.<sup>77</sup>

Der Schiedsspruch von Torrellas 1304 bestätigt, dass mittelalterliche Schiedsverfahren es selten vermochten, langwierige Konflikte endgültig beizulegen.<sup>78</sup> Im Rahmen des vorgestellten kastilisch-aragonesischen Verfahrens erhoben der kastilische und der aragonesische König diametrale Gebietsansprüche. Da sich gleichrangige Parteien in einem verfahrenen Konflikt gegenüberstanden, wurde einhellig auf eine gütliche Beilegung durch eine dritte Partei rekurriert, die beiden Konfliktparteien familiär verbunden war. Entsprechend den konkurrierenden Gebietsansprüchen wurden im Schiedsverfahren wechselseitige Gebietszuweisungen verfügt und der Grenzverlauf unter anderem mit Bezugnahme auf einen Flusslauf möglichst präzise geregelt. Die Modi der Grenzziehung entsprechen somit denjenigen der Außenverträge, die einvernehmlich im Rahmen eines vertragsrechtlichen Freundschaftsverhältnisses genutzt wurden. Dass nichtsdestominder nachträgliche Korrekturen notwendig wurden, liegt mutmaßlich in den Begünstigungen Jakobs II. begründet.<sup>79</sup>

## Fazit

Am Beispiel der regen kastilischen Vertragsdiplomatie im Zeitraum zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert hat der Beitrag vertragliche Grenzziehungen im

**76** Vgl. zu einem kastilisch-navarresischen Schiedsverfahren 1177, an dem der englische König Heinrich II. maßgeblich beteiligt war, Büschgens, *Die politischen Verträge Alfons VIII. von Kastilien (1158–1214) mit Aragón-Katalonien und Navarra*, 252–264; Fernando Luis Corral, „Alfonso VIII of Castile’s Judicial Process at the Court of Henry II of England: An Effective and Valid Arbitration?“, *Nottingham Medieval Studies* 50 (2006): 22–42; Olga Cecilia Méndez González, *Anglo-Iberian Relations 1150–1280: A Diplomatic History* (Dissertation, University of East Anglia, 2013), 93–100; vgl. zu einem kastilisch-leonesischen Schiedsverfahren von 1181 González González, *El reino de Castilla en la época de Alfonso VIII*, Bd. 1, 712–715; Martínez Díez, *Alfonso VIII*, 67.

**77** Bejerano Rubio, „La frontera del reino de Murcia en la política castellano-aragonesa del siglo XIII“, 208–209; Cabezuelo Pliego, „La proyección del Tratado de Torrellas“, 210.

**78** Vgl. Garnier und Baumbach, „Konzepte und Praktiken der Schiedsgerichtsbarkeit im römisch-deutschen Reich vom 12. bis zum 15. Jahrhundert“, 238.

**79** Vgl. Cabezuelo Pliego, „La proyección del Tratado de Torrellas“, 214.

Rahmen verschiedener außenpolitischer Konstellationen untersucht. Mittelalterliche Herrschaftsgrenzen wurden in raumsoziologischer Perspektive als Raumkonfigurationen konzeptualisiert, an deren Konstruktion verschiedene Akteure teilhatten. Die vertragliche Grenzkonstruktion ist dabei insofern als Teilbereich einer Raumpolitik zu verstehen, als sie Aufschluss über die Zusammenhänge von Raum(-verständnis), Herrschaft und Machtverhältnissen gibt.

Der grenzübergreifende und diachrone Vergleich hat veranschaulicht, dass drei wesentliche Modi der vertraglichen Grenzziehung zu unterscheiden sind, die nicht nur einzeln, sondern in vielfältigen Kombinationen vorkamen: Erstens die nicht immer wechselseitige Zuteilung größerer Gebiete, bei denen der Fokus auf die Territorien dominiert und herrschaftliche Grenzen impliziert bleiben; zweitens die zumeist wechselseitige Zuteilung mehrerer kleinerer Gebiete, häufig in Kombination mit naturräumlich orientierten Grenzbeschreibungen; drittens knapp gehaltene vertragliche Fixierungen des jeweiligen territorialen Status Quo.

Im Zusammenhang mit der hegemonialen Stellung der kastilischen Herrscher konnte gezeigt werden, dass zwei Konstellationen zu differenzieren sind. Während sich die kastilische lehnsrechtliche Suprematie zu Aragón und Portugal zu Beginn des Analysezeitraums in einseitigen Gebietszuteilungen spiegelte, verwies die auf die Dauer angelegte Konzeption der Verträge auf die prinzipielle Anerkennung der formal untergeordneten Vertragspartner. Die kastilischen Außenbeziehungen zum christlichen Königreich Navarra und dem muslimischen Naṣridenemirat hingegen kennzeichneten eine fundamentale Asymmetrie bzw. ein Gegensatz, der Ausdruck in zahlreichen militärischen Grenzverschiebungen fand; in den in aller Regel temporär angelegten Waffenstillstandsabkommen wurden die Grenzen entweder lediglich implizit fixiert oder punktuell zuvor eroberte Gebiete restituiert.

Schematisierend wurden zweitens die Ausprägungen vertraglicher Grenzziehungen im Rahmen herrschaftlich gleichrangiger und teils gar vertragsrechtlich freundschaftlicher Beziehungen in den Blick genommen. Der Vergleich von kastilisch-aragonesischen und kastilisch-portugiesischen Verträgen mit den territorialen Verfügungen im Rahmen eines Schiedsverfahrens als paradigmatischer herrschaftlicher Pattsituation ließ erkennen, dass hierbei auf ausführliche wechselseitige Zuteilungen und präzise, etwa an Flussläufen orientierte Grenzbeschreibungen zurückgegriffen wurde. Ergänzend wurden vereinzelt auch Verfügungen festgeschrieben, die auf die Umsetzung der Grenzziehung sowie materielle Markierung der Grenzverläufe zielten. Mit Blick auf die historischen Kontexte dieser detaillierten Grenzziehungen ist dabei auf die Territorialkonflikte bzw. die jeweils vorausgegangenen oder geplanten Gebietszugewinne zu verweisen, die eine besondere Notwendigkeit vertraglicher Regelungen im ausge-

henden Hochmittelalter und in der ersten Hälfte des Spätmittelalters nach sich gezogen haben dürften.

Die iberische Vertragsdiplomatie des 12. bis 14. Jahrhunderts demonstriert beispielhaft, dass Herrschaftsgrenzen und -räume bedeutende Gegenstände mittelalterlicher Außenbeziehungen darstellen konnten. Verschiedene Ausprägungen der vertraglichen Grenzziehungen korrelierten mit unterschiedlichen diplomatischen wie situativen Konstellationen; spezifisch hierarchisierte Außenbeziehungen fanden demnach ihren Ausdruck in der raumpolitischen Festschreibung von Herrschaftsgebieten respektive ihren Abgrenzungen. Besonders lohnend erscheint es, Außenbeziehungen diachron vergleichend zu untersuchen, da auf diese Weise strukturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowohl einheitlich religiöser als auch gemischt religiöser Grenzziehungen Berücksichtigung finden können. Für die Untersuchung sowohl vormoderner als auch moderner Außenbeziehungen bzw. internationaler Beziehungen erweist sich der analytische Fokus auf Grenzkonstruktionen insgesamt als Brennglas, um längerfristige diplomatische wie situative Beziehungskonstellationen in ihren spezifischen raumpolitischen Ausprägungen nachzuvollziehen.



Lena Oetzel

# To Build a Peace Congress: Frühneuzeitliche Friedenskongresse als diplomatische Handlungsräume: Raumtheoretische Überlegungen am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses

Als sich ab 1643 u. a. die diplomatischen Vertreter Frankreichs, Schwedens, Spaniens, der niederländischen Generalstaaten, des Kaisers sowie der Stände des Heiligen Römischen Reichs in Münster und Osnabrück versammelten, um miteinander die Konflikte, die allgemein als Dreißigjähriger Krieg bekannt sind, beizulegen, betraten sie in gewisser Weise diplomatiegeschichtliches Neuland. Noch nie hatte es einen internationalen Gesandtenkongress dieser Größenordnung gegeben.<sup>1</sup> Die Zeitgenossen betrachteten es als außergewöhnlich, dass sich derart viele Akteur:innen „an einem einzigen Ort“ („*in un sol luogo*“) zusammengefunden hatten, um Frieden zu schließen; der venezianische Gesandte und Friedensvermittler Alvise Contarini (1597–1651) sprach gar von einem Weltwunder.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Bereits im 16. Jahrhundert hatte es eine Reihe kleinerer Friedenskongresse gegeben, die allerdings alle nicht als Vorbild für die Verhandlungen in Westfalen herangezogen wurden; auch im Mittelalter scheint es etwa mit dem Kongress von Perleburg (1420) erste Vorläufer gegeben zu haben; vgl. Lena Oetzel, „A Diplomatic Sphere of its Own: Early Modern Peace Congresses“, in *Early Modern European Diplomacy: A Handbook*, hrsg. von Dorothée Goetze und Lena Oetzel (Berlin: De Gruyter, 2024), 465–482, hier 465 f.; Oliver Auge, „Ein mittelalter Frieden mit Konsequenzen bis heute: Der Vertrag von Perleburg vom 23. August 1420“, in *Frieden im Ostseeraum: Konfliktbewältigungen vom Mittelalter bis 1945*, hrsg. von Dirk Schleinert (Köln: Böhlau, 2022), 41–57; hierzu auch die Rezension von Dorothée Goetze bei *H-Soz-Kult*: <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-137293> (letzter Zugriff: 13. April 2025). Vgl. überblicksartig zu frühneuzeitlichen Friedenskongressen Johannes Burkhardt und Benjamin Durst, „Friedenskongresse“, in *Handbuch Frieden im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Irene Dingel u. a. (Berlin: De Gruyter, 2020), 337–453.

<sup>2</sup> „Si può chiamare una delle merauiglie del mondo, che in un sol luogo habbino, tanti diversamente interessati di commum [sic] parere acconsentito, che si trattino li propij con gl'affari di tutta Christianità“, in *Die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Oesterreich im siebzehnten Jahrhundert: K. Mathias bis K. Ferdinand III*, Bd. 1, hrsg. von Joseph Fielder (Wien, 1866), 293; deutsche Übersetzung nach Markus Laufs, „*In viam pacis*: Praktiken niederländischer und päpstlicher Friedensvermittlung auf den Kongressen von Münster (1645–1649) und Nimwegen (1676–1679)“ (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022), 204: „Man kann es eines der Wunder der Welt nennen, dass an einen einzigen Ort viele unterschiedlich Interes-

In den Worten Contarinis klingt die räumliche Dimension des Friedensschließens an. Es findet an einem bestimmten Ort statt und die Art und Weise, wie dieser Ort beschaffen ist, prägt das *Wie* des Friedensschließens nachhaltig. Noch wichtiger, es war und ist wesentliche Aufgabe der Diplomatie, *Räume* des Verhandelns zu schaffen. Dies gilt für die frühneuzeitliche wie für die moderne Diplomatie, für multilaterale oder bilaterale Treffen, Staatsbankette oder informell angelegte Treffen am Rande dieser Aktivitäten.<sup>3</sup> Der Politikwissenschaftler Iver B. Neuman erklärt in diesem Sinne: „*A site may be physical or virtual, but in both cases, it is where diplomacy actually takes place, and where it can be captured analytically*.“<sup>4</sup> Der Westfälische Friedenskongress lässt sich also als ein besonderer diplomatischer Handlungsräum beschreiben.

Dies weist auf ein Desiderat der Forschung hin. Obwohl der Westfälische Friedenskongress unter den frühneuzeitlichen Friedenskongressen sicherlich am umfassendsten erforscht wurde und er wiederholt als „eine Institution sui generis“<sup>5</sup> bezeichnet wurde, fehlt eine systematische Untersuchung der Eigen-dynamiken dieses speziellen diplomatischen Handlungsräumes.<sup>6</sup> Meist wurde lediglich am Rande auf strukturelle Unterschiede zwischen permanenter, in der Regel höfischer Diplomatie und Kongressdiplomatie hingewiesen, ohne diese umfassender zu systematisieren.<sup>7</sup> Stattdessen dominiert in der frühneuzeitli-

---

sierte von gemeinsamer Auffassung zugestimmt haben, dass man die eigenen Angelegenheiten mit denen der gesamten Christenheit verhandelt“.

<sup>3</sup> Vgl. Iver B. Neumann, „Sited Diplomacy“, in *Diplomatic Cultures and International Politics: Translations, Spaces and Alternatives*, hrsg. von Jason Dittmer und Fiona McConnell (London: Routledge, 2016), 79–92, hier 82; Markus Laufs zeigt, dass das Schaffen von Räumen zentrale Aufgabe von Mediatoren in der Frühen Neuzeit war, vgl. Laufs, „*In viam pacis*“, 285–298.

<sup>4</sup> Neumann, „Sited Diplomacy“, 79. Ähnlich: Fiona McConnell, „Rethinking the Geographies of Diplomacy“, *Diplomatica* 1 (2019): 46–55.

<sup>5</sup> Z. B. Magnus Ulrich Ferber, „Die Gemeinschaft der Diplomaten in Westfalen als Friedenspartei“, in *Warum Friedenschließen so schwer ist: Frühneuzeitliche Friedensfindung am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses*, hrsg. von Dorothée Goetze und Lena Oetzel (Münster: Aschendorff, 2019), 257–272, hier 259.

<sup>6</sup> In diese Lücke stößt die Habilitation der Verfasserin, vgl. Lena Oetzel, *Im Geflecht der Interessen: Kaiserliche und reichsständische Gesandte beim Westfälischen Friedenskongress (1643–1649)*, (Göttingen: Wallstein-Verlag, Frühneuzeit-Forschungen, angenommen, voraussichtlich 2026).

<sup>7</sup> Vgl. Dorothée Goetze und Lena Oetzel, „A Diplomat is a Diplomat is a Diplomat? On How to Approach Early Modern European Diplomacy in its Diversity: An Introduction“, in *Early Modern European Diplomacy: A Handbook*, hrsg. von Dorothée Goetze und Lena Oetzel (Berlin: De Gruyter, 2024), 1–27; zum Forschungsstand Westfälischer Friedenskongress siehe Dorothée Goetze und Lena Oetzel, „Der Westfälische Friedenskongress zwischen (Neuer) Diplomatiegeschichte und Historischer Friedensforschung“, *H-Soz-Kult*, 20. Dezember 2019, 1–77, <https://www.hsozkult.de/literaturereview/id/fdl-136860>. Auch Thiessen betont die Notwendigkeit ei-

chen Neuen Diplomatiegeschichte ein Verständnis von Diplomatie im Kontext des Hofes. In Folge werden andere Formen frühneuzeitlicher Diplomatie wie Kongressdiplomatie, aber auch Diplomatie auf Ständeversammlungen oder Konzilien nicht ausreichend in ihren Eigenheiten erfasst.<sup>8</sup> Eine Raumperspektive kann hier, wie im Folgenden demonstriert wird, Abhilfe schaffen und dazu beitragen, die verschiedenen Formen frühneuzeitlicher Diplomatie stärker voneinander abzugrenzen und damit als spezifische Handlungsräume zu begreifen.

Anhand des Westfälischen Friedenskongresses soll gezeigt werden, wie eine derartige Raumanalyse aussehen und wie sie dazu beitragen kann, den Westfälischen Friedenskongress als Ort diplomatischen Handelns in größerer Tiefenschärfe zu untersuchen und damit das Handeln der Gesandten in seiner strukturellen Bedingtheit sowie als Ergebnis individueller Entscheidungen zu erfassen.<sup>9</sup> Dafür wird zunächst ein kurzer Überblick zum *spatial turn* insbesondere in der Frühneuzeit-Forschung gegeben, bevor in einem nächsten Schritt der hier zugrunde gelegte Raumbegriff erläutert wird. Anschließend werden mögliche Ansatzpunkte der Raumperspektive für den Westfälischen Friedenskongress aufgezeigt. Hierbei wird zu zeigen sein, wie sich die Gesandten in Westfalen den städtischen Raum aneigneten, offizielle und informelle Räume des Verhandelns schufen und wie eine Raumperspektive dazu beitragen kann, Machtverhältnisse und Inklusions- und Exklusionsprozesse sichtbar zu machen.

## Der *spatial turn* in der Frühneuzeit-Forschung

Der *spatial turn* stieß gerade in der Frühneuzeit-Forschung auf große Resonanz.<sup>10</sup> Kennzeichnend ist dabei insgesamt eine relativ große Theorieaffinität. Vor allem die Soziolog:innen Martina Löw und Markus Schroer fanden vielfäl-

---

ner Differenzierung in Hillard von Thiessen, „Die Verortung der Kongressdiplomatie: Kommentar und Schlussbetrachtungen“, in *Kongressorte der Frühen Neuzeit im Europäischen Vergleich: Der Friede von Baden (1714)*, hrsg. von Christian Windler (Köln: Böhlau, 2016), 239–258, hier 258.

**8** Die Grundlage für weitere Differenzierungen liefert der umfassende Blick des Handbuches von Goetze und Oetzel (Hrsg.), *Early Modern European Diplomacy*.

**9** Vgl. Laura Kajetzke und Markus Schroer, „Sozialer Raum: Verräumlichung“, in *Raum: Ein interdisziplinäres Handbuch*, hrsg. von Stephan Günzel und Franziska Kümmerling (Stuttgart: J. B. Metzler, 2011), 192–203, hier 203.

**10** Überblicksartig vgl. u. a. Susanne Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen* (Frankfurt am Main: Campus, 2017), 106–120; Susanne Rau, „Die Vielfalt des Räumlichen: Stand und Perspektiven der frühneuzeitlichen Raumforschung“, *Frühneuzeit-Info* 28 (2017): 75–86; Leif Jerram, „Space: A Useless Category for Historical Analysis?“, *History and Theory*

tige Rezeption.<sup>11</sup> Hier war insbesondere die Stadtgeschichte maßgebend, die unter anderem Gasthäuser, Kirchen und Märkte als städtische Räume untersuchte.<sup>12</sup> Jüngst wird dies verstärkt mit einem geschlechtergeschichtlichen Ansatz in Verbindung gesetzt, der den Blick darauf lenkt, welche (städtischen) Räume Frauen in welcher Form zugänglich waren.<sup>13</sup> Ein anderer Forschungsstrang fragt nach der Konstruktion politischer und territorialer Räume, nach Kartierungen und historischen Raumkonzepten.<sup>14</sup> Dabei fällt auf, dass die Hofforschung, die sich mit einem für die Frühe Neuzeit zentralen Raum beschäftigt, zunächst wenig auf den Raum als Forschungsperspektive zurückgegriffen hat. Hier dominierten lange Zeit institutionsgeschichtliche Ansätze, die den „Hof als Interakti-

---

52 (2013): 400–419; Beat Kümin und Cornelia Usborne, „At Home and in the Workplace: A Historical Introduction to the ‚Spatial Turn‘“, *History and Theory* 52 (2013): 305–318.

**11** Löw hat zu verschiedenen geschichtswissenschaftlichen Sammelbänden Kommentare verfasst. Vgl. Martina Löw, „Epilog“, in *Zwischen Gotteshaus und Taverne: Öffentliche Räume im Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. von Susanne Rau und Gerd Schwerhoff (Köln: Böhlau, 2004), 463–468; Martina Löw, „Vor Ort – im Raum: Ein Kommentar“, in *Kirchen, Märkte und Tavernen: Erfahrungs- und Handlungsräume in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Renate Dürr und Gerd Schwerhoff (Frankfurt am Main: Klostermann, 2005), 445–449; vgl. außerdem ihre Rezeption u. a. bei Guido Braun, „Einleitung“, in *Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit: Erfahrungsräume und Orte der Wissensproduktion*, hrsg. von Guido Braun (Berlin/Boston: De Gruyter, 2018), VII–XLI, hier XXIV; Andreas Rutz, *Die Beschreibung des Raums: Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich* (Köln: Böhlau, 2018), 14–28; Sandra Schieweck-Heringer, *Iberische Grenzregime: Die Herrschaftsgrenzen Kastiliens im Vergleich (1140–1400)* (Münster: Lit, 2024).

**12** Vgl. u. a. Susanne Rau, *Räume der Stadt: Eine Geschichte Lyons, 1300–1800* (Frankfurt am Main: Campus, 2014); Dürr und Schwerhoff (Hrsg.), *Kirchen, Märkte und Tavernen: Erfahrungs- und Handlungsräume in der Frühen Neuzeit*; Rau und Schwerhoff (Hrsg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne*; Susanne Rau und Gerd Schwerhoff (Hrsg.), *Topographien des Sakralen* (München: Dölling und Galitz, 2008); Christian Hochmuth und Susanne Rau (Hrsg.), *Machträume der frühneuzeitlichen Stadt* (Konstanz: UVK, 2006).

**13** Vgl. Elaine Chalus und Marjo Kaartinen (Hrsg.), *Gendering Spaces in European Towns, 1500–1914* (New York: Routledge, 2020); Deborah Simonton, *Gender in the European Town: Ancien Régime to the Modern* (New York: Routledge, 2023).

**14** Vgl. Achim Landwehr, „Raumgestalter: Die Konstitution politischer Räume in Venedig um 1600“, in *Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“: Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, hrsg. von Jürgen Martschukat und Steffen Patzold (Köln: Böhlau, 2003), 161–184; Achim Landwehr, *Die Erschaffung Venedigs: Raum, Bevölkerung, Mythos, 1570–1750*, (Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh, 2007); Beat Kümin, (Hrsg.), *Political Space in Pre-Industrial Europe* (London: Routledge, 2016); hier ist auch die jüngere landesgeschichtliche Forschung zu nennen, vgl. Andreas Rutz, „Doing Territory: Politische Räume als Herausforderung für die Landesgeschichte nach dem ‚spatial turn‘“, in *Methoden und Wege der Landesgeschichte*, hrsg. von Sigrid Hirbodian, Christian Jörg und Sabine Klapp (Ostfildern: Thorbecke, 2015), 95–125; Rutz, *Die Beschreibung des Raums*.

onssystem“ untersuchten.<sup>15</sup> Dennoch nehmen gerade kunsthistorische und geschlechtergeschichtliche Forschungen verstärkt auch die materiellen und räumlichen Bedingungen des Hofes in den Blick.<sup>16</sup> Auf Basis eines relationalen Raumbegriffs fragt Julia Gebke beispielsweise nach den Handlungsspielräumen der Kaiserin Maria von Spanien (1528–1603) in verschiedenen „höfische[n] (Ver-)Handlungsräume[n].“<sup>17</sup>

Die Forschung zu frühneuzeitlichen Außenbeziehungen hat in den letzten Jahren ebenfalls wiederholt eine Raumperspektive eingenommen, wobei hier durchaus noch weiteres Potential liegt. Es standen insbesondere Fragen nach Grenzen und historischen Grenzkonzepten als wesentliches Element internationaler Aushandlungsprozesse im Mittelpunkt.<sup>18</sup> Aber auch die Orte des diplomatischen Verhandelns sind in den Blick gerückt, wenn deziert Kongressorte und die Verflechtungen zwischen Stadt- und Kongressgesellschaft untersucht wurden.<sup>19</sup> Hierauf baut Guido Braun auf, wenn er den frühneuzeitlichen Hof, den Kongress und den Reichstag als „typische und prägende Handlungs- und

<sup>15</sup> Andreas Pečar bezeichnet den Hof als „sozialen Raum“, der die Interaktion erst ermöglichte, reflektiert aber nicht weiter über den Raum, vgl. Andreas Pečar, *Die Ökonomie der Ehre: Der höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740)* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2003); vgl. z. B. Reinhardt Butz, Jan Hirschbiegel und Dietmar Willoweit (Hrsg.), *Hof und Theorie: Annäherungen an ein historisches Phänomen* (Köln: Böhlau, 2004); Mark Hengerer, *Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts: Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne* (Konstanz: UVK, 2004). Die Dominanz der Stadtgeschichte in der historischen Raumforschung spiegelt sich auch in der Einführung von Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, die dem Hof als Untersuchungsobjekt einer historischen Raumforschung kaum Beachtung schenkt.

<sup>16</sup> Vgl. u. a. Julia Gebke, „Auf den Spuren der *weiberhandlung*: Gender, Space und Agency in der Casa de Austria im 16. Jahrhundert“, in *L'Homme: Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 30 (2019), 37–55; Susanne Rode-Breymann und Antje Tumat (Hrsg.), *Der Hof: Ort kulturellen Handelns von Frauen in der Frühen Neuzeit* (Köln: Böhlau, 2013); Peter-Michael Hahn und Ulrich Schütte (Hrsg.), *Zeichen und Raum: Ausstattung und höfisches Zeremoniell in den deutschen Schlössern der Frühen Neuzeit* (München: Dt. Kunstverlag, 2006); Werner Paravicini (Hrsg.), *Zeremoniell und Raum* (Sigmaringen: Thorbecke, 1997).

<sup>17</sup> Gebke, „Auf den Spuren der *weiberhandlung*“, 38.

<sup>18</sup> Vgl. u. a. Maria Baramova, Grigor Boykov und Ivan Parvev (Hrsg.), *Bordering Early Modern Europe* (Wiesbaden: Harrassowitz, 2015); Stephan Laux und Maike Schmidt (Hrsg.), *Grenzraum und Repräsentation: Perspektiven auf Raumvorstellungen und Grenzkonzepte in der Vormoderne* (Trier: Kliomedia, 2019); Rutz, *Die Beschreibung des Raums; Schieweck-Heringer, Iberische Grenzregime*.

<sup>19</sup> Vgl. Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Städte und Friedenskongresse* (Köln: Böhlau, 1999); Christian Windler (Hrsg.), *Kongressorte der Frühen Neuzeit im europäischen Vergleich: Der Friede von Baden (1714)* (Köln: Böhlau, 2016).

Erfahrungsräume“<sup>20</sup> frühneuzeitlicher Außenbeziehungen bezeichnet und damit erste Impulse für die Verwendung eines soziologisch fundierten Raumbegriffs für die Untersuchung dieser spezifischen diplomatischen „Erfahrungs- und Handlungsräume“ gibt.<sup>21</sup> Gemeinsam mit Dorothee Goetze gehe ich noch weiter und plädieren dafür, die Raumdimension neben Akteur:innen, Praktiken und Themen als ein Element für eine differenzierte Definition frühneuzeitlicher Diplomatie heranzuziehen.<sup>22</sup>

## **Soziologische Raumbegriffe als Grundlage der Analyse diplomatischer Handlungsräume**

In den aktuellen Debatten stehen im Wesentlichen zwei Raummodelle im Fokus: erstens das Container-Modell, das den Raum als Behälter oder als Bühne für Menschen und Dinge begreift.<sup>23</sup> Der Territorialstaat ist hierfür ein gutes Beispiel, der mit klaren Grenzen als Bühne der Politik interpretiert werden kann.<sup>24</sup> Dagegen steht das heute dominierende Modell eines relationalen Raumes, wonach Raum und körperliche Objekte stets aufeinander bezogen sind. Raum wird als etwas konstruiertes und nicht abgeschlossenes verstanden, dass erst durch Handeln und Wahrnehmung geschaffen und gestaltet wird.<sup>25</sup> Entsprechend legt die moderne Soziologie häufig einen Fokus auf den Konstitutionsprozess von Räumen.<sup>26</sup>

---

**20** Braun, „Einleitung“, XXVII. Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive ist der Westfälische Friedenskongress als „kommunikativer Verdichtungsraum“ bezeichnet worden: Annette Gerstenberg, „Einleitung: Der Westfälische Friedenskongress als kommunikativer Verdichtungsraum“, in *Verständigung und Diplomatie auf dem Westfälischen Friedenskongress: Historische und sprachwissenschaftliche Zugänge*, hrsg. von Annette Gerstenberg (Köln: Böhlau, 2014), 7–19, bes. 8–9.

**21** Braun greift hierbei auf die Ansätze Löws zurück, vgl. Martina Löw, *Raumsoziologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2017).

**22** Vgl. Goetze und Oetzel, „A Diplomat is a Diplomat is a Diplomat?“, 16.

**23** Vgl. Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen: Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2018), 32–44; Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 60–61.

**24** Vgl. Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 187–194; Dieter Läpple, „Essay über den Raum“, in *Stadt und Raum: Soziologische Analysen*, hrsg. von Hartmut Häußermann und Walter Siebel (Pfaffenweiler: Centaurus, 1992), 157–208, hier 191.

**25** Vgl. Kajetzke und Schroer, *Sozialer Raum*, 201–202.

**26** Vgl. Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 103.

Für die Untersuchung von Friedenskongressen als diplomatischen Handlungsräumen bietet sich ein relational-fundierter Raumbegriff an, der es ermöglicht, die Handlungsbedingungen, -möglichkeiten und -grenzen diplomatischer Akteur:innen zu erfassen. Grundlegend ist dabei ein Verständnis von „Verräumlichung [als] ein sozialer Prozess, in dem gleichermaßen die Wirkmacht räumlicher Strukturen, kollektive Vorstellungen über Räume, aber eben auch die schöpferische Kraft der Individuen berücksichtigt werden muss“.<sup>27</sup> Diese Sicht tritt bereits im Ursprung des Wortes Raum, kommend vom Verb „räumen“ im Sinne von *Platz schaffen, freimachen, fortschaffen*, hervor.<sup>28</sup> Räume müssen erst durch soziale Praktiken, Handlungen und Kommunikation hergestellt werden. Sie sind „das Resultat gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, eine intellektuelle oder materielle Konstruktionsleistung oder auch das Resultat von Ordnungsbestrebungen beteiligter Akteure“.<sup>29</sup> Löw hat die Begriffe des „Spacing“ und der „Syntheseleistung“ geprägt, um diese Konstituierungsprozesse näher zu beschreiben.<sup>30</sup> Der Soziologe Markus Schroer wiederum lenkt den Fokus weg von der Konstituierungsphase und plädiert dafür, Räume in ihrer Pluralität zu erfassen: Sie „können sowohl offen als auch geschlossen sein, sie können sowohl statisch als auch dynamisch sein. Keine dieser Qualitäten ist Raum gleichsam eingeschrieben. Es kommt vielmehr auf den jeweiligen Kontext an und darauf, in welche gesellschaftlichen Strukturen er eingelassen ist“.<sup>31</sup> Entsprechend warnt er vor einer Überbetonung der Akteur:innen als Gestalter:innen der Räume: „die Macht räumlicher Arrangements auf das Handeln“ dürfe nicht unterschätzt werden. Nicht alle Akteur:innen hätten gleichermaßen Einfluss auf die Gestaltung der fraglichen Räume, schließlich sei die Phase der Raumkonstitution irgendwann abgeschlossen.<sup>32</sup> Es müsse ebenso die Wirkung der Räume auf das Handeln der Akteur:innen untersucht werden; denn die einmal konstituierten Räumen würden „bestimmte Praktiken zulassen und erleichtern, andere da-

<sup>27</sup> Kajetzke und Schroer, *Sozialer Raum*, 203.

<sup>28</sup> Vgl. Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 29; Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 56–57.

<sup>29</sup> Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 141; vgl. auch Markus Schroer, *Räume der Gesellschaft: Soziologische Studien* (Wiesbaden: Springer, 2019), 136; Martina Löw spricht von Spacing und der Syntheseleistung als zentralen Elementen bei der Raumkonstruktion, vgl. Löw, *Raumsoziologie*.

<sup>30</sup> Vgl. Löw, *Raumsoziologie*; hierzu Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 103.

<sup>31</sup> Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 15; Rutz' Kritik an Schroer (in Rutz, „Doing Territory“, 104) kann hier nicht zugestimmt werden. Schroer plädiert nicht für eine gestufte Verwendung von relationalem Raum und Container-Modell, sondern, wie dargelegt, für die Erfassung der Pluralität von Räumen.

<sup>32</sup> Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 47 (Zitat), 14–15, 136.

gegen verhindern oder erschweren“ und tragen damit zu einer Komplexitätsreduktion bei.<sup>33</sup> Für die Untersuchung von Friedenskongressen als diplomatischen Handlungsräumen ist eine solche Sicht sehr fruchtbar, erlaubt sie es doch, sowohl die Gestaltungsmöglichkeiten als auch die Gestaltungsgrenzen der diplomatischen Akteur:innen zu erfassen.

Komplementär zum Raum wird der Ort diskutiert, der als konkret und markierbar verstanden wird. Schroer spricht auch vom „Ort als Nahraum“,<sup>34</sup> wobei Raum durch „die gegenseitige Erreichbarkeit vormals isolierter Orte“ entstehe.<sup>35</sup> Dabei können durchaus verschiedene Räume an einem Ort konstituiert werden.<sup>36</sup> Der Westfälische Friedenskongress verdeutlicht dies anschaulich: Die Orte Münster und Osnabrück beherbergten sowohl den Friedenskongress als auch jeweils den städtischen Raum der dort ansässigen Stadtgesellschaft. Oder um ein anderes Beispiel zu geben: Mit den Bestimmungen des Westfälischen Friedens wurden sogenannte Simultankirchen geschaffen: die Kirche als Ort, als Gebäude beherbergte damit den Raum für die Glaubensausübung verschiedener Konfessionen.<sup>37</sup>

## Potentiale einer Raumperspektive für die Analyse des Westfälischen Friedenskongresses

Der Westfälische Friedenskongress gilt als erster großer, multilateraler Gesandtenkongress, der eine Phase der Kongressdiplomatie als Mittel der Friedensfin-

---

<sup>33</sup> Schroer, *Gesellschaft*, 136, 201 (Zitat); Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 177; ähnlich aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive: Hillard von Thiessen, „Die römische Kurie als Erfahrungsraum der europäischen Diplomatie im frühen 17. Jahrhundert“, in *Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Braun, 3–18, hier 4.

<sup>34</sup> Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 27; vgl. auch Löw, „Vor Ort – im Raum“; Löw, *Raumsoziologie*, 198–203.

<sup>35</sup> Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 164.

<sup>36</sup> Vgl. Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 64; Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 210; Löw, *Raumsoziologie*, 198–203.

<sup>37</sup> Schroer erläutert das Phänomen an modernen multireligiösen Räumen, vgl. Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 208–210; für die Frühe Neuzeit vgl. Susanne Rau, „Raum und Religion: Eine Forschungsskizze“, in *Topographien des Sakralen*, hrsg. von Rau und Schwerhoff, 10–35; sowie Susanne Rau und Jörg Rüpke, „Religion und Urbanität: Wechselseitige Formierungen als Forschungsproblem“, *Historische Zeitschrift* 310 (2020): 654–680.

dung und -sicherung einleitete.<sup>38</sup> Tatsächlich war er mit diplomatischen Vertretern von 16 Ländern und 140 Reichsständen ein diplomatisches Ereignis bis dahin unbekannter Größenordnung. Auch die Dauer des Kongresses war ungewöhnlich: Die ersten Gesandten trafen bereits 1643 in Westfalen ein, während die letzten es erst im Sommer 1649, also ein halbes Jahr nach der Ratifikation der Verträge im Februar, verließen. Diese ungewöhnlich lange Dauer war vor allem auch den mangelnden Vorbildern geschuldet, so dass in den ersten zwei Jahren hauptsächlich Zeremoniell- und Verfahrensfragen geklärt werden mussten, bevor 1645 die substantiellen Verhandlungen beginnen konnten.<sup>39</sup> Dabei verhandelte man nicht multilateral, sondern bilateral. Entsprechend wurden mehrere Verträge abgeschlossen: der Friede von Münster zwischen Kaiser und Frankreich und der Friede von Osnabrück zwischen Kaiser und Schweden (beide am 24. Oktober 1648 unterzeichnet) sowie der Friede von Münster zwischen den Vereinigten Generalstaaten der Niederlande und Spanien (bereits am 30. Januar 1648 unterzeichnet). Der angestrebte Friede zwischen Frankreich und Spanien scheiterte.

In jüngster Zeit postuliert die Forschung den Westfälischen Friedenskongress nicht nur als stilbildend für die sich entwickelnde Kongressdiplomatie, sondern für frühneuzeitliche Diplomatie insgesamt.<sup>40</sup> Dies ist insofern problematisch, als es nicht als gegeben betrachtet werden kann, dass Diplomatie auf Friedenskongressen auf die gleiche Art und Weise funktioniert wie an Höfen. Inwiefern der Westfälische Friedenskongress also für die frühneuzeitliche Diplomatie insgesamt prägend wirkte, bedarf weiterer Studien, die Kongressdiplomatie als eigenständiges Phänomen begreifen, um sie dann in Verbindung mit permanenter, höfischer Diplomatie setzen zu können. Eine Raumperspektive

**38** Immer noch grundlegend sind Fritz Dickmann, *Der Westfälische Frieden*, hrsg. von Konrad Repgen (Münster: Aschendorff, 1992); Konrad Repgen, „Die Hauptprobleme der Westfälischen Friedensverhandlungen von 1648 und ihre Lösungen“, *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 62 (1999): 399–438.

**39** Vgl. u. a. Franz Bosbach, „Verfahrensordnungen und Verhandlungsabläufe auf den Friedenskongressen des 17. Jahrhunderts: Überlegungen zu einer vergleichenden Untersuchung der äußeren Formen frühneuzeitlicher Friedensverhandlungen“, in *L'art de la paix: Kongresswesen und Friedensstiftung im Zeitalter des Westfälischen Friedens*, hrsg. von Christoph Kampmann, Maximilian Lanzinner, Guido Braun und Michael Rohrschneider (Münster: Aschendorff, 2011), 93–118, hier 109 f.; Gabriele Haug-Moritz, „Die Friedenskongresse von Münster/Osnabrück (1643–1648) und Wien (1814/15) als ‚deutsche‘ Verfassungskongresse: Ein Vergleich in verfahrensgeschichtlicher Perspektive“, *Historisches Jahrbuch* 124 (2004): 125–178, hier 142–147.

**40** Vgl. z. B. Hillard von Thiessen, „Kommentar“, in *Warum Friedenschließen so schwer ist*, hrsg. von Goetze und Oetzel, 299–305, hier 305; hierzu kritisch: Goetze und Oetzel, „A Diplomat is a Diplomat is a Diplomat?“, 2.

kann helfen diese Unterschiede zu identifizieren und herauszuarbeiten, was letztlich zu einer differenzierteren Sicht auf frühneuzeitliche Diplomatie insgesamt beiträgt.

Im Folgenden sollen einige Aspekte herausgegriffen werden, die aufzeigen, wie die Kategorie Raum für die Erforschung des Westfälischen Friedenskongresses nutzbar gemacht werden kann.

Der Westfälische Friedenskongress ist im hohen Maße von dem Phänomen der *Gleichzeitigkeit* betroffen. Eine Raumperspektive erleichtert es diese zu erfassen und darzustellen: Es handelte sich zunächst strukturell um einen Doppelkongress, bei dem an mindestens zwei Orten – Münster und Osnabrück – Verhandlungen zu den vier verschiedenen angestrebten bilateralen Verträgen stattfanden.<sup>41</sup> Man hatte sich bewusst für eine derartige räumliche Konstellation entschieden, nicht nur, um der konfessionellen Spaltung Rechnung zu tragen, sondern auch, um den Repräsentationsbedürfnissen der verbündeten Kronen Frankreich und Schweden als separaten Mächten, die jeweils gesondert mit dem Kaiser verhandelten, gerecht zu werden.<sup>42</sup> Zusätzlich wurde an den verschiedenen Höfen verhandelt: Herrschende schickten Sondergesandte bzw. wiesen ihre residierenden Botschafter an, auf den jeweiligen Fürsten und seine Minister Einfluss zu nehmen.<sup>43</sup> Dies rückt die Höfe als Räume der Entscheidungsfindung in den Blick. Als Gesandtenkongress war es strukturimmanent, dass Verhandlungen und letzte politische Entscheidungsträger:innen räumlich getrennt waren.<sup>44</sup> An den Höfen wurden – auf Basis der diplomatischen Berichterstattung aus Westfalen – die Linien der Politik entwickelt, die die Gesandten umsetzen mussten. Magnus Ulrich Ferber konstatiert hier durch die lange Dauer des Kongresses eine sukzessive Entfremdung der Gesandten vom Hof: Der Kongress entfaltete Eigendynamiken, die von den Amtsträgern an den Höfen nicht

<sup>41</sup> Vor allem Lengerich auf der Strecke zwischen Münster und Osnabrück wurde für Gespräche genutzt, vgl. Anuschka Tischer, „Zwei Verhandlungsorte für einen Frieden: Die räumliche Dimension des Friedenskongresses in Münster und Osnabrück (1644–1648)“, in *Kongressorte der Frühen Neuzeit im Europäischen Vergleich*, hrsg. von Windler, 183–184.

<sup>42</sup> Vgl. Tischer, „Zwei Verhandlungsorte für einen Frieden“, 180–182.

<sup>43</sup> Der bayerische Kurfürst Maximilian I. entsandte z. B. seinen Hofkammerpräsidenten Mändl an den Wiener Hof, um auf die kaiserliche Verhandlungsführung einzuwirken, vgl. Gerhard Immler, *Kurfürst Maximilian I. und der Westfälische Friedenskongress: Die bayerische auswärtige Politik von 1644 bis zum Ulmer Waffenstillstand* (Münster: Aschendorff, 1992), 214–220; Karsten Ruppert, *Die Kaiserliche Politik auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1648)* (Münster: Aschendorff, 1979), 146, 153–154.

<sup>44</sup> Erst mit dem Wiener Kongress nahmen Herrscher wieder persönlich an den Verhandlungen teil; vgl. u. a. Maria-Elisabeth Brunert und Lena Oetzel, „Verhandlungstechniken und -praktiken“, in *Handbuch Frieden im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Irene Dingel u. a. (Berlin: De Gruyter, 2020), 455–472, hier 465.

vollständig erfasst wurden, was die Aufgabe der Gesandten erschwerte.<sup>45</sup> Tatsächlich scheint der kaiserliche Prinzipalgesandte Maximilian Graf von Trauttmansdorff (1584–1650) auch deshalb noch vor Abschluss der Verhandlungen bereits im Juli 1647 nach Wien zurückgekehrt zu sein, weil er hoffte, dort besser die Verhandlungsdynamiken erklären zu können, als er dies über die Distanz vermochte.<sup>46</sup> Hinzu kamen Sonderverhandlungen, wie die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Frankreich und Bayern in Ulm; es wurde zeitweise sogar diskutiert, den gesamten Kongress nach Ulm zu verlegen.<sup>47</sup> Schließlich fanden weiterhin Kriegshandlungen statt, die das Verhandlungsgeschehen und die Entscheidungsprozesse an den Höfen nachhaltig beeinflussten.<sup>48</sup> Es handelte sich also um ein Zusammenspiel verschiedener Handlungsräume, das heißt, der Westfälische Friedenskongress war eingebettet in den Raum frühneuzeitlicher Außenbeziehungen.

Hier hilft das Konzept des Stadtforschers Dieter Läpple, der für die Analyse gesellschaftlicher Räume zwischen Mikro-, Meso- und Makroräumen unterscheidet. Auf den Westfälischen Friedenskongress angewandt, nimmt der Mikroraum das Erleben und Agieren der Gesandten vor Ort in den Blick, während die Perspektive des Mesoraumes auf den Friedenskongress als diplomatischen Handlungsraum an sich fokussiert, das heißt, ihn in seiner grundsätzlichen Genese und Beschaffenheit betrachtet. Er ist mit anderen Mesoräumen, wie den verschiedenen Entsenderhöfen vernetzt, die wiederum nach eigenen Regeln funktionierten. Gemeinsam sind sie eingebettet in den Makroraum frühneuzeitlicher Außenbeziehungen, der den Rahmen vorgibt.<sup>49</sup>

Jede dieser drei Ebenen der Raumbezogenheit hat ihre eigene Ausprägung und ihre spezifischen, mehr oder weniger abstrakten Vermittlungsformen zwischen räumlich-materiellen Strukturen und gesellschaftlichen Verhältnissen [...]. Diese drei „Raumhorizonte“ müssen somit aufeinander bezogen und konzeptuell verflochten werden.<sup>50</sup>

---

<sup>45</sup> Vgl. Ferber, „Die Gemeinschaft der Diplomaten in Westfalen als Friedenspartei“, 265–267.

<sup>46</sup> Vgl. ebd., 266.

<sup>47</sup> Zum Ulmer Waffenstillstand vgl. Immler, *Kurfürst Maximilian I. und der Westfälische Friedenskongress*.

<sup>48</sup> Vgl. Derek Croxton, *Westphalia: The Last Christian Peace* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2013), 176–183; Derek Croxton, „L’ombre de Mars sur la Westphalie: Les opérations militaires ont-elles fait durer les négociations?“, in *L’Europe des traités de Westphalie: Esprit de la diplomatie et diplomatie de l’esprit*, hrsg. von Lucien Bély und Isabelle Richéfort (Paris: PUF, 2000), 267–287.

<sup>49</sup> Vgl. Läpple, „Essay über den Raum“, 197–198.

<sup>50</sup> Läpple, „Essay über den Raum“, 198.

Entsprechend des Erkenntnisinteresses kann auf die verschiedenen Raumebenen fokussiert werden.

Eine Raumperspektive erlaubt, den Westfälischen Friedenskongress als diplomatiegeschichtliches Ereignis in seiner Eigenlogik und seinem Funktionieren zu beschreiben und zu systematisieren. Denn sie „bietet [...] die Möglichkeit, das inkommensurable Nebeneinander des Alltagslebens, das Ineinanderwirken von Strukturen und individuellen Entscheidungen, das bisher eher getrennt voneinander untersucht worden ist, nun in der Zusammenschau zu analysieren“.<sup>51</sup> Der Kongress lässt sich in seiner Genese, Struktur, Wandlungsfähigkeit und spezifischen Eigendynamik erfassen.

Geht man mit Schroer davon aus, dass Akteur:innen Räume mit ihrem Handeln und ihren sozialen Praktiken nicht nur konstruieren und gestalten, sondern dass umgekehrt der Raum ebenso das Verhalten prägt und „ihm seinen Stempel auf[drückt]“,<sup>52</sup> tritt das Handeln der Akteur:innen in seiner Begrenztheit, aber auch in seinen Gestaltungsmöglichkeiten hervor.<sup>53</sup> Damit wird die Voraussetzung geschaffen, das (Ver-)Handeln der Gesandten und ihre Bedeutung für den Verhandlungsverlauf insgesamt verstehen zu können. Deutlich wird dies z. B. an den unterschiedlichen Einflussmöglichkeiten der Gesandten auf die Gestaltung des Handlungsraumes Friedenskongress insgesamt. Der Westfälische Friedenskongress war ohne vergleichbares Vorbild, musste sich also als Handlungsraum neu konstituieren und seine eigenen Regeln und Verfahrensweisen finden; gerade in Fragen des Zeremoniells gestaltete sich dies als schwierig und langwierig.<sup>54</sup> Natürlich hing der Gestaltungsspielraum des einzelnen Gesandten wesentlich an der Stellung und Macht der Entsender:innen. Die kaiserlichen Vertreter hatten einen anderen Einfluss als etwa ein reichsstädtischer Gesandter, um zwei Extreme zu nennen.

<sup>51</sup> Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2006), 304; ähnlich: Kümin und Usborne, „At Home and in the Workplace“, 317; Achim Landwehr, „Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘“, *Historische Zeitschrift* 295, 1 (2012): 1–34, bes. 32f.

<sup>52</sup> Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 176.

<sup>53</sup> Vgl. ähnlich: Thiessen, „Die römische Kurie als Erfahrungsraum der europäischen Diplomatie im frühen 17. Jahrhundert“, 4.

<sup>54</sup> Vgl. hierzu Niels F. May, *Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik: Das Kongresszeremoniell bei den westfälischen Friedensverhandlungen* (Ostfildern: Thorbecke, 2016); Niels F. May, „Zeremoniell in vergleichender Perspektive: Die Verhandlungen in Münster/Osnabrück, Nijmegen und Rijswijk (1643–1697)“, in *L'art de la paix*, hrsg. von Kampmann u. a., 261–279; Barbara Stollberg-Rilinger, „Völkerrechtlicher Status und zeremonielle Praxis auf dem Westfälischen Friedenskongress“, in *Rechtsformen Internationaler Politik: Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert*, hrsg. von Michael Jucker, Martin Kintzinger und Rainer Christoph Schwinges (Berlin: Duncker & Humboldt, 2011), 147–164.

An dieser Stelle wird auch die Verknüpfung von Raum und Zeit sichtbar: Zwar wird davon ausgegangen, dass Räume veränder- und gestaltbar sind, aber nicht zu jedem Zeitpunkt in gleicher Weise.<sup>55</sup> In der ersten Kongressphase, als das Zeremoniell und die Verhandlungsmodalitäten noch ausgetragen werden mussten, bestanden hier besonders große Gestaltungsmöglichkeiten für die Gesandten. Hatten sich bestimmte Vorgehensweisen allerdings erst einmal gefestigt, war es deutlich schwieriger, sie zu verändern und Einfluss auf den Kongress als Handlungsräum zu nehmen. Ein Beispiel hierfür sind die Einzüge der Gesandten am Kongress: Hier hatte sich eine recht aufwändige Praxis der Einholung ankommender Gesandter etabliert, die insofern konfliktanfällig war, als Rang und Status verschiedener Akteur:innen strittig waren und es entsprechend wiederholt zu Präzedenzstreitigkeiten kam.<sup>56</sup> Der päpstliche Nuntius und Mediator Fabio Chigi kritisierte dies scharf: „Wan er [Chigi] anfenglich unnd zum ersten alhier gewesen, wolte er verhuetet haben, daß mans mit dem endt-gegenschicken der carozzen nie hette angefangen“<sup>57</sup> Ein weniger aufwändiges Vorgehen hätte seiner Meinung nach Konflikte vermeiden können. Dennoch war es zu spät, diese bereits etablierte Praxis zu ändern und zu entschärfen.

Auch die Gesandten des Kurfürsten von Sachsen sahen sich u. a. aufgrund ihrer späten Ankunft im April 1646, nach Beginn der Verhandlungen, mit einer Situation konfrontiert, in der sie nicht mehr gestaltend eingreifen konnten. Nicht nur hatten sie das Nachsehen in der Auswahl ihres Quartiers,<sup>58</sup> sie konn-

<sup>55</sup> Vgl. Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 135.

<sup>56</sup> Um dies zu umgehen, warteten Gesandte zum Teil außerhalb der Kongressstädte oder reisten inkognito ein, vgl. May, „Zeremoniell in vergleichender Perspektive“, 268–269; besonders dominierend wirkte der Präzedenzstreit zwischen Frankreich und Spanien, vgl. hierzu u. a. Michael Rohrschneider, „Friedenskongress und Präzedenzstreit: Frankreich, Spanien und das Streben nach zeremoniellem Vorrang in Münster, Nijmegen und Rijswijk (1643–1697)“, in *Bourbon – Habsburg – Oranien: Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700*, hrsg. von Christoph Kampmann u. a. (Köln, 2008), 228–240; hinzu kam in der Anfangsphase die Auseinandersetzung zwischen den kurfürstlichen Vertretern und Venedig um den Exzellenztitel, vgl. u. a. Günter Christ, „Der Exzellenz-Titel für die Kurfürstlichen Gesandten auf dem Westfälischen Friedenskongreß“, *Parliaments, Estates and Representation* 19 (1999): 89–102.

<sup>57</sup> 06.06.1645, in *Acta Pacis Westphalicae*, hrsg. von der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. durch Konrad Repgen, Serie III: Protokolle, Verhandlungsakten, Diarien, Varia. Abteilung C: Diarien, Bd. 3: Diarium Wartenberg. Teilbd. 1: 1644–1646, bearb. v. Joachim Foerster, 200. Spätere Kongresse gingen pragmatischer vor, vgl. May, „Zeremoniell in vergleichender Perspektive“, 269–270.

<sup>58</sup> Vgl. z. B. 05./15.04.1646 und 19./29.04.1646 in *Diarium Leuber*, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Geheimes Archiv, Loc. 8134/1; vgl. Gerd Steinwascher, *Osnabrück und der Westfälische Frieden: Die Geschichte der Verhandlungsstadt, 1641–1650* (Osnabrück: Verein für Ge-

ten sich auch nicht in die Auseinandersetzung um den Exzellenztitel für die Kurfürsten oder die Frage der ersten Visiten einbringen.<sup>59</sup> Diese Punkte waren prägend für die erste Kongressphase gewesen. Der früh angereiste Kurkölnische Vertreter Franz Wilhelm von Wartenberg (1593–1661) hatte hier den Ton angegeben und das Verfahren auch dank seiner zeitigen Anreise nachhaltig prägen können.<sup>60</sup>

Diese Beispiele verdeutlichen, dass nicht jede:r Akteur:in gleichermaßen an der Konstitution des diplomatischen Handlungsraumes beteiligt war, dass die Einflussmöglichkeiten nicht nur am Status der Entsender:innen hingen, sondern auch von Faktoren wie dem Zeitpunkt der Anreise. Ab einem gewissen Moment hatte sich der Westfälische Friedenskongress als Handlungsraum konstituiert und war weniger leicht veränderbar als noch zu Beginn.<sup>61</sup> Dies bedeutet allerdings nicht, dass er dann gar nicht mehr veränderbar war. Immer wieder wurden die Verhandlungsformen adaptiert; dies zeigt sich besonders in der Schlussphase des Kongresses, als die Reichsstände die Verhandlungen mit Frankreich und Schweden vorantrieben und die kaiserliche Gesandtschaft ins Abseits geriet.<sup>62</sup> Schroer erläutert in diesem Sinne: „Denn es gibt immer die einen, die Raum schaffen, und die anderen, die mit den so und nicht anders geschaffenen Räumen zunächst einmal in der Weise umgehen müssen, wie er gedacht war und auch erbaut wurde“.<sup>63</sup>

Wie Iver Neuman betont hat, ist es wesentliche Aufgabe von Diplomaten diplomatische Räume zu schaffen.<sup>64</sup> Dies gilt umso mehr für die Gesandten des Westfälischen Friedenskongress, die nicht nur die Verhandlungsformen zunächst aushandeln mussten, sondern auch *Orte und Räume des Verhandelns*

schichte und Landeskunde Osnabrück, 2000), 213; zur kursächsischen Kongresspolitik vgl. Lena Oetzel, „Prinzipientreue und selbstgewählte Isolation: Kursachsen auf dem Westfälischen Friedenskongress“, in *Der schwierige Weg zum Westfälischen Frieden: Wendepunkte, Friedensversuche und die Rolle der „Dritten Partei“*, hrsg. von Volker Arnke und Siegrid Westphal (Berlin: De Gruyter, 2021), 155–175.

<sup>59</sup> Vgl. Winfried Becker, *Der Kurfürstenrat: Grundzüge seiner Entwicklung in der Reichsverfassung und seine Stellung auf dem Westfälischen Friedenskongress* (Münster: Aschendorff, 1973), 174.

<sup>60</sup> Vgl. Becker, *Der Kurfürstenrat*, 169–185; May, *Zwischen fiktlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik*, 132–136.

<sup>61</sup> Vgl. in diesem Sinne Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 14–15, 47, 136.

<sup>62</sup> Vgl. Dorothee Goetze, „Frieden um (fast) jeden Preis: Die Politik Ferdinands III. in der Schlussphase des Westfälischen Friedenkongresses zwischen Rollenkonkurrenz, Prinzipientreue und dogmatischem Pragmatismus“, in *Der schwierige Weg zum Westfälischen Frieden*, hrsg. von Arnke und Westphal, 131–154.

<sup>63</sup> Vgl. Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 136.

<sup>64</sup> Vgl. Neumann, „Sited Diplomacy“, 82.

finden mussten. Räume des Verhandelns mussten also in ihrer materiellen wie auch in ihrer relationalen Dimension erst gefunden und geschaffen werden. Da es sich um bilaterale Verhandlungen handelte, gab es keinen gemeinsamen Sitzungssaal, wo alle Vertreter zusammenkamen. Vielmehr fanden die meisten Verhandlungen in den Gesandtschaftsquartieren statt. Die Reichsstände wiederum nutzten für ihre Beratungen das Rathaus von Osnabrück und den bischöflichen Hof in Münster.<sup>65</sup> Die Gesandtschaftsquartiere als materieller Ort dienten damit sowohl dem offiziellen wie dem informellen Handeln.<sup>66</sup>

Waren diese informellen Räume und die mit ihnen verbundenen Praktiken am Hof etabliert, mussten sie sich in Westfalen erst einmal finden: Wo besuchte wer den Gottesdienst? Wo traf man sich für Spaziergänge? Wo wurde man bei solchen Gesprächen gesehen und wo konnte man unbeobachtet sprechen? Wer lud wen zum Mittagessen ein? Die Entstehung von informellen Räumen wurde durch verschiedene Faktoren begünstigt, wie die Anwesenheit informeller Akteur:innen z. B. in Person der Diplomatengattinnen oder Ärzte, aber auch durch bestimmte Tätigkeiten, wie Mahlzeiten und Anlässe des gesellschaftlichen Lebens. Gerade in den Gesandtschaftsquartieren, die ja auch für die offiziellen Verhandlungen genutzt wurden, stellten dies wichtige Marker zwischen Formalität und Informatilität dar.<sup>67</sup>

Höfische Praktiken dienten als Vorbilder, dennoch musste sich dieses soziale Leben – und damit Räume des Informellen – erst sukzessive herausbilden. Erschwert wurde dies insofern, als ein Hof mit dem Herrschenden immer auf ein soziales, kulturelles und zeremonielles Machtzentrum ausgerichtet war. Dem Westfälischen Friedenskongress fehlte diese Ausrichtung ganz bewusst, alle sollten einander auf mehr oder weniger neutralem Raum begegnen.<sup>68</sup> Dieses Fehlen eines Machtzentrums hatte noch andere Auswirkungen mit Blick auf das Funktionieren zentraler, für die Frühe Neuzeit charakteristischer Prinzipien

---

65 Vgl. Brunert und Oetzel, „Verhandlungstechniken und -praktiken“, 457.

66 Vgl. Lena Oetzel, „Räume des Informellen: Perspektiven auf Verhandlungspraktiken Frühneuzeitlicher Kongressdiplomatie“, in *Informalität in der Frühen Neuzeit: Diplomatie und Reichsinstitutionen*, hrsg. von Elisabeth Lobenwein und Eva Ortieb, *Frühneuzeit-Info* 33 (2022): 51–68.

67 Vgl. ebd., 53.

68 Vgl. Oetzel, „A Diplomatic Sphere of its Own“, 472, 476; Christian Windler, „Einleitung“, in *Kongressorte der Frühen Neuzeit im Europäischen Vergleich*, hrsg. von Windler, 7–15, hier 13. Ähnliche Überlegungen mit Blick auf Reichstage und Reichsversammlungen bei Dorothee Goetze, „No Country for New Diplomatic History: Diplomacy within the Holy Roman Empire“, in *Early Modern European Diplomacy*, hrsg. von Goetze und Oetzel, 307–331, hier 317.

wie Klientel- und Patronagepolitik, die hier unter anderen Bedingungen funktionieren mussten als am Hof.<sup>69</sup>

Die Untersuchung von *Informalität* stößt immer wieder an Grenzen der Überlieferung, weil informelles Handeln häufig nicht als solches kenntlich gemacht wurde.<sup>70</sup> Über den theoretisch-konzeptionellen Zugang hinaus kann eine Raumperspektive helfen, den Blick auf die Quellen zu schärfen, da informelles Handeln häufig an bestimmten Orten stattfand, die dieses präfigurierten, wie etwa Kirchen, Gärten, Kutschen oder Ausflugszielen in der Umgebung. Diese werden in den Quellen meist nur am Rande erwähnt, größtenteils ohne die Inhalte der dort stattfindenden Gespräche wiedergugeben, dennoch können sie, systematisch erfasst, Hinweise auf informelles Handeln geben.<sup>71</sup>

Mit Hilfe einer Raumperspektive lassen sich zudem *Machtverhältnisse* erfassen. Bereits die Verfasstheit des Westfälischen Friedenskongresses als Doppelkongress, um dem Repräsentationsbedürfnis Frankreichs und Schwedens gleichermaßen Geltung zu geben, verdeutlicht dies, denn „über die Konstitution von Räumen [werden] soziale Positionen und Machtverhältnisse ausgehandelt“.<sup>72</sup> Räume können somit als Spiegel der spezifischen Machtkonstellationen gesehen werden.<sup>73</sup> Dies lässt sich bis auf die Ebene der praktischen Verhandlungen und ihrer räumlichen Verortung feststellen, wenn es etwa um Sitzordnungen, Einzüge und andere Fragen des Zeremoniells ging.<sup>74</sup> Auch das schwedi-

<sup>69</sup> Thiessen nimmt an, dass Friedenskongresse ähnlich wie der Immerwährende Reichstag als Patronagemärkte fungierten; die Forschungen von Goetze und Köhler zu Westfalen und Nijmegen widersprechen dem. Allerdings sind hier umfassendere Untersuchungen notwendig, vgl. Thiessen, „Die Verortung der Kongressdiplomatie“, 247; Dorothée Goetze, „Was grosse vermesseneheit“: Die Verhandlungen der sogenannten Dritten Partei aus Perspektive der kaiserlichen Gesandten“, in *Der schwierige Weg zum Westfälischen Frieden*, hrsg. von Arnke und Westphal, 213–236; Matthias Köhler, *Strategie und Symbolik: Verhandeln auf dem Kongress von Nimwegen* (Köln: Böhlau, 2011). Vgl. auch Oetzel, „A Diplomatic Sphere of its Own“, 474.

<sup>70</sup> Vgl. grundsätzlich zu *Informalität* und frühneuzeitlicher Diplomatie u. a. Eva Ortlib und Elisabeth Lobenwein, „*Informalität in der Frühen Neuzeit: Diplomatie und Rechtsprechung*“, in *Informalität in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Elisabeth Lobenwein und Eva Ortlib, *Frühzeit-Info* 33 (2022): 5–15; Matthias Pohlig, „Formalität und *Informalität*: Zur Bedeutung und Reichweite einer diplomatiehistorischen Unterscheidung“, in *Zwischen Domestik und Staatsdiener: Botschaftssekretäre in den frühneuzeitlichen Außenbeziehungen*, hrsg. von Florian Kühnel und Christine Vogel (Köln: Böhlau, 2021), 29–46.

<sup>71</sup> Vgl. Oetzel, „Räume des Informellen“.

<sup>72</sup> Löw, *Raumsoziologie*, 49; vgl. aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive z. B. Hochmuth und Rau (Hrsg.), *Machträume der frühneuzeitlichen Stadt*.

<sup>73</sup> Vgl. Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 170.

<sup>74</sup> Vgl. z. B. Maria-Elisabeth Brunert, „Nonverbale Kommunikation als Faktor Frühneuzeitlicher Friedensverhandlungen: Eine Untersuchung am Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses“, in *L'art de la paix*, hrsg. von Kampmann u. a., 281–331, hier 313–318; Laufs, „*In viam*

sche Bestreben, dass Osnabrück als Verhandlungsort keinesfalls hinter Münster zurückstehen dürfe, ist in diesem Kontext zu sehen.<sup>75</sup> Ebenso spiegelte die Unfähigkeit des Kaisers in der Schlussphase des Kongresses, eine Verlagerung der Verhandlungen mit Frankreich von Münster nach Osnabrück zu verhindern, den Machtverlust des Kaisers und den Bedeutungsgewinn der Reichsstände wider.<sup>76</sup> Dabei mussten Bedeutung von Akteur:innen im Makroraum der Außenbeziehungen und ihrer Gesandten am Kongress nicht immer korrelieren (auch wenn beides natürlich in enger Wechselwirkung stand). Das Beispiel Wartenbergs in der Frühphase des Kongresses zeigt deutlich, wie ein Gesandter im sich konstituierenden Raum Kongress gesteigerten Einfluss generieren konnte, der weniger auf seinen Entsender als auf seinen persönlichen Status und seine Eigeninitiative zurückzuführen war.<sup>77</sup> Die sich entfaltenden Eigendynamiken des Mesoraumes Friedenskongress treten dabei klar hervor.

Ein besonderer Aspekt mit Blick auf Macht und Raum sind *Inklusions- und Exklusionsmechanismen*, denn über Raum lassen sich Zugehörigkeit oder das Fehlen einer solchen markieren. In diesem Sinne erklärt die Humangeographin Fiona McConnell: „*Space matters, both to how modes of diplomacy are articulated and how diplomatic agency is produced and contested*“.<sup>78</sup> Am Beispiel nicht offiziell anerkannter Akteur:innen u. a. im Kontext der Vereinten Nationen zeigt sie, wie Machtverhältnisse auf einer räumlichen Ebene sichtbar gemacht und ausverhandelt werden: Wer hatte Zugang zu welchen Orten in den Sitzungsgebäuden der UN? Wo hielten sich nicht akkreditierte Akteur:innen auf, um Gesprächsmöglichkeiten mit offiziellen Mitgliedern zu erlangen?<sup>79</sup>

Ähnliche Fragen lassen sich für den Westfälischen Friedenskongress stellen: Hier war zunächst – und das noch vor Konstituierung des Kongresses – die Frage der Teilnahme zentral; wer durfte teilnehmen? Frankreich und Schweden forderten die Zulassung der Reichsstände und stießen dabei auf großen Widerstand des Kaisers, der als alleiniger Vertreter des Reiches auftreten wollte. Dass

---

pacis“, 285–298; grundsätzlich zu Fragen von Rangordnung und Macht aus Raumperspektive vgl. Christoph Dartmann, Marian Füssel und Stefanie Rüther (Hrsg.), *Raum und Konflikt: Zur symbolischen Konstituierung gesellschaftlicher Ordnung in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Münster: Rhema, 2004).

<sup>75</sup> Vgl. Tischer, „Zwei Verhandlungsorte für einen Frieden“, 181.

<sup>76</sup> Vgl. Goetze, „Frieden um (fast) jeden Preis“.

<sup>77</sup> Vgl. zu Wartenberg: May, *Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik*, 132–136.

<sup>78</sup> McConnell, „Rethinking the Geographies of Diplomacy“, 55; auch: Fiona McConnell, „Liminal Geopolitics: The Subjectivity and Spatiality of Diplomacy at the Margins“, in *Transactions of the Institute of British Geographers* 42 (2017): 143–145.

<sup>79</sup> Vgl. McConnell, „Liminal Geopolitics“, 143–145.

sie sich mit ihrer Forderung durchsetzen, war wiederum Ausdruck der Machtkonstellation und prägte den Handlungsräum Friedenskongress nachhaltig sowohl in seiner sozio-kulturellen Zusammensetzung als auch in den Verhandlungsformen.<sup>80</sup>

Darüber hinaus war eine Reihe prekärer Akteur:innen anwesend, die nicht offiziell zu den Verhandlungen zugelassen waren, sondern z. B. als Mitglieder größerer Delegationen mitgereist waren, wie etwa die Portugiesen, die auf diese Weise hofften, ihren Kampf um die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Spanien befördern zu können. Oder der Vertreter der Eidgenossenschaft, der die Gelegenheit einer solchen internationalen Zusammenkunft nutzte, einen Rechtsstreit Basels mit dem Reichskammergericht zu klären.<sup>81</sup> Kennzeichnend für das Handeln dieser Akteur:innen war das kontinuierliche bitten um Audienzen, da sie keinen Zugang zu den offiziellen Verhandlungen hatten.<sup>82</sup> Sie waren in der Regel auf Informationen und Unterstützung Dritter angewiesen, zu denen sie erst Zugang erhalten mussten, entsprechend waren für sie die genannten Räume des Informellen besonders wichtig.<sup>83</sup> Wie McConnell gezeigt hat, kann eine Untersuchung dieser Machtverhältnisse aus Raumperspektive sehr gewinnbringend sein. Der Westfälische Friedenskongress – aber auch Friedenskongresse generell – würde sich hier für weitergehende Studien eignen.

Nimmt man den *Mikroraum der Gesandten* in den Blick, so zeigt sich, wie Räumlichkeit das Handeln der Gesandten in ihrer täglichen Arbeit prägte. In einem ersten Schritt mussten sich die Gesandten nach ihrer Ankunft den städtischen Raum aneignen. Zunächst bedeutete dies, dass sie ausreichende und standesgemäße Quartiere für die Delegationen finden mussten.<sup>84</sup> Nach außen verdeutlichte sich diese Inbesitznahme des städtischen Raumes etwa durch das

**80** Vgl. Oetzel, „A Diplomatic Sphere of its Own“, 469; Heinz Duchhardt, *Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, Europäisches Konzert: Friedenskongresse und Friedensschlüsse vom Zeitalter Ludwigs XIV. bis zum Wiener Kongress* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976), 34–40; zur Zulassung der Reichsstände siehe Becker, *Der Kurfürstenrat*, 148–167.

**81** Vgl. zur Eidgenossenschaft auf dem Westfälischen Friedenskongress u. a. Marco Jorio (Hrsg.), *1648, die Schweiz und Europa: Außenpolitik zur Zeit des Westfälischen Friedens* (Zürich: Chronos, 1999).

**82** Vgl. z. B. 30. Januar/9. Februar 1647, *Johann Rudolf Wettsteins Diarium 1646/47*, hrsg. von Julia Gauss (Basel: Selbstverlag der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, 1962), 46–47.

**83** Dies gilt natürlich auch bis zu einem gewissen Grad für die kleinen Reichsstände. Allerdings waren diese zumindest über die reichsstädtischen Beratungsgremien eingebunden.

**84** Vgl. zu den Quartieren in Osnabrück Steinwascher, *Osnabrück und der Westfälische Frieden, 194–231*; Helmut Lahrkamp, „Münster als Schauplatz des europäischen Friedenskongresses (1643–1649)“, in *Geschichte der Stadt Münster*, Bd. 1, hrsg. von Thomas Küster (Münster,

Anbringen von Wappen an den Türen der Gesandtschaftsquartiere.<sup>85</sup> Aus Perspektive der Stadtgesellschaft hingegen stellte die eintreffende Kongressgesellschaft zunächst einen „Fremdkörper“<sup>86</sup> dar und es kam entsprechend über die gesamte Kongressdauer wiederholt zu Konflikten, u. a. weil die Gesandten ihre Schulden nicht begleichen konnten.<sup>87</sup> Ein weiterer Aspekt war die Sicherstellung der notwendigen Infrastruktur, wobei neben den genannten Quartieren und der Versorgung der Gesandten der Post und den Druckereien besondere Bedeutung zukam, um die Kommunikation der Gesandten sowohl vor Ort als auch an den Heimathöfen sicherstellen zu können. Der Umstand, dass es sich um einen Doppelkongress handelte, erhöhte die Reise- und Kommunikationstätigkeit der Gesandten zwischen den Kongressorten noch einmal. Der Aufenthaltsort der Gesandten wurde aber auch zu einer politischen Frage, was gerade das Beispiel des kaiserlichen Prinzipalgesandten Trauttmansdorff verdeutlicht.<sup>88</sup> Seine Anwesenheit in Münster oder in Osnabrück signalisierte stets zugleich auch den aktuellen Schwerpunkt der kaiserlichen Verhandlungsführung: Galt Trauttmansdorffs Aufmerksamkeit gerade den Reichsständen und Schweden in Osnabrück oder Frankreich in Münster?

## Abschließende Überlegungen

Der Westfälische Friedenskongress löste sich nach Ratifikation der Verträge im Februar 1649 mit der sukzessiven Abreise der Gesandten in seiner Verortung in Münster und Osnabrück auf. Gleichzeitig wurde ein Teil der Verhandlungen auf den anschließenden Nürnberger Exekutionstag transferiert. Mehr noch hatte sich auf einer ideellen Ebene das Konzept Friedenskongress als Form der Friedensschließung etabliert. Im Laufe der folgenden 100 Jahre wurde der Handlungsraum Friedenskongress immer wieder geöffnet und mit jedem neuen Kongress adaptiert. Gerade in Fragen des Zeremoniells setzte sich ein pragmatischer Ansatz durch und man vereinfachte nach den Erfahrungen in Westfalen das Prozedere, um Konfliktfälle zu vermeiden.<sup>89</sup> Auch wandelte sich die Funktion

---

1993), 301–324, hier 302–305; Franz Bosbach, *Die Kosten des Westfälischen Friedenskongresses: Eine strukturgeschichtliche Untersuchung* (Münster: Aschendorff, 1984), 113–134.

<sup>85</sup> Vgl. Guido Braun, „Stadt- und Kongressgesellschaft bei den Westfälischen Friedensverhandlungen“, in *Warum Friedenschließen so schwer ist*, hrsg. von Goetze und Oetzel, 248.

<sup>86</sup> Windler, „Einleitung“, 13.

<sup>87</sup> Vgl. Bosbach, *Die Kosten des Westfälischen Friedenskongresses*, 89.

<sup>88</sup> Die Struktur des Doppelkongresses war für die Gesandten mit einem erhöhten Arbeitsaufwand und erhöhten Kosten verbunden, vgl. ebd., 193.

der Kongresse: Hatte der Westfälische Friedenskongress noch originär den Friedensverhandlungen gedient, fanden die Verhandlungen für den Frieden von Utrecht und Baden in der Hauptsache an den Höfen statt, während die Kongresse wesentlich der Inszenierung und damit der Beglaubigung der Friedensschlüsse dienten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts und besonders zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach dem Wiener Kongress standen dann weniger die Beendigung eines konkreten Konflikts als die Friedenssicherung und die Verhinderung neuer Konflikte im Mittelpunkt.<sup>90</sup> Um diesen Wandel und dabei auch die Bedeutung des Westfälischen Friedenskongresses für die Entwicklung des diplomatischen Handlungsräumes Friedenskongress jedoch genauer nachzuvollziehen, bedarf es weiterer Forschungen, die insbesondere die Kongresse des späten 17. und 18. Jahrhunderts in den Blick nehmen.

An dieser Stelle konnten lediglich Impulse für eine Untersuchung des Westfälischen Friedenskongresses aus einer Perspektive des Raumes gegeben werden, wobei der Fokus auf einem relationalen Raumbegriff lag, der es ermöglicht, den Friedenskongress als eigenständigen diplomatischen Handlungsräum zu erfassen. Untersuchungen, die nach den historischen Raumkonzepten der Akteur:innen und ihrer Bedeutung für die Verhandlungen fragen, wären ebenso lohnenswert und ein Desiderat der Forschung.<sup>91</sup>

Die Einbeziehung des Raumes ermöglicht eine Erweiterung der Perspektive – oder in den Worten Karl Schlägels: „Geschichtliche Wahrnehmung wird reicher und Geschichtsschreibung komplexer und komplizierter“.<sup>92</sup> Der Westfälische Friedenskongress kann so erstens als ein spezifischer diplomatischer Handlungsräum erfasst werden, der in permanenter Interaktion mit anderen Handlungsräumen stand, mit ihnen verwandt, aber doch eigenständig war. Dabei lässt sich diese gewonnene Komplexität in ihrer Vernetztheit systematisieren und fassen.<sup>93</sup> Zweitens zeigen sich so die Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Gesandten vor Ort sowie deren Grenzen: Sie waren aktiv an der Konstitution des Westfälischen Friedenskongresses als diplomatischer Hand-

---

<sup>89</sup> Vgl. May, *Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik*, 213–215.

<sup>90</sup> Vgl. Burkhardt und Durst, „Friedenskongresse“, 448–452; Oetzel, „A Diplomatic Sphere of its Own“, 467.

<sup>91</sup> Susanne Rau sieht es als eine der wesentlichen Aufgaben einer geschichtswissenschaftlichen Raumforschung an, historische Raumkonzepte zu untersuchen, vgl. Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 104; ähnlich Schroer für die Soziologie in Schroer, *Räume der Gesellschaft*, 13–15; Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, 174–180.

<sup>92</sup> Karl Schlägel, „Räume und Geschichte“, in *Topologie: Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften*, hrsg. von Stephan Günzel (Bielefeld: Transcript, 2007), 33–52, hier 46.

<sup>93</sup> Vgl. Rau, *Räume: Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, 193.

lungsraum beteiligt, gleichzeitig prägte und begrenzte er ihre Handlungsmöglichkeiten. Drittens kann eine Raum-Perspektive über den Westfälischen Friedenskongress hinausgehend dazu beitragen, (frühneuzeitliche) Diplomatie differenzierter zu betrachten und sie so stärker in ihrer Vielfalt wahrzunehmen.



---

## **Teil II: Orte**



Mathias Häußler

# Inszenierte Internationalität: Deutsche Kurstädte als exklusive Räume des modernen Tourismus, 1871–1914

Tourismus lebt von Begegnungen: von Begegnungen mit faszinierenden Städten, eindrucksvollen Landschaften oder vermeintlich unberührter Natur, aber auch von Begegnungen mit anderen Reisenden oder der lokalen Bevölkerung. In den großen Kurstädten um 1900 stand insbesondere die zwischenmenschliche Begegnung im Zentrum der touristischen Erfahrung. Für eine transnational vernetzte Gruppe vermögender europäischer Reisender stellten das französische Vichy, das belgische Spa oder das österreichisch-ungarische Karlsbad nicht nur Gelegenheiten zur medizinischen Kur und Heilung dar, sie boten auch Räume zum gegenseitigen Austausch sowie zur Demonstration sozialen Prestiges.<sup>1</sup> Die Grenzen dieser Räume liefen hierbei nicht entlang nationaler, sondern sozialer Linien: Die großen Kurstädte waren exklusive Räume einer transnationalen Elite, die sich in einer Art „paneuropäischem Freizeitnetz“ (Hasso Spode) scheinbar mühelos zwischen ihren favorisierten Aufenthaltsorten bewegte.<sup>2</sup> Dementsprechend fungierten sie letztlich auch als Begegnungs- und Arkanräume einer politisch immer noch enorm einflussreichen Aristokratie Europas – wenngleich sich auch in den Kurstädten spätestens ab 1900 eine Bedrohung ihrer privilegierten Stellung und Dominanz zeigte.<sup>3</sup>

All das galt auch und insbesondere für die beiden größten deutschen Kurstädte des 19. Jahrhunderts, Wiesbaden und Baden-Baden, die sich aufgrund ihres Alleinstellungsmerkmals des Glücksspiels besonders früh auf der entstehenden touristischen Landkarte Europas positionieren konnten. Dieses Kapitel untersucht die Verwandlung dieser beiden Städte in exklusive Begegnungsräume

---

1 Vgl. grundlegend hierzu David Blackbourn, „Taking the Waters‘: Meeting Places of the Fashionable World“, in *The Mechanics of Internationalism: Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War*, hrsg. von Martin H. Geyer und Johannes Paulmann (Oxford: Oxford University Press, 2001), 345–357; David Clay Large, *The Grand Spas of Central Europe: A History of Intrigue, Politics, Art, and Healing* (Lanham MA: Rowman&Littlefield, 2015).

2 Vgl. Hasso Spode, „Zeit, Raum, Tourismus: Touristischer Konsum zwischen Regionalisierung, Nationalisierung und Europäisierung im langen 19. Jahrhundert“, in *Die Vielfalt Europas: Identitäten und Räume*, hrsg. von Winfried Eberhard und Christian Lübke (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2009), 259–261.

3 Vgl. Maria Soroka, *The Summer Capitals of Europe, 1814–1919* (London: Routledge, 2017).

der transnationalen Elite Europas in der ersten Blütephase des modernen Tourismus. Es konzentriert sich hierbei auf die Frage, mit welchen Strategien sich beide Kurstädte in touristische Räume verwandelten, wie sich diese Methoden im Laufe des 19. Jahrhunderts änderten, und mit welchen konkreten Bildern, Imaginationen und (Selbst)Verortungen sie das erhoffte Publikum europäischer Eliten auch nach Ende des Glücksspiels weiterhin anzusprechen hofften. Es versteht das Konzept des „touristischen Raums“ hierbei in einem konstruktivistischen Sinne: als imaginierter Raum, der sich erst durch das Zusammenwirken städtebaulicher Prozesse mit symbolischen Aufladungen durch Medien, Werbung und Marketing konstituiert.<sup>4</sup> Dieser Ansatz bietet sich insbesondere mit Blick auf die zentrale Bedeutung von Bildern und Imaginationen für die Eigenlogiken des Tourismus geradezu an, wie Martin Knoll und Katharina Scharf jüngst festgestellt haben: Schließlich sind touristische Räume zwar „durchaus physisch vorhanden und erfahrbar, doch das, was sie für den Menschen darstellen, basiert auf Vorstellungen über den Raum. Tourismusräume entstehen aus individuellen und kollektiven Bedeutungszuschreibungen, sind stetigem Wandel unterworfen und spiegeln gesellschaftliche Verhältnisse wider“.<sup>5</sup> Daher beleuchtet das Kapitel schließlich auch Widersprüche und Grenzen der Vermarktbereichsstrategien beider Städte – denn der Nimbus der „mondänen Weltkurstadt“ stach sich bereits in den 1900er Jahren mit einem zunehmend national-bürgerlich geprägten touristischen Alltag vor Ort.

Wiesbaden und Baden-Baden eignen sich für diese Untersuchung in besonderer Weise, da für beide Städte der Nimbus des internationalen Begegnungsraums nicht nur einen essenziellen Teil ihrer jeweiligen Selbstverständnisse und Stadtimages, sondern auch die Basis ihrer Prosperität sowie ihres wirtschaftlichen Überlebens darstellte. Beide hatten sich schon früh den Ruf exklusiver Reiseziele einer transnational vernetzten Oberschicht geschaffen, welchen sie auch nach Verbot des Glücksspiels 1872 mit allen Mitteln zu erhalten versuchten.<sup>6</sup> Um im touristischen Wettbewerb zu bestehen, inszenierten sie sich dementsprechend weiterhin ganz bewusst als Räume für ein möglichst exklusives Publikum – worin sich bei beiden Städten auch ein Anspruch an die ver-

---

<sup>4</sup> Vgl. allgemeiner zu historischen Konstruktionen von Räumen Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik* (München: Carl Hanser Verlag, 2003); Wolfgang Kaschuba, *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2004).

<sup>5</sup> Martin Knoll und Katharina Scharf, *Europäische Regionalgeschichte: Eine Einführung* (Wien und Köln: Böhlau Verlag, 2021), 118.

<sup>6</sup> Zur Entwicklung beider Städte in moderne touristische „Destinationen“ vgl. Mathias Häußler, „Who has not heard of Wiesbaden? Die Entwicklung deutscher Kurstädte in Destinationen des modernen Tourismus“, *Moderne Stadtgeschichte* 2 (2023): 126–146.

meintliche eigene Internationalität spiegelte; ein Anspruch, im Kreis europäischer Elitennetzwerke einen möglichst prominenten Platz zu besetzen.<sup>7</sup> Zunächst skizziert das Kapitel daher chronologisch die touristischen Entwicklungen Wiesbadens und Baden-Badens von Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Jahre unmittelbar vor 1914, wobei besonderes Augenmerk auf die Vermarktungsstrategien beider Städte als dezidiert internationale, mondäne Reiseziele gerichtet wird. In einem zweiten Schritt untersucht das Kapitel die diesen Strategien zugrundeliegenden (Selbst)Bilder sowie historischen und geographischen (Selbst-)Verortungen auf der entstehenden touristischen Landkarte Europas, bevor ein letzter Schritt die Inszenierungen von Internationalität in den tatsächlichen touristischen Angeboten und Praktiken betrachtet – sowie auch die Spannungen und Widersprüche zwischen der weiterhin offensiv „inszenierten Internationalität“ des touristischen Raums und den schon um 1900 eher national-bürgerlichen Entwicklungen vor Ort.

## Entstehung und Wandel eines frühtouristischen Raums

Der moderne Tourismus – das kommerziell orientierte Reisen zum Selbstzweck – ist in mehrerlei Hinsicht ein Produkt der Transformationen des 19. Jahrhunderts.<sup>8</sup> In den großen deutschen Kurstädten Wiesbaden und Baden-Baden lassen sich jedoch erste touristische Dynamiken bereits wesentlich früher identifizieren, weshalb sie insbesondere aufgrund ihrer teils viele Jahrhunderte zurückreichende Tradition als Aufenthaltsorte von Adel und Aristokratie auch als Proto- oder Übergangsformen zum bürgerlich geprägten Tourismus der (Hoch-)Moderne gesehen werden können.<sup>9</sup> In der Tat erkannte man auch vor Ort die Potenziale eines wachsenden europäischen Reiseverkehrs früh: So investierten die jeweiligen Landesregierungen ebenso wie einzelne private Akteure bereits ab den

---

<sup>7</sup> Vgl. allgemeiner zu Praktiken und Performanz von Internationalität um 1900 Martin Geyer und Johannes Paulmann, „Introduction: The Mechanics of Internationalism“, in *The Mechanics of Internationalism*, hrsg. von Geyer und Paulmann, 1–25.

<sup>8</sup> Vgl. Hasso Spode, *Wie die Deutschen „Reiseweltmeister“ wurden: Eine Einführung in die Tourismusgeschichte* (Erfurt: Landeszentrale für Politische Bildung Thüringen, 2003), 37–104; Rüdiger Hachtmann, *Tourismus-Geschichte* (Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht, 2007), 48–116.

<sup>9</sup> Vgl. Hachtmann, *Tourismus-Geschichte*, 76–81.

1810er Jahren in erste touristische Infrastrukturen wie Kur- und Konversationshäuser, Trinkbrunnen und Hotels.<sup>10</sup>

Um die Jahrhundertmitte hatten sich Wiesbaden und Baden-Baden in frühe Zentren eines zu jener Zeit immer noch hauptsächlich aristokratisch-großbürgерlich geprägten Luxustourismus gewandelt. Hierbei profitierten beide Städte von einem wichtigen Alleinstellungsmerkmal sowohl im innerdeutschen als auch im europäischen Vergleich: dem Glücksspiel, welches in den meisten benachbarten Ländern wie Frankreich oder Preußen verboten war.<sup>11</sup> Mit dem Betrieb des Glücksspiels in den Kur- und Konversationshäusern boten die Kurstädte nicht nur einen wichtigen Anziehungspunkt für potenzielle Besucher aus aller Welt, es stellte auch eine lukrative Einnahmequelle für die jeweiligen Landesregierungen dar, die ihr Glücksspielmonopol in den Kurstädten für hohe Konzessionssummen an auswärtige – zumeist französische – Spielbankbetreiber verpachteten. Wenig überraschend waren es dann auch die Spielbankbetreiber, die in den folgenden Jahrzehnten für entscheidende Impulse hinter frühen touristischen Entwicklungen sorgten – zumal ihre Konzessionen oftmals an Verpflichtungen zu Investitionen in die Kureinrichtungen und Sanierungs- oder Verschönerungsprojekte gebunden waren.

Insbesondere aufgrund des Glücksspiels als Anziehungspunkt europäischer Vergnügungssuchender umgab die beiden Kurstädte bereits früh der Nimbus der Internationalität, welche sich Mitte des 19. Jahrhunderts gleichermaßen im touristischen Alltag und in den symbolischen Aufladungen der Städte durch Werbung und Reklame spiegelte. So lag der Prozentsatz ausländischer Gäste in den 1860er Jahren beispielsweise in Baden-Baden bei fast 60 Prozent, in Wiesbaden immerhin bei rund 40 Prozent.<sup>12</sup> Dementsprechend international gestalteten sich auch die touristischen Angebote: Das Unterhaltungsprogramm in den Kurhäusern bot regelmäßige Auftritte von internationalen Stars wie Niccolò Paganini, Franz Liszt oder Hector Berlioz; in den Flaniermeilen und Einkaufsstraßen ließen sich Luxusartikel wie Pralinen, Juwelen und Parfüms ebenso wie er-

**10** Zu den touristischen und stadtgeschichtlichen Entwicklungen Wiesbadens und Baden-Badens vgl. auch Burkhard Fuhs, *Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft: Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700–1900* (Hildesheim, Zürich und New York: Georg Olms Verlag, 1992), 137–225; Monika Steinhauser, „Das europäische Modebad des 19. Jahrhunderts: Baden-Baden, eine Residenz des Glücks“, in *Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert: Stadtplanung und Baugestaltung im industriellen Zeitalter*, hrsg. von Ludwig Grote (München: Prestel Verlag, 1974), 95–128.

**11** Zur überragenden Bedeutung des Glücksspiels als Katalysator touristischer Entwicklungen vgl. Cornelius Torp, „Von Bad Homburg nach Macau: Ursprung und Entwicklung der Casinostadt“, *Historische Zeitschrift* 308 (2019): 675–710.

**12** Vgl. Fuhs, *Mondäne Orte*, 373.

lesene Weine und Liköre aus aller Welt mühelos finden und erwerben.<sup>13</sup> Mit frühen Formen von Werbung und Stadtmarketing unterfütterten beide Städte ihren Ruf als Zentren internationaler Eliten noch zusätzlich. Hierbei tat sich insbesondere der Baden-Badener Spielbankpächter Eduard Bénazet hervor, der regelmäßige Aufenthalte auswärtiger Journalisten sowie die Herausgabe französischsprachiger Wochenzeitschriften vor Ort organisierte.<sup>14</sup> Auch finanzierte er die Publikation des äußerst populären Buchs *L'Été à Bade* (1845) des französischen Schriftstellers Eugène Guinot, welches Baden-Baden mit prächtigen Zeichnungen und blumigen Darstellungen als „rendez-vous de l'Europe“ und Versammlung „de toutes les classes élevées et intelligentes“ anpries.<sup>15</sup>

War die Internationalität der beiden großen deutschen Kurstädte bis in die 1860er Jahre hinein sowohl mediale Inszenierung als auch gelebte Praxis, markierte die Reichsgründung 1871 eine klare Zäsur. Zum einen hatten die Deutschen Einigungskriege zu einem starken Rückgang internationaler Besucher – insbesondere freilich französischer Besucher – geführt; zum anderen verloren die Kurstädte mit der Ausweitung des preußischen Glücksspielverbots auf das gesamte Deutsche Reich auch ihr Alleinstellungsmerkmal. In die hieraus entstandene Lücke stieß insbesondere Monte-Carlo: ein Stadtteil Monacos, der in den 1860er Jahren nach klarem Vorbild der deutschen Kurstädte ganz bewusst auf dessen Spielbank und damit verbundene touristische Angebote ausgerichtet wurde. Sogar personell orientierte man sich am deutschen Vorbild: Von 1863 an übernahm der Franzose François Blanc, welcher zuvor die Spielbank in Bad Homburg geführt hatte, die Leitung des örtlichen Casinos und entwickelte Monaco in den folgenden Jahrzehnten in den führenden Spiel- und Vergnügungs-ort europäischer Eliten.<sup>16</sup>

Trotz des Wegfalls des Glücksspiels und der neu entstandenen Konkurrenz hatte der Reiseverkehr für Wiesbaden und Baden-Baden bereits eine so entscheidende wirtschaftliche Bedeutung erlangt, dass an dessen vollständigen Wegfall nicht zu denken war – zumal die einseitige Ausrichtung der Städte auf den Tourismus bisher auch die Ansiedlung größerer Industrien verhindert hatte. Dementsprechend versuchten beide Städte in den 1870er Jahren, ihre jeweili-

---

<sup>13</sup> Für ein blumiges Panorama des gesellschaftlichen Lebens in den Kurstädten Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. Large, *The Grand Spas*, 51–179.

<sup>14</sup> Vgl. Steinhauser, *Modebad*, 104–105; Heike Kronenwett, „Baden-Baden – Vom römischen Kurort zur Sommerfrische Europas“, in *Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts*, hrsg. von Volkmar Eidloth (Stuttgart: Theiss 2012), 48.

<sup>15</sup> Eugène Guinot, *L'Été à Bade* (Paris: Gallica 1845 [1857]), 1.

<sup>16</sup> Vgl. Paul Franke, „„Nobody Came to Monte Carlo To Be Bored“: The Scripting of the Monte Carlo Pleasurescape 1880–1940“, *Journal of Urban History* 48/6 (2022): 1247–1260.

gen touristischen Räume zu erhalten und zu erneuern. Hierbei konzentrierte man sich zunächst auf die Sanierung der Kur- und Freizeitmöglichkeiten, freilich ohne hierbei den idyllisch-ländlichen Charakter der Stadtbilder zu gefährden.<sup>17</sup> Auch die unmittelbare Umgebung wurde nun zunehmend touristisch erschlossen, so beispielsweise mit der Errichtung einer Zahnradbahn für bequeme Ausflüge auf den Wiesbadener Neroberg. Schließlich inszenierte man sich auch in Werbung und Stadtmarketing weiterhin als Tourismusstadt, gerade auch in Abgrenzung zu den anderen Groß- und Industriestädten des Kaiserreichs, wie ein Werbeprospekt Wiesbadens aus den 1890er Jahren deutlich macht: „Die Umstände, dass Wiesbaden keine Industriestadt ist, dass keine gewerblichen Anstalten daselbst bestehen, welche irgend einen schädlichen Einfluss auf die Gesundheit der Bewohner ausüben könnten [...], wirkt nicht zum geringsten Theile mit, dass Wiesbaden als einer der besuchtesten Aufenthaltsorte des Continents immer mehr und allgemeiner bekannt wurde.“<sup>18</sup>

Ab circa 1900 lässt sich ein weiterer Schritt in der Entwicklung der Kurstädte erkennen, da diese trotz umfangreicher Bemühungen zumindest nach eigenem Selbstverständnis nicht an die goldenen Glücksspieljahre hatten anknüpfen können. Zwar hatten sich die Besucherzahlen in absoluter Summe stabilisiert, doch bedauerte man den Rückgang der früher so dominanten Gruppe internationaler Luxus-Touristen. Schließlich galten diese als besonders kaufkräftig: So hatte die Baden-Badener Handelskammer in den 1890er Jahren errechnet, dass die nun circa 25 Prozent ausländischen Besucher ebenso viel Einnahmen brachten wie die restlichen drei Viertel der inländischen Kurgäste.<sup>19</sup> Und auch in Wiesbaden beschwerte sich ein ortsansässiger Arzt beim Magistrat, dass die „Qualität der Kurgäste“ stark abgenommen hätte und diese „nicht so kaufkräftig [...] wie früher“ wären – wofür er nicht nur das in seinen Augen mangelhafte touristische Angebot vor Ort, sondern auch fehlende Investitionen der Stadt in internationale Werbung und Reklame verantwortlich machte.<sup>20</sup>

Aus dieser Unzufriedenheit erwuchs in den 1900er Jahren das Ziel beider Kurstädte, sich in einem zunehmend ausdifferenzierten Tourismus-Markt noch klarer als exklusive Luxus-Destinationen für eine vermögende internationale Elite zu positionieren. Dies geschah zum einen durch einen erneuten Investitionschub in Kuranlagen, Unterhaltungsangebote und Infrastrukturen, wobei

---

<sup>17</sup> Vgl. hierzu erneut Häußler, *Entwicklung deutscher Kurstädte*, 135–139.

<sup>18</sup> Wiesbaden. *Nachweis über Cur-Orts-Verhältnisse* (Broschüre, c. 1895), Stadtarchiv Wiesbaden [StaW] WI/2-1889.

<sup>19</sup> Vgl. Rolf Gustav Haebler, *Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden* (Baden-Baden: Schmidt, 1969), 134.

<sup>20</sup> Katzenstein an Magistrat, 10. September 1909, StaW WI/2-1616.

sich insbesondere Wiesbaden mit dem Bau eines komplett neuen Kurhauses für sechs Millionen Mark hervortat, von welchem sich die örtliche Handelskammer einen „glänzenden Aufschwunge“ der Stadt erhoffte.<sup>21</sup> Zum anderen setzte man auf eine starke Ausweitung und Professionalisierung von Werbeaktivitäten. Hierfür zeigten sich in beiden Städten zusätzlich zu den Stadt- und Kurverwaltungen auch sogenannte „Verkehrsbüros“ verantwortlich, die ihre hauptsächliche Aufgabe in Reklame und Marketing sahen. Ihr Selbstverständnis überstieg daher das von reinen Auskunfts- und Informationsstellen, wie das Wiesbadener Verkehrsbüro auch der örtlichen Handelskammer erklärte: Hinter dem unauffälligen Namen der Institution verborge sich eine „sich weitverzweigende Organisation für Reklame und Hebung des Fremdenverkehrs“ mit der Absicht einer „zielbewussten, sachverständigen Propagandaarbeit“ für die Stadt und ihre Kurangebote.<sup>22</sup>

Aus diesen Werbeaktivitäten der Kurstädte lässt sich deutlich erkennen, welche Art von Besuchern man um 1900 anlocken wollte – und daher auch, für welche Zielgruppe der jeweilige touristische Raum konstruiert wurde. Besonders starken Fokus legten beide Städte hierbei auf amerikanische Touristen, deren Präsenz in Europa im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts rapide zugenommen hatte und von welchen man sich besonders lukrative Einnahmen versprach – so hatte unter anderem auch der Dachverband Bund Deutscher Verkehrsvereine (BDV) im Dezember 1910 seine Mitglieder zur stärkeren „Förderung der deutschen Verkehrsinteressen in Amerika“ aufgerufen.<sup>23</sup> Hierfür schloss beispielsweise das Baden-Badener Verkehrsbüro 1909 einen Exklusivvertrag mit der „Weltfirma Reuters“ für „zügige Propaganda“ in Großbritannien und den Vereinigten Staaten ab;<sup>24</sup> Wiesbaden beauftragte zu selbigem Zwecke im Frühjahr 1911 die Londoner Filiale der amerikanischen „*Dorland Agency*“ zum Preis von ungefähr 1500 Mark.<sup>25</sup> Zusätzlich zu diesem neuen Marktsegment setzte insbesondere Baden-Baden auch weiterhin auf die Gewinnung französischer Besucher, wobei man erneut klare Vorstellungen bezüglich des anvisierten Zielpublikums hatte. So diskutierte man beispielsweise im November 1908 durchaus kontrovers, ob die Stadt künftig wie bisher in der Zeitschrift *Gaulois* oder in der *Temps* inserieren sollte: Während die *Gaulois* ein „so auserlesen

<sup>21</sup> Handelskammer-Bericht 1906, StaW WI/2-1616.

<sup>22</sup> Bericht für die Handelskammer, Februar 1913, StaW WI/2-1616.

<sup>23</sup> Zur Förderung der deutschen Verkehrsinteressen in Amerika, Dezember 1910, StaW WI2/1903.

<sup>24</sup> Propagandavorschläge für das Jahr 1909, November 1908, Stadtarchiv Baden-Baden [StaB] C-20-13-16.

<sup>25</sup> Vgl. Allen (Dorland Agency) an Kurdirektor Ebmeyer, 27. Januar 1911, StaW WI/2-1904.

[es]“ Publikum hätte, „dass wir nur wenig davon zu sehen bekommen, Leute, die ihre Schlösser besitzen und es meistenteils meiden, sich mit dem Publikum zu mischen“, würde die *Temps* demgegenüber „in Regierungs- und diplomatischen Kreisen nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande gelesen“.<sup>26</sup> Letztendlich wurde salomonisch beschlossen, einen Betrag von 2 000 Mark zwischen den beiden Zeitungen gleichmäßig aufzuteilen.

Zusammengefasst lassen sich in beiden Städten für den Zeitraum des (langen) 19. Jahrhunderts die bewusst herbeigeführte Entwicklung touristischer Räume erkennen, welche mit Exklusivität und Internationalität vor allem eine vermögende transnationale Elite aus frühen Luxus-Urlaubern ansprechen wollten. Allerdings wandelte sich hierbei das Verhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit durchaus: War die mondäne Luxuswelt gegen Mitte des 19. Jahrhunderts in beiden Städten noch gelebter touristischer Alltag gewesen, standen dem Bestreben, weiterhin als bevorzugte Ziele des europäischen Luxus-Tourismus zu gelten, um 1900 sowohl neue Konkurrenten wie Monte Carlo als auch ein zunehmend inländisch-bürgerliches Reisepublikum vor Ort entgegen. Im Folgenden soll nun untersucht werden, mit welchen Strategien die beiden Kurstädte trotz dieser Herausforderungen ihren internationalen Nimbus zu bewahren versuchten, und welche zeitlichen und räumlichen Selbstverortungen diesen Versuchen zugrunde lagen.

## **Zeitliche und räumliche (Neu-)Verortungen der Kurstädte als Begegnungsräume des internationalen Tourismus um 1900**

Bei der realen wie medialen (Re-)Konstruktion der Kurstädte als internationale Begegnungsräume um 1900 galt es zunächst, diese auf zeitlichen wie räumlichen Achsen zu verorten. Sowohl in Wiesbaden als auch in Baden-Baden fällt hierbei bereits auf den ersten Blick der wiederholte Rückgriff auf eine vermeintlich jahrtausendealte Tradition beider Städte als Kur- und Heilbäder der Antike auf, welche man nun zur Legitimation der Städte als touristische Ziele der Neuzeit aufgriff. So beschreibt ein vom Baden-Badener Verkehrsbüro 1913 herausgegebener Stadtführer auf der ersten Seite eine „reizende Bäderstadt, deren Ruf

---

**26** Propagandavorschläge für das Jahr 1909, November 1908, StaB C-20-13-16.

als Heilbad nicht weniger wie 1800 Jahre zurückreicht“.<sup>27</sup> Ganz ähnlich postuliert das Wiesbadener *Kurprospekt 1907* gleich zu Beginn: „Soweit die Geschichte zurückreicht, ist mit dem Namen Wiesbaden auch die Bewunderung und der Ruf seiner heissen [sic] Quellen verbunden, deren mannigfache Anwendung zur Linderung und Heilung körperlicher Leiden schon zur Zeit der Römerherrschaft bekannt war und sich durch Jahrtausende bis auf den heutigen Tag stets glänzend bewährt hat.“<sup>28</sup> Auch in den Stadtbildern wurden Überbleibsel der Antike nun als touristische Attraktionen inszeniert, beispielsweise Überreste der sogenannten „Heidentum“ am Wiesbadener Schulberg oder die Römischen Bäderanlagen unter dem Baden-Badener Römerplatz; das Wiesbadener *Kurprospekt* zeigt sogar eine Fotografie Kaiser Wilhelms II. bei der Besichtigung „römischer Funde durch das Kaiserpaar“.<sup>29</sup>

Solch rhetorische Rückgriffe auf die Jahrtausende zurückreichenden Traditionen der Kurstädte waren nicht nur Ausdruck des generelleren Historismus des 19. Jahrhunderts; sie sollten auch dazu dienen, Erinnerungen an die jüngere Vergangenheit der frivolen Welt des Glücksspiels zu verdrängen. Dies war nach dessen Verbot nicht nur eine politische Notwendigkeit, sondern spiegelte auch das Selbstverständnis vieler Stadtbürger, welche dem Glücksspiel trotz dessen hoher finanzieller Erträge oftmals skeptisch gegenübergestanden hatten. Im offiziellen Stadtführer des Baden-Badener Verkehrsbüros von 1913 findet die Glücksspielzeit keinerlei explizite Erwähnung; vielmehr wird die Entwicklung der Stadt in eine lange Linie von „[d]er alten ,Aurelia aquensis“ über den Dreißigjährigen Krieg bis hin zum „internationalen Weltbad“ des 19. Jahrhunderts gestellt, welche vor allem den „heilwirkende[n] Gesundbrunnen der Thermalquellen“ und der „unvergleichliche[n] Natur, in die die Perle der deutschen Bäder gebettet ist“, zu verdanken sei.<sup>30</sup> Auch das Wiesbadener *Kurprospekt* schildert auf mehreren Seiten das vermeintliche Kurleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert, streift aber die – letztendlich entscheidende – Rolle des Glücksspiels mit nur einem einzigen Satz: „Mit dem Beginn des Jahres 1873 gingen die Kurtablissements vom Fiskus an die Stadtgemeinde über, das Hazardspiel im Kurhaus hörte auf“.<sup>31</sup> Die Glücksspielzeit wurde somit von beiden Städten als lediglich temporärer Einschnitt einer weit längeren Kurtradition verklärt: „Das Sa-

---

<sup>27</sup> Städtisches Verkehrsbüro Baden-Baden (Hrsg.), *Baden-Baden. Schwarzwald. Kleiner Führer* (Baden-Baden: Ernst Kölblin Hofbuchdruckerei, 1913), 3.

<sup>28</sup> Städtische Kurverwaltung (Hrsg.), *Kurprospekt Wiesbaden* (Wiesbaden: Gebrüder Petmeczy, Königl. Hofl. und Kunstdruckerei, 1907), 7.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Verkehrsbüro Baden-Baden, *Kleiner Führer*, 3–4.

<sup>31</sup> Städtische Kurverwaltung, *Kurprospekt Wiesbaden*, 14.

menkorn, welches vor Jahrtausenden gelegt worden, ist aufgegangen und trägt reiche Früchte, aus dem bescheidenen Römerbad ist die Weltkurstadt emporgewachsen.“<sup>32</sup>

Im Begriff „Weltkurstadt“ offenbarte sich gleichzeitig der Selbstanspruch der Kurstädte, trotz ihrer beschaulichen Größe internationalen Luxus und Komfort im Stil anderer europäischer Großstädte zu bieten – ein Anspruch, der zumindest während der Glücksspieljahre auch eingelöst worden war. Dementsprechend galt es für die Kurstädte, trotz der nun klaren Distanzierung vom Glücksspiel, weiterhin ihr in diesem Zeitraum begründetes Image als weltoffene, luxuriöse Badeorte zu erhalten – was in teils waghalsigen rhetorischen Spagaten resultierte. So distanzierte sich ein Stadtführer Baden-Badens im Jahr 1900 zwar einerseits vom Glücksspiel, betonte aber andererseits fast im selben Atemzug die vermeintlich weiterhin bestehende Exklusivität der Stadt:

Glücklicherweise ist Baden seit einer Reihe von Jahren seiner eigentlichen Bestimmung als Kurstadt wieder zurückgegeben worden, als es im Begriffe stand, ein Vergnügungs- und Luxusbad zu werden, obwohl es auch in dieser Richtung den verwöhntesten Ansprüchen Rechnung zu tragen im Stande ist, da sich alle geschaffenen Einrichtungen und Veranstaltungen den Fremden anpassen und die herrliche Bade- und Kurstadt sich zu einem Muster einer Fremdenstadt (Vergnügungs- und Kurort zugleich) umgebildet hat. [...] Nach Aufhebung der Spielbank hat Stadt und Staat sich bemüht, die Umwandlung des Luxusbades in eine Heil- und Kurstadt unter Beibehaltung der früheren Eleganz zu bewerkstelligen und die Krisis, welche Baden bedrohte, abzuwenden.<sup>33</sup>

In einem Werbeartikel für eine touristische Zeitschrift wenige Jahre später verglich sich Baden-Baden gar mit den großen europäischen Metropolen jener Zeit: Die „Franzosenzeit“ des Glücksspiels sei nach 1870 „einer weltumfassenden Internationalität“ gewichen; unter den „Baumriesen der Lichtentaler Allee“ bewege sich „heute noch ein Korso, wie wir ihn nur noch in Wien im Prater oder im Hydepark in London sehen“.<sup>34</sup>

Um diesem Selbstanspruch – sowie den vermuteten Ansprüchen des erwünschten Publikums – auch auf Angebotsseite entsprechen zu können, inszenierten sich beide Kurstädte trotz ihrer provinziellen Beschaulichkeit als moderne Großstädte mit den neuesten technologischen Errungenschaften und höchsten internationalen Standards im Komfort. Sinnbildlich hierfür standen zunächst die neuen Bäder, welche nach Ende des Glücksspiels mit erheblichen

<sup>32</sup> Ebd., 17.

<sup>33</sup> *Führer durch Baden-Baden. Kurze Beschreibung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten. Mit 12 Ansichts-Postkarten in Lichtdruck* (Hanau: Fr. König's Hofbuchhandlung, 1900), 5, 9–10, StaB E2-0200-74.

<sup>34</sup> Hans Münch, „Baden-Baden“, *Deutschland* 9 (1910): 17–18.

Investitionen von staatlicher Seite errichtet wurden. So warb das für zwei Millionen Mark erbaute Baden-Badener Friedrichsbad offensiv mit seinen Einrichtungen und Errungenschaften: Nebst speziellen Wannen-, Kalt-, Well- und Dampfbädern bot man unter anderem ein komplett aus Marmor errichtetes Schwimmbecken sowie Kohlensäure- und Fangobäder, in welchen Anwendungen mit erhitztem vulkanischen Schlamm aus den italienischen Thermen von Battaglia durchgeführt wurden.<sup>35</sup> Im Privatsektor fällt zudem der Bau bzw. die Modernisierung von Luxushotels ins Auge, wobei man sich ab 1900 zunehmend auch an den Hotel-Standards der Vereinigten Staaten orientierte.<sup>36</sup> So enthielt der 1907 in Wiesbaden eröffnete Nassauer Hof en suite Badezimmer, diverse Restaurants und eine eigene Therme; in Baden-Baden bot das von Camille Brenner für 1,5 Millionen Mark sanierte Hotel Stephanie gar ein eigenes Elektrizitätswerk.<sup>37</sup> Und auch städtische Infrastrukturen jenseits des direkten Tourismusbetriebs wurden getreu des Zeitgeists öffentlichkeitswirksam als Insignien von Modernität und Fortschritt beworben.<sup>38</sup> „*Even the Town Sewer Beautiful*“, proklamierte ein von der „Dorland Agency“ in Auftrag gegebener Werbeartikel für Wiesbaden im *Baltimore American* im Mai 1911: „*Wiesbaden's beauties are not all above ground. It is even interesting below, for the town sewer is a sight worth seeing to everybody, and this ideal drainage system makes it one of the healthiest towns in Germany.*“<sup>39</sup>

Abgesehen von den historischen Verortungen der Kurstädte auf medial geprägten „*mental maps*“ war der moderne Tourismus natürlich auch von tatsächlichen Karten geprägt, die Reiserouten vorgaben und Touristenströme strukturierten. Dementsprechend essenziell war es für die Kurstädte um 1900, über exzellente Anbindungen an das europäische Schienennetz zu verfügen. Besonders wichtig waren hierbei Direktverbindungen in die größeren Städte des In- und Auslandes, um potenziellen Besuchern lästiges Umsteigen zu ersparen. Seit 1904 profitierte Wiesbaden hierbei von der Errichtung der sogenannten „Kaiserbrücke“ nach Mainz, welche den Reisenden künftig zumindest laut *Kurprospekt* die früher „fast täglich vorgekommenen Fehlleitungen“ und „längere[n] Aufenthalte [...] fast unmittelbar vor den Toren der Stadt Wiesbaden“ ersparen sollte.

---

<sup>35</sup> Vgl. *Führer durch Baden-Baden*, 20–22, StaB E2-0200-74.

<sup>36</sup> Vgl. grundlegend Habbo Knoch, *Grandhotels: Luxusräume und Gesellschaftswandel in New York, London und Berlin um 1900* (Göttingen: Wallstein-Verlag, 2016).

<sup>37</sup> Vgl. Haebler, *Baden-Baden*, 141; Maria Wenzel, *Palasthotels in Deutschland: Untersuchungen zu einer Bauaufgabe im 19. und frühen 20. Jahrhundert* (Hildesheim, Zürich und New York: Olms 1991), 116–124.

<sup>38</sup> Vgl. Dirk van Laak, *Alles im Fluss: Die Lebensadern unserer Gesellschaft – Geschichte und Zukunft der Infrastruktur* (Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2018), 56–68, 184–193.

<sup>39</sup> Herbert Elton, „*Beautiful Wiesbaden*“, *Baltimore American*, 3. Mai 1911.

Nun liege Wiesbaden „unmittelbar an den Linien des großen Weltverkehrs“, es sei gar „im gewissen Sinne einer ihrer Zentralpunkte geworden, der von allen Richtungen her direkte Züge aufnimmt und ebenso nach dorthin wieder entsendet. [...]“ Entsprechend seiner Bedeutung als Weltkurort allerersten Ranges steht jetzt Wiesbaden zu jeder Jahreszeit in direkter Eisenbahnverbindung mit fast allen Großstädten Europas.<sup>40</sup> In der Tat wies Wiesbaden in den 1900er Jahren nebst Verbindungen in alle größeren deutschen Städte auch durchgehende Wagen unter anderem nach Amsterdam, Antwerpen, Basel, Brüssel, Calais, Haag, Ostende, Rotterdam und Wien auf – ebenso wie „eine neue Schnellzugverbindung von London und Holland [...], wodurch Wiesbaden von London aus schon in 17 ½ Stunden erreicht werden kann.“<sup>41</sup> Auch Baden-Baden warb im offiziellen Stadtführer mit einer Vielzahl internationaler Direktverbindungen, unter anderem nach Amsterdam (12 Stunden Fahrzeit), Brüssel (9 ½ Stunden), Paris (9 ¼ Stunden), Rom (16 Stunden), Zürich (4 ¾ Stunden) und London – und auch hier dauerte die schnellste Verbindung in die britische Hauptstadt nur 17 ¾ Stunden (mit dem Orient-Express über Straßburg, Paris und Calais).<sup>42</sup>

Gleichwohl lässt sich gerade in den verkehrsplanerischen Aktivitäten der Kurstädte eine gewisse Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit feststellen. Hinter den Kulissen blumiger Werbeschriften zeigte man sich oftmals enttäuscht von der Kooperation mit den Eisenbahngesellschaften und bemühte sich, für bessere Anbindungen und andere Verbesserungen zu sorgen. Besonders aktiv zeigte sich hierbei das Baden-Badener Kurkomitee, welches die halbjährlich veröffentlichten Fahrpläne regelmäßig nach weiteren möglichen Erleichterungen für seine Kurgäste durchsah. Erneut galt dies insbesondere für internationale Verbindungen: So wünschte man sich aufgrund der angeblich hohen Besucherzahlen aus Oberitalien wiederholt einen durchgehenden Wagen nach Lugano-Mailand.<sup>43</sup> Ebenso hoffte man, Baden-Baden an den prestigeträchtigen Riviera-Express der „Compagnie Internationale des Wagons-Lits“ anzuschließen, der ausschließlich in erster Klasse betrieben wurde und als Inbegriff der europäischen Luxusreise galt: „[E]in alter Wunsch Badens ist es, dass dieser Zug unseren Kurort berühren sollte. Wenngleich der Zug gegenwärtig über elässisches Gebiet geht, so wäre es doch vielleicht möglich, dass ein Wagen über Karlsruhe-Oos läuft“.<sup>44</sup> Ebenso regelmäßig wurden die Wünsche des Kurkomitees jedoch von der Badischen Staatseisenbahn abgeschmettert, die hinter den

---

<sup>40</sup> Städtische Kurverwaltung, *Kurprospekt Wiesbaden*, 30–31.

<sup>41</sup> Ebd., 31.

<sup>42</sup> Vgl. Verkehrsbüro Baden-Baden, *Kleiner Führer*, 41.

<sup>43</sup> Vgl. Sommerfahrplan, 9. März 1912, StaB C20-11-1.

<sup>44</sup> Anträge zum Sommerfahrplan 1913, 2. November 1912, StaB C-20-11-1.

Forderungen des Kurkomitees eher Wunschdenken als tatsächlichen Bedarf vermutete: So hätte laut Badischer Staatseisenbahn beispielsweise der Antrag auf einen durchlaufenden Wagen nach Mailand bei den Schweizer und Italienischen Bahnverwaltungen „nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung“, da sich der Verkehr auf der Strecke lediglich „auf eine verhältnismäßig kurze Zeit im Frühjahr und Herbst“ beschränken würde und ein durchlaufender Wagen ansonsten „eine nutzlose Belastung der Züge“ zur Folge hätte.<sup>45</sup>

Schließlich wurden in den Kurstädten auch die Bahnhöfe selbst als Knoten- und Empfangspunkte des europäischen Luxustourismus inszeniert. In Wiesbaden galt dies vor allem für den Bau des neuen Hauptbahnhofs 1906, der in Verbindung mit der jüngst eröffneten Kaiserbrücke für eine neue Ära in den Bahnverbindungen der Stadt sorgen sollte. Dementsprechend jubilierte man im Jahresbericht der Handelskammer, dass dessen Eröffnung von „größter Wichtigkeit“ für die „Prosperität“ der Stadt gewesen sei und sie „aus einer Sackgasse des Verkehrs unmittelbar an die große Straße des Weltverkehrs gegliedert und ihr direkte Bahnverbindungen mit allen Centren des europäischen Eisenbahnnetzes verschafft“ habe.<sup>46</sup> Baden-Baden litt hingegen auch in den 1910er Jahren noch an der geographischen, schwer zu erreichenden Lage des Stadtzentrums im Tal der Oos, weshalb Schnell- und Direktzüge lediglich am Bahnhof Oos hielten, wovon dann eine Lokalbahn ins Baden-Badener Zentrum führte. Dies resultierte insbesondere bei Verspätungen oftmals in Ärgernissen, wie das Verkehrsbüro monierte: „Die Passagiere mussten manchmal bis zu 32 Minuten warten, bis sie von einem Lokalzug nach Baden-Baden gebracht wurden. Es versteht sich von selbst, dass der Passagier, der eine vielstündige Reise hinter sich hat, missmutig wird, wenn er 7 Minuten vor seinem Endziel auf einer uninteressanten Station eine lange Wartezeit hat.“<sup>47</sup> In der Tat ging es bei den Eingaben des Verkehrsbüros auch ansonsten oftmals nicht um reine Erreichbarkeit, sondern vielmehr um den Komfort der Reisenden. So wünschte man im November 1912 für die Strecke nach London beispielsweise einen direkten Wagen nach Ostende, da die Baden-Badener Gäste sonst von einem nur achtminütigen Umstieg in Châlon abhängig wären:

[D]a der Zug nach Boulogne bei Verspätung des Strassburger Zuges nicht wartet, so laufen die Passagiere in Gefahr, in Châlon sitzen zu müssen. Es sollte deshalb darauf hingewirkt

<sup>45</sup> Badische Staatseisenbahn an Kurkomite [sic], 19. März 1912, StaB C20-11-1.

<sup>46</sup> Handelskammer-Bericht 1906, StaW WI/2-1616.

<sup>47</sup> Eisenbahnwünsche Baden-Badens für das Jahr 1914, 17. Oktober 1913, StaB C-20-11-1. Heutzutage fungiert Oos als Baden-Badener Hauptbahnhof und der ehemalige Bahnhof im Stadtzentrum sowie die Stichbahn von Oos wurden stillgelegt; der Verkehr ins Stadtzentrum wird nun von Bussen übernommen.

werden, dass der Anschluss in Châlon unter allen Umständen abgewartet wird und falls sich eine direkte Verbindung nach Ostende nicht einrichten lässt, ein durchgehender Waggon Baden-Baden-Boulogne sur Mer [sic] wenigstens in den Hauptsommermonaten eingelegt [werde].<sup>48</sup>

Schließlich wurde auch im Verkehrsbereich deutlich, wie stark es den Kurstädten nicht nur um die reine Erreichbarkeit, sondern vor allem auch um die Ermöglichung von Luxus und sozialer Distinktion für eine kleine Elite vermögender Touristen ging. Dies zeigte sich nicht zuletzt in der Utilisierung neuer Verkehrsmittel für Vergnügen und Unterhaltung. So organisierte das Baden-Badener Kurkomitee beispielsweise ab 1908 regelmäßige Automobilausflüge in den Schwarzwald und das Elsass;<sup>49</sup> einige Jahre später rühmte man sich damit, dass sich die „Automobilexkurse“ solcher Beliebtheit erfreuten, dass sie nun von anderen Kurstädten wie Wiesbaden nachgeahmt würden.<sup>50</sup> Zur Eröffnung des Wiesbadener Kurhauses reiste sogar der Kaiser im Automobil an, wobei die Ankunft nicht alle Passanten beeindruckte, wie das *Wiesbadener Tagblatt* berichtete: Der Kaiser „saß mit einem Adjutanten im geschlossenen Automobil in Infanterie-Uniform mit Helm und Mantel, mehrere Herren des Gefolges dicht dahinter in einem offenen Auto. Die letzteren waren über und über, fast bis zur Unkenntlichkeit mit Staub bedeckt.“<sup>51</sup> Das prestigeträchtigste Verkehrsmittel war jedoch fraglos der Zeppelin, welcher technologische Innovationen mit Luxus und Exklusivität vereinte: Ab 1910 konnten Kurgäste von Baden-Baden aus – welche als erste deutsche Stadt überhaupt kommerzielle Passagierflüge anbot – Rundflüge von etwa anderthalb- bis zweistündiger Dauer über den Schwarzwald oder das Elsass unternehmen. Ab 1911 wurden zusätzlich Flüge zu den weiter entfernten Zielen Frankfurt am Main, Düsseldorf und Berlin durchgeführt.<sup>52</sup> Für ein exklusives Ambiente sorgten nebst dem stattlichen Fahrpreis von 200 Mark und einer komplett in Mahagoni-Holz verkleideten Passagierkabine auch der umfassende Service an Bord: Während des Flugs konnten Reisende erlesene Mosel- und Rheinweine sowie Gänseleber-Pastete, Kaviar und Hummer konsumieren.<sup>53</sup>

---

**48** Anträge zum Sommerfahrplan 1913, 2. November 1912, StaB C-20-11-1.

**49** Vgl. Bericht des Städtischen Kurkomites [sic], Dezember 1908, StaB C20-17-159.

**50** Bericht des Städtischen Kurkomites [sic], Dezember 1911, StaB C20-17-159.

**51** O. V., „Wiesbadener Kaisertage“, *Wiesbadener Tageblatt*, 10. Mai 1907.

**52** Vgl. Berichte des Städtischen Kurkomites [sic], Dezember 1910 und Dezember 1911, StaB C20-17-159.

**53** Vgl. Passagierfahrten mit Zeppelin-Luftschiffen (Flyer), 1911, StaB E2-211-006.

## Angebote und Grenzen des internationalen Raumes: Touristische Praktiken und (Nicht-)Begegnungen

Zwar blieb der Nimbus der mondänen „Weltkurstadt“ bis 1914 in den (Selbst-)Inszenierungen beider Kurstädte prägend, gleichwohl stellte er bei weitem nicht immer die tatsächlichen touristischen Dynamiken vor Ort dar. Das galt schon allein aus quantitativer Sicht, gerade auch verglichen mit den 1860er Jahren: So lag der Anteil internationaler Besucher in Wiesbaden um 1910 nunmehr bei lediglich 19 Prozent,<sup>54</sup> in Baden-Baden bei circa 25 Prozent.<sup>55</sup> Darin spiegelte sich nicht zuletzt die soziale Ausweitung des Tourismus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, welche nun auch breite Teile des Bürgertums erfasst hatte. So hatte sich innerhalb des Kaiserreichs die Zahl der sogenannten „Fremdenübernachtungen“ zwischen 1872 und 1913 verfünfacht; insgesamt wird die „Reiseintensität“ der Bevölkerung jener Zeit auf circa 10 Prozent geschätzt.<sup>56</sup> Die überwiegende Mehrheit hiervon verreiste inländisch: So lag selbst in der Metropole Berlin der Anteil ausländischer Besucher 1913 lediglich bei knapp 20 Prozent, in Freiburg im Breisgau bei 11 Prozent, und auch die in ihren Gästezahlen geradezu explodierenden Nord- und Ostseebäder waren mit weit über 90 Prozent innerdeutscher Besucher ganz überwiegend von nationalen Gästen geprägt.<sup>57</sup>

Vor diesem Hintergrund eines sich ausdifferenzierenden touristischen Markts versuchten die Kurstädte, sich als möglichst exklusive Destinationen für ein elitäres, kaufkräftiges Luxus-Segment zu positionieren – und somit zugleich einen Raum für soziale Abgrenzung und Distinktion zu vermarkten. Dies zeigte sich zunächst an den Kurhäusern, welche immer noch die zentralen Begegnungsorte der Besucher darstellten. Das Wiesbadener *Kurprospekt* beschrieb das neueröffnete Kurhaus 1907 beispielsweise in folgenden Worten: „Hier findet

<sup>54</sup> Rechnet man allerdings die Zahl der Tagesgäste und Passanten aus der näheren Umgebung heraus, erhöht sich der Anteil ausländischer Besucher unter den länger verweilenden Kurgästen auf 27–29 Prozent. Vgl. Ruth Pasewald, *Die Entwicklung des Badewesens der Stadt Wiesbaden von 1806–1914* (Diss., Universität Mainz, 1999), 287–295.

<sup>55</sup> Vgl. Statistik über die Fremden-Frequenz in Baden-Baden im Jahre 1912, StAB C20-11-1.

<sup>56</sup> Spode, *Reiseweltmeister*, 67–68.

<sup>57</sup> Vgl. Heinrich Silbergleit (Hrsg.), *Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin*, 33. Jg., enthaltend die Statistik der Jahre 1912 bis 1914 sowie Teile von 1915 (Berlin: P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., 1916), 220; Der Fremdenverkehr in Freiburg i. Br. während 1912, Stadtarchiv Freiburg, C3-285-2; Wiebke Kolbe, „Deutsche Ostseebäder um 1900: Bäderregionen von Nord-schleswig bis zur Kurischen Nehrung im Vergleich“, in *Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Olga Kurilo (München: Meidenbauer, 2009), 8–19.

sich die große Welt zusammen, um sich im internationalen Sprachenaustausch über die Ereignisse des Tages zu unterhalten, sich an den Klängen der vortrefflichen Kurmusik zu erfreuen und den Chic und den Reichtum der zur Schau getragenen Toiletten zu bewundern.“<sup>58</sup> Auch in Baden-Baden galt das Kurhaus als „Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens“, wie ein Werbeartikel im Jahre 1910 verlauten ließ; „dort entfaltet sich jenes internationale farbenprächtige Treiben, das Baden-Baden seinen eigenen eleganten Charakter gibt“.<sup>59</sup>

Hierbei fungierten die Kurhäuser – und die um sie errichteten Kurviertel – zugleich auch als Orte sozialer Exklusion, zumal sie einen vom restlichen Stadtleben nahezu komplett abgetrennten touristischen Raum darstellten. So war das Baden-Badener Kurgelände bereits seit 1879 von einem „luxuriösen Eisenzaun“ abgegrenzt und durfte ohne den Besitz einer Eintritts- bzw. Kurkarte nicht betreten werden; um 1900 war das „Reiten und Fahren (auch mit Fahrrädern)“ im Kurgarten ebenso verboten wie das Tragen von „Holz, Spüllicht und andere[n] Traglasten irgendwelcher Art“.<sup>60</sup> In ähnlicher Weise war auch in Wiesbaden das Kurgelände in den 1870er Jahren umzäunt worden und der Zugang mit einer – anfangs noch nach Standes- bzw. Einkommensgrenzen gestaffelten – Kurtaxe geregelt.<sup>61</sup> Auch innerhalb der Kurviertel herrschten teils scharfe soziale Abgrenzungen vor, die sich beispielsweise in den unterschiedlichen Preisklassen von Hotels sowie Kleidungsstil und Konsumarten äußerten. Wenn die lokale Bevölkerung überhaupt Zugang zu den Kurvierteln erhielt, geschah dies zuallermeist im Rahmen von direkten Dienstleistungen. So war es in Wiesbaden für Einheimische sogar verboten, das Kurviertel lediglich zu durchqueren; dort arbeitende Dienstmädchen oder Laufburschen durften es nur uniformiert betreten.<sup>62</sup>

Darüber hinaus lässt sich in den jeweiligen Stadtbildern auch ein Kontrast zwischen den Inszenierungen eines internationalen, elitären Kurbetriebs und einem quantitativ weitaus stärker vertretenen national-bürgerlichen Reisepublikum erkennen. So fanden sich in beiden Städten einerseits eine große Vielzahl von dezidiert an internationale Besucher gerichteten Angeboten, wie sie für Städte dieser Größe ansonsten durchaus unüblich waren. Das sichtbarste Element waren hierbei religiöse Bauwerke unterschiedlicher Konfessionen, wie auch eine Werbebroschüre Wiesbadens betonte: „Entsprechend dem internationalen Charakter Wiesbadens ist auch die Zahl seiner den verschiedensten Reli-

---

<sup>58</sup> Städtische Kurverwaltung, *Kurprospekt Wiesbaden*, 16.

<sup>59</sup> Münch, *Baden-Baden*, 18.

<sup>60</sup> Bekanntmachung: Promenadeordnung [sic], 7. Juli 1899, StaB C20-7-1.

<sup>61</sup> Vgl. Fuhs, *Mondäne Orte*, 304–309.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., 324.

gionsrichtungen angehörenden kirchlichen Gebäude. Neben drei protestantischen und drei katholischen Gotteshäusern sind eine freireligiöse (deutschkatholische), englische und russisch-griechische Kirche, sowie zwei Synagogen etc. zu nennen.<sup>63</sup> Auch Baden-Baden bot neben diversen katholischen und evangelischen Kirchen eine Synagoge sowie griechische, russische und englische Gotteshäuser.<sup>64</sup> Ebenso bediente man im Sportangebot vor allem internationale Geschmäcker: Baden-Baden besaß beispielsweise einen Golf-, Tennis- und Krocket-Platz sowie im Winter in unmittelbarer Stadt Nähe eine Rodelbahn sowie ein Skigelände.<sup>65</sup> Andererseits zeigte sich jedoch auch im Stadtbild um 1900 eine zunehmende Präsenz bürgerlich-nationaler Elemente sowie monarchischer Symbole: in Wiesbaden fand sich neben den beinahe obligatorischen Bismarck- und Schillerdenkmälern auch ein Kaiser-Friedrich-Denkmal sowie ein lebensgroßes Standbild Kaiser Wilhelms I. aus Marmor.

Schließlich ging es auch im Unterhaltungsprogramm zumindest vordergründig darum, vor allem den Geschmack einer kleinen, exklusiven Elite zu bedienen. Hierfür wurden in beiden Städten routinemäßig Stars aus ganz Europa verpflichtet. So bot Wiesbaden 1910 neben zwei täglichen Konzerten des Kurorchesters zwölf „Elitekonzerte“ an, welche unter anderem „die vorbildlich gewordene Salome-Darstellerin Frau Aino Ackté aus Paris, Frau Charles Cahier, die bekannte Altistin aus Wien, de[n] spanische[n] Geigerkönig Manén, de[n] skandinavische[n] Bariton Forsell, de[n] russische[n] Klaviersvirtuos [sic] Gabrilowitsch, die Diva des hiesigen Königlichen Theaters Frau Leffler-Burckard“ präsentierten.<sup>66</sup> Auch in Baden-Baden setzte man auf Engagements internationaler Größen.<sup>67</sup> Im September 1909 trat gar Enrico Caruso in Baden-Baden auf, dessen enorm hohe Gage von 8 000 Mark die Kurdirektion schnell amortisieren konnte: „Trotz der hier ungewöhnlichen Eintrittspreise war der Konzertsaal, der noch einmal so gross [sic] hätte sein müssen, vollständig ausverkauft.“<sup>68</sup> Dennoch wurde Caruso im folgenden Jahr durch eine neuartige Technologie ersetzt, wie der Jahresbericht des Kurkomitees verlauten ließ: „In den Neuen Säle [sic] hatte [nun] ein vorzüglicher Grammophon-Apparat Aufstellung gefunden, der Caruso's phänomenale Stimme ertönen liess.“<sup>69</sup> Zusätzlich bot Baden-Baden seit 1872 mit den vom sogenannten „Internationalen Club“ organisierten alljähr-

---

<sup>63</sup> Wiesbaden. Nachweis über Cur-Orts-Verhältnisse, StaW WI/2-1889.

<sup>64</sup> Vgl. Verkehrsbüro, Kleiner Führer, 26.

<sup>65</sup> Vgl. Münch, Baden-Baden, 19.

<sup>66</sup> Handelskammer-Bericht 1910, StaW WI/2-1616.

<sup>67</sup> Vgl. Münch, Baden-Baden, 19.

<sup>68</sup> Bericht des Städtischen Kurkomites [sic], Dezember 1910, StaB C20-17-159.

<sup>69</sup> Bericht des Städtischen Kurkomites [sic] 1911, StaB C20-17-159.

lichen Iffezheimer Pferderennen ein weithin sichtbares Alleinstellungsmerkmal für die europäische Elite: Die astronomisch hohen Preisgelder von jährlich „etwa 615 000 Mark“ lockten laut offiziellem Stadtführer „nicht nur die ersten Sportleute der Welt, sondern vor allem auch die Geburts- und Geldaristokratie Europas und Amerikas“ nach Baden-Baden.<sup>70</sup> In der Tat fand sich jährlich ein äußerst erlesenes Publikum ein: Beim 25-jährigen Jubiläum 1883 bestand der Vorstand des „Internationalen Clubs“ unter anderem aus Fürst Carl Egon zu Fürstenberg, Prinz Herrmann zu Sachsen-Weimar und Fürst Hugo zu Hohenlohe-Oehringen; als Protector für England und Frankreich fungierte gar der Prinz von Wales und künftige britische König Edward VII.<sup>71</sup>

Trotz dieser öffentlichkeitswirksamen Aushängeschilder war das alltägliche touristische Unterhaltungsprogramm in beiden Kurstädten jedoch zunehmend national-bürgerlich konnotiert. Dies galt insbesondere für Wiesbaden, wo die jährliche Anwesenheit Kaiser Wilhelms II. zu den sogenannten „Maifestspielen“ (oder auch „Kaiserspielen“) im neu erbauten Theater als früher Saisonhöhpunkt stets offensiv inszeniert wurde. Zwar interpretierte ein offizielles Kurprospekt die „häufigen Besuche des deutschen Kaiserpaars“ als weiteren Ausdruck des „weltkurstädtische[n] Gepräge[s]“ der Stadt, doch dürften wohl vor allem inländische Besucher von der Präsenz des Monarchen angezogen worden zu sein.<sup>72</sup> Und auch das Germania-Nationaldenkmal auf dem Niederwald, für dessen für Wiesbaden äußerst günstig gelegenen Errichtungsort sich Kurdirektor Ferdinand Hey'l bereits in den 1870er Jahren eingesetzt hatte, wurde als touristische Attraktion instrumentalisiert. Hierfür organisierte die Kurdirektion regelmäßige Tagesausflüge, welche klar patriotisch konnotiert waren: So berichtete das offizielle Kurprospekt von einer meist „gehobene[n] Stimmung“, welche sich angesichts „Rüdesheims und der hochragenden Germania“ oftmals in eine „Begeisterung“ steigern würde und schließlich in der „gemeinschaftlich gesungenen „Wacht am Rhein“ ihren Ausdruck fände.<sup>73</sup> Schließlich wurde um 1900 in Wiesbaden auch das Kurleben selbst zur Attraktion für eine steigende Zahl an Passanten und Tagestouristen aus dem reich bevölkerten Umland, die auf den Straßen außerhalb des umzäunten Kurbereichs das dortige Publikum mit einer Mischung aus Faszination und Verwunderung beobachteten.<sup>74</sup>

---

<sup>70</sup> Verkehrsbüro, *Kleiner Führer*, 18.

<sup>71</sup> Vgl. Jubiläums-Rennen zu Baden-Baden in Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Rennen zu Baden, 1883, StaB C20-14-58.

<sup>72</sup> Städtische Kurverwaltung, *Kurprospekt Wiesbaden*, 16.

<sup>73</sup> Ebd., 89.

<sup>74</sup> Vgl. Fuhs, *Mondäne Welt*, 322–4.

## Fazit

Im touristischen Wettbewerb um 1900 nahmen die beiden großen deutschen Kurstädte Wiesbaden und Baden-Baden eine Sonderrolle ein. Im Rückgriff auf frühere Zeiten des Glücksspiels inszenierten sie sich als „mondäne Weltkurstädte“, wobei es neben kommerziellen Motiven stets auch um eigene Geltungsansprüche und Selbstverständnisse beider Städte als Knotenpunkte einer transnational vernetzten europäischen Elite ging. Hierzu schufen sie exklusive touristische Räume, die den Bedürfnissen eines elitären, möglichst vermögenden Publikums aus ganz Europa dienen sollten. Durch symbolische Aufladung beider Stadtbilder mit Werbung und Marketing kreierten beide Städte hierfür populäre und massenhaft verbreitete Stadtimages, die als Traumwelten und Projektionsflächen eines exklusiven, internationalen Luxus-Tourismus fungieren sollten.

Gleichwohl stachen sich diese touristischen Selbstinszenierungen der Kurstädte bereits um 1900 oftmals mit der gelebten Wirklichkeit vor Ort. Besonders drastisch lässt sich dies an der immer stärkeren Abgrenzung der Kurviertel vom sonstigen Stadtleben erkennen, wodurch für das gewünschte Luxus-Publikum schon früh eine Art Parallelwelt geschaffen wurde. Es zeigte sich aber auch an der Finanzierung exklusiver Unterhaltungsangebote, welche zuallermeist der sozialen Distinktion einiger weniger vermögender Eliten gegenüber der zunehmenden dominanten Schicht bürgerlicher Besucher aus dem Inland diente. War die postulierte Internationalität der Kurstädte zu Zeiten des Glücksspiels Mitte des 19. Jahrhunderts noch gelebter Alltag gewesen, war das Bild der „mondänen Weltkurstadt“ um 1900 fast schon zu einem Klischee verkommen – ein Traumbild, welches die Kurstädte im Wettbewerb um ein potenziell weiterhin äußerst lukratives, aber zahlenmäßig nun zunehmend geringeres Publikum zu instrumentalisieren versuchten.

Inwiefern kann man also Wiesbaden und Baden-Baden noch um 1900 als Begegnungsräume des internationalen Tourismus betrachten? Sicherlich fanden in beiden Kurstädten auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch internationale Begegnungen statt; es waren jedoch nunmehr Begegnungen einer sehr eng gefassten europäischen Elite, deren politische wie gesellschaftliche Hegemonie auch im touristischen Reisen zunehmend unter Druck stand. Der touristische Raum, den Wiesbaden und Baden-Baden um 1900 städtebaulich wie medial konstruierten, war demnach ein zunehmend künstlicher und geschlossener Raum: Ein Raum als Refugium, der vor allem die Illusionen und Selbstverständnisse seiner elitären Konsumenten bediente und bewahrte – aber gegenüber

den tatsächlichen Entwicklungen vor Ort in gewisser Weise bereits aus der Zeit gefallen zu sein schien.

In der Tat sollte mit dem Kriegsausbruch 1914 nicht nur die Dominanz dieser europäischen Aristokratie, sondern auch die Ära beider Kurstädte als frühe Zentren des Luxus-Tourismus ebenso drastisch wie nachhaltig enden: Ausländische Besucher mussten die Städte meist fluchtartig verlassen; aus Hotels und Kureinrichtungen wurden Sanatorien und Lazarette. Und vielleicht – wie schon David Blackbourn vermutete – ist es auch kein Zufall, dass Kaiser Franz Joseph das Ultimatum an Serbien ausgerechnet in seiner Sommerresidenz in Bad Ischl unterzeichnete: eine weitere Kurstadt, deren offensive Inszenierung einer zunehmend wirklichkeitsentrückten und inhaltsleeren Traumwelt in gewisser Weise auch sinnbildlich für die lebensweltliche Isolation und den eingeschränkten Wahrnehmungshorizont ihrer dynastischen Gäste in einem Zeitalter des rapiden Wandels gesehen werden kann.<sup>75</sup>

---

75 Vgl. Blackbourn, „Taking the Waters“, 247–49.

Till Knobloch

## Der Berghof als Ort außenpolitischer Entscheidungen

Was sind die Bedingungen außenpolitischer Entscheidungen? Geht man davon aus, dass diplomatische Entschlüsse nicht durch rein rationale Akteure gefasst werden, sondern durch Menschen aus Fleisch und Blut, dann wandelt sich auch die diplomatiegeschichtliche Betrachtung von der Analyse objektiver Begebenheiten zur Erforschung subjektiver Wahrnehmungen. Dann muss – und man darf hier durchaus nicht scheu sein – alles aufs Tableau, was menschliche Entscheidungen zu beeinflussen vermag: Emotionen und Erinnerungen, Biographien und Mentalitäten haben hier ebenso ihren Platz wie gewöhnlichste Eigenarten, persönlichste Gewohnheiten und private Umstände.<sup>1</sup> In diesem Sinne kommt der Umgebung, als physischer Manifestation kultureller Bedingtheiten, zentrale Bedeutung zu. Diplomatische Entscheidungen fallen im wahrsten Sinne des Wortes nicht im luftleeren Raum, sondern an einem konkreten, oft genug privaten Aufenthaltsort.

Im Falle Adolf Hitlers war dieser über weite Strecken des Jahres der Berghof. Gemäß der in der Einleitung dieses Bandes vorgenommenen Definition, wird der Aufenthaltsort dabei verstanden als Ort, in dem sich eine Vielzahl teils widersprüchlicher Räume bündelten. Neben dem Dualismus privater/öffentlicher Raum kann hier, in Anlehnung an die Typologie Dieter Läßples, zwischen der Mikro-, Meso- und Makro-Ebene unterschieden werden.<sup>2</sup> So war der Berghof gleichzeitig konkret erfahrbarer Wohnraum, Teil einer (propagandistisch verklärten) oberbayerischen Bergregion sowie, nicht zuletzt, über weite Strecken des Jahres das Machtkzentrum des Deutschen Reiches.

Dieser komplexen Vielzahl sich überlagernder Räume steht eine bisweilen einseitige Fixierung auf den rein politischen Aspekt dieses Raumensembles in der Forschung entgegen. Während Joachim Fest von der „Unperson“ Hitlers ge-

---

<sup>1</sup> Vgl. Barbara Keys, „The Diplomat’s Two Minds: Deconstructing a Foreign Policy Myth“, *Diplomatic History* 44, Nr. 1 (2020): 1–21; Simon Koschut (Hrsg.), *Emotionen in Politik und Gesellschaft: Emotionen in den Internationalen Beziehungen*, Bd. 1 (Baden-Baden: Nomos, 2020); Daniel Krcmaric, Stephen C. Nelson und Andrew Roberts, „Studying Leaders and Elites: The Personal Biography Approach“, *Annual Review of Political Science* 23, Nr. 1 (2020): 133–151.

<sup>2</sup> Dieter Läßples, „Gesellschaftszentriertes Raumkonzept: Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauflassungen in der Gesellschaftsanalyse“, in *Stadt-Räume: Die Zukunft des Städtischen*, Bd. 2, hrsg. von Martin Wentz (Frankfurt am Main: Campus-Verlag, 1991), 43–44.

sprochen hat, die sich im „menschenleere[n] Raum“ bewegt habe, hat noch in jüngster Zeit der Hitler-Biograph Brendan Simms verlauten lassen, „*Hitler the man*“ könne uns nichts sagen, „*that's particularly useful about Hitler the politician*.<sup>3</sup> Gegen diese Ansicht, die im Kern auf Hitlers eigene Selbststilisierung als ein über den Niederungen des Alltags stehendes Genie zurückgeht, hat sich jüngst Volker Ullrich mit seiner zweibändigen Hitler-Biographie gewandt.<sup>4</sup> Neben Kapiteln zum „Mensch Hitler“ und dessen „Herrschaftsstil“ stehen dabei zwei räumlich orientierte Abschnitte zur „Berghof-Gesellschaft“ im Mittelpunkt. In seiner Untersuchung konnte sich Ullrich insbesondere auf die Arbeiten Heike B. Görtemakers stützen, die in ihren Studien zu Eva Braun und „Hitlers Hofstaat“ erstmals den privat-öffentlichen Doppelcharakter dieses Ortes auf breiter Quellenbasis ausgeleuchtet hat.<sup>5</sup> Schließlich sei in diesem Zusammenhang noch auf die vor kurzem unter Leitung des Instituts für Zeitgeschichte eröffnete, erweiterte Dokumentation Obersalzberg verwiesen, deren umfassende Ausstellung zu diesem Täterort von ausgedehnten wissenschaftlichen Veröffentlichungen begleitet wurde.<sup>6</sup>

So verdienstvoll diese Arbeiten in ihrer akribischen Erforschung bestimmter Aspekte dieses Ortes sind, so konzentrieren sie sich doch oft genug auf einzelne private, politische oder regionale Aspekte dieses Raumensembles. Demgegenüber bietet die Internationale Geschichte durch die ihr eigene Multiperspektivität die Möglichkeit, die Vielgestaltigkeit dieses Ortes in den Blick zu nehmen. Englische Besucher, österreichische Politiker und polnische Diplomaten – sie alle bekamen, je nach eigener Erwartung und Wunsch des Hausherrn, jeweils völlig unterschiedliche Facetten dieses Raumensembles zu Gesicht. Umgekehrt war es gerade die Mannigfaltigkeit dieses Ortes, welche den Verlauf der NS-Außenpolitik beeinflusste. Die Überlappung von privatem und politischem, von re-

---

<sup>3</sup> Joachim Fest, *Hitler: Eine Biographie* (Frankfurt am Main: Propyläen, 1981), 714; Brendan Simms, Interview von Ellie Cawthorne, „Book Interview with Brendan Simms: ,Hitler didn't See Germany's Main Enemy as Soviet Communism, but Anglo-American Capitalism‘“, *History Extra*, 9. August 2019, <https://www.historyextra.com/membership/brendan-simms-biography-adolf-hitler-what-dictator-thinking/>.

<sup>4</sup> Volker Ullrich, *Adolf Hitler: Die Jahre des Aufstiegs, 1889–1939*, Bd. 1 (Frankfurt am Main: S. Fischer, 2013); Volker Ullrich, *Adolf Hitler: Die Jahre des Untergangs, 1939–1949*, Bd. 2 (Frankfurt am Main: S. Fischer, 2018).

<sup>5</sup> Heike B. Görtemaker, *Eva Braun: Leben mit Hitler* (München: C. H. Beck, 2010); Heike B. Görtemaker, *Hitlers Hofstaat: Der innere Kreis im Dritten Reich und danach* (München: C. H. Beck, 2019).

<sup>6</sup> Volker Dahm et al. (Hrsg.), *Die tödliche Utopie: Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich* (München/Berlin: Institut für Zeitgeschichte, 2016).

gionalem und staatlichem Raum prägte dabei nicht nur diplomatische Empfänge, sondern auch außenpolitische Entscheidungen.

Gemäß dieser Dualität gliedert sich die Studie in zwei Teile. Zunächst soll die private Umgebung Hitlers dargestellt und deren Einfluss auf außenpolitische Entscheidungen untersucht werden. In Anlehnung an die Raumsoziologie Norbert Elias' wird hier insbesondere der Vergleich mit frühneuzeitlichen Fürstenhöfen herangezogen, deren gut erforschte Verknüpfung von politischem und privatem Raum als Vergleichsfolie dienen kann. Das zweite Kapitel widmet sich dann der Analyse diplomatischer Empfänge auf dem Berghof, wobei neben der Mikro- insbesondere die (regionale) Meso- und (staatliche) Makroebene bedeutsam wird. Wie sich zeigt, war es gerade in der Anfangszeit des Dritten Reiches für das noch geschichts- und gesichtslose NS-Regime von enormer Bedeutung, dass diplomatische Begegnungen nicht im preußischen Berlin, sondern in der Idylle der oberbayerischen Bergwelt stattfanden, deren betuliches Image sich Hitler zunutze zu machen wusste.

Jede Erforschung des innersten Kreises um Hitler, und für den Berghof gilt dies in besonderem Maße, muss sich der Problematik der verfügbaren Quellen stellen. Zeitgenössische Aufzeichnungen sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht erhalten.<sup>7</sup> Die in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstandene Memoirenliteratur neigt allzu oft zu einer sensationslüsternen, das Private mit Genuss betonenden Darstellung, die es kritisch zu hinterfragen gilt, um nicht der offenkundigen Entlastungserzählung vom kuchenverzehrenden und dauer-spazierenden Hitler, der auf dem Berg nie Politik (und damit auch nie Verbrechen) betrieben habe, auf den Leim zu gehen. Neben der sorgfältigen Quellenkritik bietet diese Arbeit hier zwei Auswege an. Erstens soll, gerade im einleitenden Abschnitt, stets eine Fülle von Parallelüberlieferungen, einschließlich der alliierten Befragungen aus den Jahren 1945/46, herangezogen werden. Zweitens ermöglicht es die anschließende Analyse öffentlicher Empfänge, die eingangs beschriebenen Phänomene anhand der Aufzeichnungen englischer, französischer, italienischer und polnischer Besucher zu überprüfen. Zeigen sich hier Muster, Verhaltensweisen gar, welche von der einen wie der anderen Seite bezeugt werden, so kann nicht nur von einer erhöhten Faktizität, sondern mehr noch von einer regelrechten Überlappung der privaten und öffentlichen Bereiche ausgegangen werden. Letzteres, so viel sei hier bereits verraten, lag im Falle Adolf Hitlers in geradezu verblüffendem Maße vor.

---

<sup>7</sup> Vgl. für den Berghof, Max Wünsche, *Tägliche Aufzeichnungen*, 16. Juni – 21. November 1938, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, NS 10/125; Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 1–8 (München: Saur, 1993–2006).

## Entscheidungen: Die Berghof-Blase

Die Trennung von Privatem und Politischem, von Freizeit und Arbeit, lässt sich für den Berghof schon deshalb nicht aufrechterhalten, weil sich der „Führer“ des Dritten Reiches beharrlich weigerte, einer auch nur in Ansätzen geregelten Arbeitsroutine nachzugehen. Schon in seiner Wiener Zeit hatte Hitler die Tage vornehmlich in den Kaffeehäusern und Parks der Stadt verbummelt, und auch als Reichskanzler sah er keinen Grund, von seiner gewohnten Lebensweise abzurücken.<sup>8</sup> So hielt denn jener, in den Worten Albert Speers, „extremely informal“ Tagesablauf schon bald auch in der Reichskanzlei Einzug.<sup>9</sup> „Aktenstudium liebte er nicht“,<sup>10</sup> hat sein Adjutant später berichtet, und tatsächlich wird aus seiner Umgebung übereinstimmend das Bild vom „tintenscheuen“<sup>11</sup> Diktator überliefert („Schreibtische waren für ihn nur Dekorationen“<sup>12</sup>), der weder feste Bürozeiten noch überhaupt die Sinnhaftigkeit eines Arbeitsplatzes einzusehen vermochte: „Am Schreibtisch ist der Hitler weder im Braunen Haus im München noch in der Reichskanzlei eigentlich irgendwie gesessen.“<sup>13</sup> Selbst für mündliche Vorträge war der Diktator nur selten zu erreichen, sodass sein Privatsekretär bald klagte, er müsse froh sein, „ihm alle vierzehn Tage einmal die eingelau-

---

<sup>8</sup> Vgl. August Kubizek, *Adolf Hitler: Mein Jugendfreund* (Graz/Göttingen: Stocker, 1953), 196, 266; Reinhold Hanisch, „I was Hitler's Buddy“, in *New Republic* (1939): 298; Ian Kershaw, *Hitler: 1889–1939* (Stuttgart/München, 1998), 72.

<sup>9</sup> Albert Speer, *Interrogation Records Prepared for War Crimes Proceedings at Nuernberg 1945–1947: Examination of Speer*, 1945, NARA, M1270, Roll 29, 9; vgl. „He was the most unreliable, unpunctual, and most muddled worker PW ever saw in a position of such importance“, in Hans Frank, *Development and Structure of the Nazi German Government: Hans Frank Interrogation*, 7. Juni 1945, NARA, RG 238 (World War II War Crimes Records), Box 23 (CCPWE „Ashcan“ Reports 32), 2; ebenso Hans Frank, *Im Angesicht des Galgens* (München/Gräfelfing: Beck, 1953), 93; Friedrich Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler* (Wolfenbütteler Verl.-Anst., 1949), 19.

<sup>10</sup> Fritz Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte: Erlebnisse und Erfahrungen des Vorgesetzten Hitlers im 1. Weltkrieg und seines späteren Persönlichen Adjutanten* (Velbert/Kettwig: Blick und Bild, 1964), 69.

<sup>11</sup> Notiz Hanfstaengels, zitiert in Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 445; vgl. Christa Schroeder, *Er war mein Chef: Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler* (München/Wien: Langen Müller, 1985), 43.

<sup>12</sup> Baldur von Schirach, *Ich glaubte an Hitler* (Hamburg: Mosaik-Verlag, 1967), 53.

<sup>13</sup> Interview mit Hermann Esser, 13. März 1964, zitiert in Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 445; vgl. Wolfram Pyta, *Hitler: Der Künstler als Politiker und Feldherr – Eine Herrschaftsanalyse* (München: Siedler, 2015), 30.

fene Post vortragen“ zu können. Wolle man Hitler persönlich treffen, so Heß, dann müsse man „nach drei Uhr ins Cafe Heck gehen“.<sup>14</sup>

Statt der geregelten Arbeit gab sich der Diktator lieber dem Müßiggang hin. „Ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen“, gestand Hitler freimütig ein, „als tagaus, tagein im Büro zu sitzen und dort über Akten etcetera pp. zu hocken und dadurch mein Leben zu fristen.“<sup>15</sup> Ergebnis war die, vom Pressechef so bezeichnete, „fliegende“ Regierungsführung, während derer Hitler nahezu ständig unterwegs war.<sup>16</sup> Obgleich die Zeitgenossen – und diese Behauptung findet sich bis heute in der Literatur – angaben, Hitler habe seine „Wochenenden“ auf Reisen verbracht,<sup>17</sup> war doch die Realität vielmehr so, dass der Reichskanzler ausgedehnte, oft wochenlange Ausflüge in den bayrischen Süden unternahm, wo er „die meiste Zeit [...] vagabundierend und flanierend auf Bauplätzen, in Ateliers, Cafes und Speisehäusern verbracht[e]“.<sup>18</sup> An äußeren Anlässen für derartige Zerstreuungen war naturgemäß kein Mangel. Stets mussten irgendwo Baustellen inspiziert, Autobahnen eingeweiht, Ausstellungen eröffnet und Reden gehalten werden.<sup>19</sup> Zwar hat man in der Forschungsliteratur neuerdings versucht, derartige Anwandlungen als besonderen Ausdruck der Hitlerschen Herrschaftstechnik zu rationalisieren,<sup>20</sup> doch hatten die Zeitgenossen einen durchaus anderen Eindruck: „Das Reisen“, so hat sein Kammerdiener die Situation beschrieben, „war überhaupt eine seiner beliebtesten Beschäftigungen. Die Besprechungen im Büro, wie überhaupt alles, was mit Büroarbeit zusammenhing, hat er fast gehaßt“.<sup>21</sup>

---

<sup>14</sup> Schirach, *Ich glaubte an Hitler*, 52; vgl. Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler*; Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 69; Frank, *Im Angesicht des Galgens*, 93; dazu Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 445.

<sup>15</sup> Karl Wilhelm Krause, *Zehn Jahre Kammerdiener bei Hitler* (Hamburg: Laatzen, 1949), 22.

<sup>16</sup> Otto Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler* (München: Isar, 1955), 161, 202; dazu Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 445.

<sup>17</sup> So Krause, *Zehn Jahre Kammerdiener bei Hitler*, 21; Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler*, 220; die Behauptung auch bei Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 637; zu Hitlers tatsächlichem Reiseplan, siehe Harald Sandner (Hrsg.), *Hitler – Das Itinerar: Aufenthaltsorte und Reisen von 1889 bis 1945*, Bd. 1–4 (Berlin: Berlin Story, 2016).

<sup>18</sup> Albert Speer, *Erinnerungen* (Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein, 1969), 59; bestätigt werden Speers Angaben durch Wünsche, *Tägliche Aufzeichnungen*, 6., 18., 21. und 25. Juni 1938; Fritz Wiedemann, *Stichwortartige Aufzeichnungen Fritz Wiedemanns*, 25. Februar 1939, BA Koblenz, N 1720/4; siehe auch Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, 200.

<sup>19</sup> Ulrich Schlie (Hrsg.), *Albert Speer – „Alles, was ich weiß“: Aus unbekannten Geheimdienstprotokollen von 1945* (München: Herbig, 2000), 39.

<sup>20</sup> Brendan Simms, *Hitler: A Global Biography* (New York: Basic Books, 2019), 282.

<sup>21</sup> Krause, *Zehn Jahre Kammerdiener bei Hitler*, 22.

Hitlers bevorzugtes Reiseziel war nun der Berghof, auf dem er sich bald öfter aufhielt als in Berlin.<sup>22</sup> Hier, in der oberbayerischen Bergwelt, glaubte er jenen Ort gefunden zu haben, der seinem intuitiven Regierungsstil gerade die richtige Nahrung gab: „Nachts sehe ich oft stundenlang von meinem Schlafzimmer aus auf die Berge hinaus, da kommt die Klarheit.“<sup>23</sup> Was immer solcherart Einsichten verursacht haben mag, systematische Arbeit kann es nicht gewesen sein, denn auch auf dem Berg waren die Tage vornehmlich dem Müßiggang gewidmet.<sup>24</sup> Nach ausgiebigem Schlaf – laut seinem Adjutanten Fritz Wiedemann kam Hitler „grundsätzlich erst gegen 14 Uhr aus seinem Zimmer“<sup>25</sup> – folgte die ewig gleiche, ewig öde Berg-Routine: das streng ritualisierte Mittagessen, der Spaziergang zum Teehaus, wo Hitler bei Bohnenkaffee und Apfelkuchen die Welt erklärte, bis er über seinen eigenen Monologen eingeschlafen war, die Rückfahrt mit dem eigens bereitgestellten VW-Cabrio, das vegetarische Abendessen sowie schließlich die allabendliche Filmvorführung mit anschließender Kaminrunde, bei der die Teilnehmer bis tief in die Nacht dem Hitlerschen Erzähldrang ausgeliefert waren.<sup>26</sup> Kam der Diktator dabei auf den Weltkrieg zu sprechen, so Wiedemann, „konnte es sein, daß wir ihm bis morgens um 3 Uhr zuhören mußten [...]. Wir waren deshalb bereit, jeden Gast meuchlings umzu bringen, der nach 23 Uhr abends noch die Sprache auf eines der verwünschten Lieblingsthemen brachte“.<sup>27</sup>

---

<sup>22</sup> Vgl. 1937 bis Ende August 1939 in Sandner (Hrsg.), *Hitler – Das Itinerar*, Bd. 3, 83, 87, 107, 116, 134, 157.

<sup>23</sup> Die Aufzeichnungen Heinrich Heims (2. und 3. Januar 1942), in Werner Joachmann (Hrsg.), *Adolf Hitler: Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944* (Hamburg: Knaus, 1980), 167; ebenso Schlie (Hrsg.), *Albert Speer – „Alles, was ich weiß“*, 39; Speer, *Erinnerungen*, 101; Winfried Baumgart, „Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939: Eine quellenkritische Untersuchung“, *Vierteljahrsschriften für Zeitgeschichte* 16 (1968): 145.

<sup>24</sup> Laut dem damaligen Berghof-Verwalter, verbrachte Hitler täglich 2 bis 3 Stunden mit Regierungsarbeit, siehe Tilman Remme, „Life with Hitler and His Mistress“, *US News and World Report*, 22. September 1997; nach Speer waren es „3–4 Stunden am Tag“, die Hitler mit „improvisierten Besprechungen“ verbrachte, in Schlie (Hrsg.), *Albert Speer – „Alles, was ich weiß“*, 39.

<sup>25</sup> Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 69.

<sup>26</sup> Beschreibungen des Tagesablaufs in Schroeder, *Er war mein Chef*, 178–196; Schirach, *Ich glaubte an Hitler*, 265–268; Traudl Junge, *Bis zur letzten Stunde: Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben* (München: Claassen, 2002), 72–94; Speer, *Erinnerungen*, 102–105; Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, 216–223, 228–231; vgl. Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 696–700; Albert A. Feiber, „Filiale von Berlin: Der Obersalzberg im Dritten Reich“, in *Die tödliche Utopie*, hrsg. von Dahm et al., 87–89; siehe auch Wünsche, *Tägliche Aufzeichnungen*.

<sup>27</sup> Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 78; Januar 1937, siehe Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 3/2, 318, 321.

Sucht man nach historischen Parallelen zu diesem durchaus eigentümlichen, privat-politischen Doppelraum, so bietet sich die Vergleichsfolie des frühneuzeitlichen Fürstenhofes an.<sup>28</sup> Tatsächlich finden sich hier eine Reihe geradezu verblüffender Parallelen. So zeigt sich schon im allmorgendlichen Ritual des Aufstehens, wie vollständig dieser Ort auf die Person des Hausherrn zugeschnitten war. Wie auf Zehenspitzen mussten sich die Angestellten durch das Haus bewegen, und selbst die Morgentoilette war untersagt, bis der Kammerdiener das ersehnte Zeichen („Der Führer ist aufgestanden, die Wasserleitung darf aufgedreht werden“) gab.<sup>29</sup> Vom mittäglichen Tischzeremoniell bis zur obligatorischen Abendrunde gelang es Hitler, den streng durchritualisierten Tagesablauf im Gewand spontaner Gastfreundlichkeit („Wollen wir uns noch ein bißchen an den Kamin setzen?“) durchzusetzen,<sup>30</sup> obgleich dieser selbst für hartgesottene Anhänger nur schwer zu ertragen war.<sup>31</sup> Tatsächlich führten die auf dem Berg in sinnloser Eintönigkeit zugebrachten Stunden allmählich zur völligen körperlichen und geistigen Erschöpfung der Anwesenden.<sup>32</sup> So wie die ruinöse Präsenz am Versailler Hofe den französischen Adel allmählich domestizierte, so führte auch der Aufenthalt am Berghof unweigerlich zum Ende der eigenen Souveränität.<sup>33</sup>

Gleichzeitig sorgte, ebenso wie beim höfischen Pendant, der Doppelcharakter dieses Ortes als Raum privaten Müßigganges und Zentrum staatlicher Macht dafür, dass die dauerhafte Abwesenheit vom Berghof das unweigerliche Ende jeder politischen Ambition bedeuten musste. „Jemand, der für längere Zeit aus seinem Gesichtskreis verschwand“, so hat Albert Speer später berichtet, pflegte

---

**28** Siehe zum Folgenden Norbert Elias, *Die Höfische Gesellschaft* (Darmstadt: Luchterhand, 1969); vgl. auch, mit Bezug auf den „Königsmechanismus“, John C. G. Röhl, *Der Aufbau der Persönlichen Monarchie, 1888–1900* (München: C. H. Beck, 2010).

**29** Junge, *Bis zur letzten Stunde*, 69; Schirach, *Ich glaubte an Hitler*, 266; vgl. Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 696.

**30** Schroeder, *Er war mein Chef*, 210, 376; ähnlich, „Der Führer vermisst seine Gesellschaft“, in Junge, *Bis zur letzten Stunde*, 93; Speer, *Erinnerungen*, 105.

**31** „Fast immer redet er. Und er kann Führer sein so viel er will, schließlich wiederholt er doch immer die gleichen Dinge und ödet seine Zuhörer an“, 22. Mai 1939 in Galeazzo Ciano, *Tagebücher, 1939–1943* (Bern: Scherz, 1947), 93.

**32** „Bis in die Nacht hinein bestritt er allein das Programm. Während wir Neulinge mit leuchtenden Augen zuhörten, kippten die alten Herren vor Müdigkeit fast von den Stühlen“, in Reinhard Spitz, *So haben wir das Reich verspielt: Bekenntnisse eines Illegalen* (München: Langen Müller, 1986); „In den frühen Morgenstunden kamen wir dann todmüde nach Hause, müde vom Nichtstun“, in Speer, *Erinnerungen*, 105.

**33** Schlie (Hrsg.), *Albert Speer – „Alles, was ich weiß“*, 26.

Hitler „einfach abzuschreiben“.<sup>34</sup> Entscheidend war nun jedoch, dass der Berghof, obgleich über weite Strecken des Jahres machtpolitisches Zentrum des Reiches, am äußersten, entlegensten Winkel dieses politischen Raumes gelegen war. Wenn auch die Auswahl dieses Standortes, ähnlich wie des Versailler Jagdschlosses, im Falle Hitlers anfänglich von durchaus unpolitischen Motiven geleitet gewesen sein mag, so ermöglichte sie doch dem späteren Reichskanzler, sich nach Belieben den Mühen der in Berlin konzentrierten Staatsgeschäfte durch Abreise in die Entrücktheit der oberbayerischen Bergwelt zu entziehen.<sup>35</sup> Während der verzweifelte Lammers dem Hitlerschen Pflichtentzug zu begegnen suchte, indem er eine waschechte Zweigstelle der Reichskanzlei in der näheren Umgebung erbauen ließ, errichteten die ehrgeizigsten der NS-Funktionäre regelrechte *Maisons* in unmittelbarer Nähe zum Berghof, um sich so wenigstens architektonisch eine dauerhafte Präsenz im dortigen Herrschaftsraum zu sichern.<sup>36</sup>

Anders als in der Reichskanzlei, die – so wird berichtet – mitunter regelrecht einem „Heerlager“ glich, in welchem sich die Günstlinge tummelten, gelang es Hitler somit durch die zeitweilige Verlegung des *de facto*-Regierungssitzes in die oberbayrischen Alpen nicht nur die staatlichen Stellen auf Distanz zu halten, sondern auch den Zugang zu seiner unmittelbaren Umgebung genau zu kontrollieren.<sup>37</sup> Während die politisch und administrativ Verantwortlichen nur in bewusster Dosierung und erst nach vorheriger Anmeldung vorgelassen wurden, versammelte der Diktator auf dem Berghof regelmäßig einen Kreis politisch unbedeutender, aber treu ergebener Gefolgsleute um sich. Adjutanten und Ärzte, Leibfotografen und Lieblingsarchitekten gehörten der „Berghof-Gesellschaft“ ebenso an wie jene von Kurt Lüdecke als „*simple souls*“<sup>38</sup> bezeichnete Riege alter Kämpfer und Sprüche klopfender ‚Haudegen‘, die seit den Anfängen der NS-Bewegung die ständige Entourage des Diktators bildeten. Hinzu traten regelmäßig die Ehefrauen der Auserwählten und – der Öffentlichkeit wie ausländischen Besuchern verborgen – Eva Braun, die bauernschlaue Geliebte des „Führers“, die sich ihren Platz auf dem Berg durch gezielten Selbstmordversuch

<sup>34</sup> Speer, *Erinnerungen*, 341; vgl. „Derjenige, der von Hitler nicht empfangen wurde, der eine Zeitlang ignoriert war, sank automatisch im Prestige“, im Interview mit Erich Kordt, undatiert, *Institut für Zeitgeschichte*, ZS 545, Blatt 39, 13.

<sup>35</sup> Feiber, „Filiale von Berlin“, 60–61.

<sup>36</sup> Ebd., 80–81, 85.

<sup>37</sup> Interview mit Erich Kordt, undatiert, *Institut für Zeitgeschichte*, ZS 545, Blatt 38, 12; „Heerlager“ auch in Paul Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne, 1923–1945* (Wiesbaden, 1986), 410; vgl. Ernst von Weizsäcker, *Erinnerungen* (München/Leipzig/Freiburg: List, 1950), 187.

<sup>38</sup> Kurt Georg Wilhelm Lüdecke, *I Know Hitler: The Lost Testimony by a Survivor from the Night of the Long Knives* (Barnsley South Yorkshire: Pen & Sword Military, 2013), 76.

erkämpft hatte und nun eifersüchtig den Zugang zum inneren Kreis um Hitler zu kontrollieren suchte.<sup>39</sup>

In dieser Runde breitete Hitler Abend für Abend unwidersprochen seine eigensinnigen Theorien aus, erklärte er das Christentum für „reif zum Untergang“<sup>40</sup> und behauptete, die „Ostvölker“ würden Neugeborene „in den Schnee stecken, um festzustellen, ob die Kreatur lebensfähig sei“.<sup>41</sup> Während die einen derartige Weisheiten für „kolossal“ hielten,<sup>42</sup> hörten die anderen schon gar nicht mehr hin.<sup>43</sup> Zwar haben die Teilnehmer dieser Runde nach dem Krieg – aus naheliegenden Gründen – behauptet, dass Politik auf dem Berg nie Thema gewesen sei, doch zeichnen die zeitgenössischen Quellen ein durchaus anderes Bild. Bei Goebbels’ häufigen Besuchen wurde stets auch über politische Angelegenheiten gesprochen,<sup>44</sup> und die zahlreichen auf dem Berghof verfassten Erlassungen belegen dessen Charakter als, freilich improvisierten, Ort Hitlerschen Regierungshandelns.<sup>45</sup> Eine Tatsache, der sich die Erfahreneeren unter den NS-Größen durchaus bewusst waren. Als Goebbels seinen Rivalen Ribbentrop auszustecken sucht, da nutzt er einen Aufenthalt auf dem Berghof, um sich über den tölpelhaften Außenminister lustig zu machen,<sup>46</sup> und als der später mit der Durchführung der „Aktion T4“ beauftragte Philipp Bouhler das Thema Euthanasie auf die Tagesordnung setzen will, da sorgt dieser im Verein mit Bormann dafür, dass auf dem Berghof der Film *Unwertes Leben* gezeigt wird.<sup>47</sup> Filmvorführungen und launige Gespräche, so konnte man sich auf dem Berghof Gehör verschaffen.

Auf dem Gebiet der Außenpolitik blieb diese informelle, von Dilettantismus nur schwer zu unterscheidende Regierungsweise nicht ohne Folgen. Selbst war

---

<sup>39</sup> Vgl. Görtemaker, *Hitlers Hofstaat*, 175; Görtemaker, *Eva Braun*, 156–158.

<sup>40</sup> 5. Januar 1937, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 3/2, 316.

<sup>41</sup> 8. August 1939, in Gerhard Engel, „Heeresadjutant bei Hitler, 1938–1943“, *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 29 (1975): 57.

<sup>42</sup> Interview mit Willi Schneider in Giebel (Hrsg.), *Ich traf Hitler*, 254; vgl. Schroeder, *Er war mein Chef*, 95.

<sup>43</sup> So Hugo Blaschke in Robert M. W. Kempner, *Das Dritte Reich im Kreuzverhör: Aus den unveröffentlichten Vernehmungsprotokollen des Anklägers in den Nürnberger Prozessen* (München: Herbig, 2005), 68.

<sup>44</sup> 1. September 1938, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 6, 67; auch am 19. März 1938, in Engel, „Heeresadjutant bei Hitler, 1938–1943“, 16.

<sup>45</sup> Vgl. Feiber, „Filiale von Berlin“, 84, 90–94, 98–102.

<sup>46</sup> 21. Juni 1939, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 6, 388.

<sup>47</sup> 8. August 1939, in Engel, „Heeresadjutant bei Hitler, 1938–1943“, 56.

Hitler vor der Machtergreifung nie gereist,<sup>48</sup> und auch in seiner Umgebung war internationale Expertise nur schwer zu finden.<sup>49</sup> Stattdessen vertraute Hitler auf alternative, ihm ungleich angenehmere Informationsquellen. Schon sein Adjutant Fritz Wiedemann hat den Verdacht geäußert, dass Hitlers „Verkennung Amerikas“ ihre Ursache nicht zuletzt in den rauen Massen billigster Gangster- und Unterhaltungsfilme hatte, die allabendlich auf dem Berg konsumiert wurden.<sup>50</sup> Noch im Krieg verkündete Hitler stolz, „daß er seine größten geographischen Kenntnisse durch die Lektüre von Karl May erhalten habe“,<sup>51</sup> dessen Werke auf dem Berghof stets griffbereit waren.<sup>52</sup>

Tatsächlich liegt es nahe, Hitlers völlig konfuse Ansicht über die USA – mal als Hort germanischer Stärke, mal als „verderbter und korrupter Staat“<sup>53</sup> – mindestens teilweise auf die Eigenart dieser Umgebung zurückzuführen. Als sich Wiedemann mithilfe des erfahrenen Botschafters in Washington, Dieckhoff, selbst ein Bild von den Verhältnissen in den USA gemacht hatte, da wurde sein anschließender Bericht auf dem Berghof, in den Worten Ernst von Weizsäckers, „etwas gehemmt“ durch den Eindruck einer obskuren Denkschrift, in welcher der selbsternannte Amerika-Experte Hans Rechenberg den „Beginn der Endkatastrophe für die Vereinigten Staaten“ ankündigte. Zur Verzweiflung des Auswärtigen Amtes glaubte der Diktator fortan an den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch einer kommunistischen Revolution in den USA.<sup>54</sup> Dagegen galten die Berichte des zur Vorsicht mahnenden Botschafters schnell als zu „pessimis-

**48** Vgl. Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, 62; Schlie (Hrsg.), *Albert Speer – „Alles, was ich weiß“*, 185; Speer, *Erinnerungen*, 135; Albert Zoller, *Hitler privat: Erlebnisbericht seiner Geheimsekretärin* (Düsseldorf: Droste, 1949), 154; Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler*, 39.

**49** „In der Reichskanzlei waren keine Männer, die irgendeine weltweite Sicht hatten. Der dort vereinte Kreis war über Deutschland nicht hinausgekommen. Wenn einer eine Vergnügungsreise nach Italien unternommen hatte, war das schon sehr viel“, in Schlie (Hrsg.), *Albert Speer – „Alles, was ich weiß“*, 185; vgl. Speer, *Erinnerungen*, 135.

**50** Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 78, 215; dazu Bill Niven, *Hitler and Film: The Führer's Hidden Passion* (New Haven: Yale University Press, 2015), 27.

**51** Martin Vogt (Hrsg.), *Herbst 1941 im „Führerhauptquartier“: Berichte Werner Koeppens an seinen Minister Alfred Rosenberg* (Koblenz: Bundesarchiv, 2002), 61; Albert Speer, *Spandauer Tagebücher, 1975* (Frankfurt am Main/Berlin: Propyläen, 1994).

**52** Vgl. Frederick Oechsner, *This is the Enemy* (London/Toronto: Heinemann, 1943), 81; vgl. Werner Graf, *Adolf Hitler begegnet Karl May: Zur Lektürebiografie des „Führers“* (Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 2012), 25, 75, 96.

**53** 7. Januar 1942, in Jochmann (Hrsg.), *Adolf Hitler*, 184.

**54** Walter Bußmann (Hrsg.), *Akten zur deutschen auswärtigen Politik*, Serie D, Bd. 1 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1950), Nr. 416, 427, 433; Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 210–224; siehe dazu Sylvia Taschka, *Diplomat ohne Eigenschaften? Die Karriere des Hans-Heinrich Dieckhoff (1884–1953)* (Stuttgart: Steiner, 2006), 174.

tisch“.<sup>55</sup> Als Dieckhoff schließlich im Sommer 1938 selbst versuchte, beim Diktator vorstellig zu werden, da gelang ihm dies bezeichnenderweise nicht auf dem Berghof, sondern nur während des Nürnberger Parteitages, wo Hitler ihn (und noch zwei andere Botschafter) vor den Augen der Weltpresse nicht in der Hotellobby stehen lassen konnte. „Na schön, lassen Sie die Arschlöcher halt heraufkommen!“, soll Hitler ausweislich seines Adjutanten gesagt haben, und Dieckhoffs Amtskollege erinnerte sich später, dass die unwürdige Begegnung „im ganzen kaum sieben Minuten gedauert habe“.<sup>56</sup>

Nicht anders verhielt es sich mit einer weiteren Wahnidee Hitlers, dem unerschütterlichen Glauben, Großbritannien werde im bevorstehenden Krieg unter allen Umständen neutral bleiben.<sup>57</sup> Auch hier verließ sich der Diktator lieber auf die Meinungen obskurer Ratgeber (wie Unity Mitford<sup>58</sup>) als auf den Rat ausgewiesener Experten. Als der Botschafter in London, Herbert Dirksen, auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise um Audienz auf dem Berghof bat, um eine persönliche Nachricht Chamberlains zu übergeben, da musste er von Hitlers Adjutanten hören, dass der Diktator gerade „keine Zeit“ habe, um ihn zu sprechen.<sup>59</sup> Das gleiche Spiel wiederholte sich ein Jahr später kurz vor Ausbruch des Krieges. Wieder ersuchte Dirksen, der erfahren hatte, dass Hitler noch immer fest an die britische Neutralität glaubte, um Empfang auf dem Obersalzberg.<sup>60</sup> Erneut gelang es ihm jedoch nicht, in das „Führersperrgebiet“ vorgelassen zu

<sup>55</sup> Theo Sommer, *Deutschland und Japan zwischen den Mächten* (Tübingen: J. C. B. Mohr, 1962), 122.

<sup>56</sup> Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 175; Herbert von Dirksen, *Moskau, Tokio, London: Erinnerungen und Betrachtungen zu 20 Jahren deutscher Außenpolitik, 1919–1939* (Stuttgart: Kohlhammer, 1949), 231; Taschka, *Diplomat ohne Eigenschaften?* 178; Stefan Kley, *Hitler, Ribbentrop und die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs*, zugl. Diss., Universität Stuttgart, 1994/95 (Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh, 1996), 121.

<sup>57</sup> 1., 2. und 19. September 1938, sowohl 21. Juni 1939, vgl. Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 6, 68, 99, 387; 22. August 1939, in Engel, „Heeresadjutant bei Hitler, 1938–1943“, 58.

<sup>58</sup> Vgl. „[Mitford] zeigte sich als ausgezeichnete Kennerin des englischen Rüstungsstandes. Das war Musik für die Ohren von F. Sollten ihre Angaben stimmen, dann stimmten die Unterlagen des deutschen Militärattachés nicht. Sie sagte klipp und klar, daß England einen Krieg nicht führen könne“, am 28. Juli 1939, in ebd., 56.

<sup>59</sup> 13. bis 17. September 1945, in Herbert von Dirksen, *Special Interrogation Mission to Germany*, Institut für Zeitgeschichte München, Rolle 1, Dirksen, Interrogation, 8; vgl. Dirksen, *Moskau, Tokio, London*, 222, 230; Wiedemann, *Der Mann, der Feldherr werden wollte*, 174.

<sup>60</sup> Herbert von Dirksen, *Dokumente und Materialien aus der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges: Das Archiv Dirksens (1938–1939)*, Bd. 2, hrsg. vom Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der UDSSR (Moskau: Verlag für fremdsprachige Literatur, 1949), Nr. 26–27, 135, 140; ebenso Dirksen, *Moskau, Tokio, London*, 256; Dirksen, *Special Interrogation Mission to Germany*, 21; „Der Geschäftsträger in Berlin an Ciano“, 15. August 1939, in Ministero degli Affari

werden.<sup>61</sup> „Hitler“, so hat der Botschafter später zu Protokoll gegeben, „*never wanted to see persons whom he knew would tell him things which would not accord with his own ideas*“.<sup>62</sup>

Schließlich sei als drittes Beispiel für den Einfluss der Berghof-Umgebung die Genese des Hitler-Stalin-Paktes angeführt. Erneut spielte, dem Urteil dreier Zeitgenossen zufolge, Hitlers cineastische Leidenschaft dabei eine Rolle.<sup>63</sup> Zunächst liegt uns der, reichlich stilisierte, Bericht Walter Hewels vor, den Christabel Bielenberg, die englische Frau des Widerstandskämpfers Peter Bielenberg, in ihren Memoiren wie folgt wiedergibt:

*I [Hewel] was privileged to be there in the Berghof, when the seed of that masterstroke was sown in the Führer's mind. We were watching films – the Führer finds his sole recreation in watching films – and we were watching a news reel of Stalin reviewing the Russian troops on May Day. The Führer insisted that the film should be run through again and again, and each time, when the close-up appeared of Stalin's face, he ordered that the film should be stopped. STALIN – HALT! Stalin – Halt! It was most dramatic. After about the tenth run-through, the Führer held up his hand. „Enough,“ he said, „enough, that is a real man; with him I will make a Pact.“<sup>64</sup>*

So fantastisch, und gewiss nicht ohne Überzeichnung, diese Erzählung erscheint, so finden sich doch deren wesentliche Elemente noch in einer zweiten Quelle wieder. In ihren Memoiren berichtet Leni Riefenstahl ebenfalls von einer abendlichen Filmvorführung, bei der Hitler mehrfach die Wiederholung einer Stalin-Szene gefordert habe, welche ihn augenscheinlich tief beeindruckt und, so die Behauptung Riefensthals, zum Paktabschluss veranlasst habe.<sup>65</sup> Eine Ein-

---

Esteri (Hrsg.), *I documenti diplomatici italiani, Ottava Serie: 1935–1939*, Bd. XIII (Rom: La Libreria dello Stato Roma, 1953), Nr. 44, 33.

**61** „Dirksen versucht seit Wochen, an Hitler heranzukommen“, 17. und 18. August 1939, in Ulrich von Hassell, *Vom andern Deutschland: Aus den nachgelassenen Tagebüchern, 1938–1945* (Berlin: Siedler, 1988), 110; Dirksen, *Special Interrogation Mission to Germany*, 20; Dirksen, *Moskau, Tokio, London*, 256; siehe dazu Gerald Mund, *Herbert von Dirksen (1882–1955): Ein deutscher Diplomat in Kaiserreich, Weimarer Republik und Drittem Reich – Eine Biografie*, zugl. Diss., Universität Kiel, 2001 (Berlin: dissertation.de, 2003), 171.

**62** Dirksen, *Special Interrogation Mission to Germany*, 9; ebd.: „Since he pretended to the firm conviction that Great Britain was neither prepared nor willing to fight, he did not care to hear reports to the contrary, whatever they might be“.

**63** Siehe zum Folgenden Niven, *Hitler and Film*, 26.

**64** Christabel Bielenberg, *The Past is Myself and the Road Ahead* (London: Corgi Books, 2011), 487.

**65** Leni Riefenstahl, *Memoiren* (München: Knaus, 1987), 344; allerdings verlegt Riefenstahl den Ort des Geschehens, welches sie auf den 20. August datiert, in die Reichskanzlei, obgleich Hitler sich an diesem Tag auf dem Berghof aufgehalten hat.

schätzung, der sich auch Goebbels anschloss. „Der Führer“, notierte der Propagandaminister einige Monate später in sein Tagebuch, „hat Stalin in einem Film gesehen, und da war er ihm gleich sympathisch. Da hat eigentlich die deutsch-russische Koalition begonnen.“<sup>66</sup>

Wenn auch der Zweck solcher Erzählungen, wie des Vorgangs selbst, zweifellos der Versuch war, den ideologischen Tabubruch als Ergebnis genialer Diktatoren-Intuition zu stilisieren, so lässt sich doch nicht bestreiten, dass hier Außenpolitik (nicht nur geographisch) bisweilen weitab von jeder fachlichen Expertise gemacht wurde. Als am Abend des 23. Augustes Hitler voller Spannung auf dem Berghof den Vertragsabschluss erwartete, da war – in den Worten eines Teilnehmers – einmal mehr nur die übliche Entourage aus „politisch völlig bedeutungslosen, aber im Familienkreis gültigen Leuten“ anwesend.<sup>67</sup> Die Ehepaare Speer, Below, Esser und Morell waren, ausweislich der Fotografien Eva Brauns, ebenso mit von der Partie wie die Geliebte selbst (samt beider Schwestern), Frau Hoffmann und – aus irgendeinem Grund – der Automobilberater Jakob Werlin.<sup>68</sup> Die eigentümliche Zusammensetzung dieser Runde sollte sich schon bald rächen, als am späten Abend Ribbentrop aus Moskau meldete, Stalin beanspruche für sich überraschend auch noch die beiden strategisch wichtigen lettischen Häfen Libau und Windau.<sup>69</sup> Da unter den Anwesenden niemand so recht wusste, was denn das für Städte seien, die man aufzugeben angehalten war, musste erst eilig eine Karte herbeigeschafft werden, bevor der Diktator per einzeitigem Telegramm („Antwort lautet: ja, einverstanden“<sup>70</sup>) deren Schicksal besiegeln konnte.<sup>71</sup> Danach wurde auf dem Berghof wieder ein Film gezeigt.<sup>72</sup>

In keinem der drei angeführten Beispiele war es der Berghof allein, der die Entscheidungen Hitlers determinierte. Dessen Ansichten und Überzeugungen speisten sich aus Regionen, die weit jenseits dieser Studie liegen, waren im Übrigen in ihrem ideologischen Kern auch geformt lange bevor der Obersalzberg

**66** 15. März 1940, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 7, 350.

**67** Interview mit Hermann Esser vom 3. April 1939, zitiert nach Görtemaker, *Hitlers Hofstaat*, 271.

**68** Vgl. ebd.; Görtemaker, *Eva Braun*, 228.

**69** 23. August 1939, in Bußmann (Hrsg.), *Akten zur deutschen auswärtigen Politik*, Serie D, Bd. VII, Nr. 205, 184; vgl. Joachim von Ribbentrop, *Zwischen London und Moskau: Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen* (Leoni am Starnberger See: Druffel-Verlag, 1953), 182.

**70** 23. August 1939, in Bußmann (Hrsg.), *Akten zur deutschen auswärtigen Politik*, Serie D, Bd. VII, Nr. 210, 187.

**71** Nicolaus von Below, *Als Hitlers Adjutant, 1937–1945* (Mainz: v. Hase und Koehler, 1980), 183.

**72** 24. August 1939, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 7, 75; vgl. Speer, *Erinnerungen*, 176.

bezogen wurde. Gleichzeitig erfolgte jedoch keine dieser Entscheidungen im luftleeren Raum. Hitlers Bild von den Vereinigten Staaten, seine Einschätzung der britischen Politik ebenso wie sein Urteil über den sowjetischen Diktator waren subjektive Wahrnehmungen, die durch die Abwesenheit dissenter Stimmen und die leichte Verfügbarkeit scheinbar bestätigender Informationsquellen (medial oder in Form herbeizitierter „Experten“) beeinflusst wurden. Der Berghof trug somit bei zur Perpetuierung und letztlich Verstärkung einer ideologischen Weltsicht, deren ungewöhnliche dogmatische Starre die Entfesselung des Weltkrieges erst ermöglichte.

## Empfänge: Diplomatie auf dem Berg

Der Berghof war nicht nur der Ort, der die Wahrnehmung Hitlers prägte, er war auch der Ort, der die Wahrnehmung von Hitler prägte. Während sich die Forschung jedoch bisher überwiegend auf die Analyse der *öffentlichen* Darstellung des Obersalzbergs als idyllisches Motiv heimlicher Postkartenbilder und vorbeiziehender Kinderscharen konzentriert hat, soll es im Folgenden um die interne, die persönliche Inszenierung im Kontext diplomatischer Empfänge gehen.<sup>73</sup>

Tatsächlich hatte Hitler seine ganz eigene Vorstellung, wie die Außenpolitik des Dritten Reiches auszusehen habe. „Diplomatie ist Völkerbetrug“, hatte er den Staatssekretär im Auswärtigen Amt wissen lassen, und in der Tat vermochte sich der Diktator Außenpolitik nie anders vorzustellen, denn als listige Überrumpelung, als Lügenspiel, mit dem man die Gesandten fremder Mächte im Karl May-Stil übers Ohr haut.<sup>74</sup> Ohnehin zum Dramatischen neigend und bar jeder professionellen Skrupel, machte Hitler den Empfang ausländischer Gäste zum Bühnenstück abgeschmacktester Art. Allein in Gegenwart Mussolinis brach er dreimal in Tränen aus,<sup>75</sup> den britischen Botschafter brüllte er, zur Verwunderung des anwesenden Personals, auf dem Berghof in ordinärster Weise an, nur um sich kurz darauf „lachend auf den Schenkel“ zu klopfen.<sup>76</sup> Ganz offensichtlich genoss es der Autodidakt und Parvenu diebisch, die Würdenträger der eta-

---

<sup>73</sup> Vgl. Feiber, „Filiale von Berlin“, 63–68; Despina Stratigakos, *Hitler at Home* (New Haven/London: Yale University Press, 2015), 161–193.

<sup>74</sup> Aussage Steengräts am 26. März 1946, in Internationaler Militärgerichtshof (Hrsg.), *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946* (Nürnberg: Delphin-Verlag, 1984), 126.

<sup>75</sup> Karl-Günter Zelle, *Mit Hitler im Gespräch: Blenden – überzeugen – wüten* (Paderborn: Schöningh, 2017), 56–58.

<sup>76</sup> Weizsäcker, *Erinnerungen*, 253.

blierten Mächte in immer neuen Rollen, mal als tobender Diktator, mal als ehrlicher „Pazifist“ (so zum polnischen Botschafter), hinters Licht zu führen.<sup>77</sup> „Wenn er sich nicht zum Staatsmann und Feldherrn berufen gefühlt hätte“, so hat Alfred Jodl ganz ohne Ironie bemerkt, wäre er „sicherlich der größte deutsche Schauspieler geworden.“<sup>78</sup>

Für den Erfolg der Hitlerschen Aufführung war es nun entscheidend, dass der Berghof nicht nur Teil eines häuslichen Mikro- und staatlichen Makro-Raumes war, sondern darüber hinaus auch zur Meso-Ebene der deutsch-österreichischen Grenzregion gehörte, welche schon in den 1920er Jahren eine geschickte Tourismus-Vermarktung weltweit bekannt gemacht hatte als malerisches Erholungsgebiet und Beispiel harmlos-einladender bayerischer Gastkultur.<sup>79</sup> Wenn auch Hitler selbst, wie Speer bemerkt hat, „mehr von der Mächtigkeit der Abgründe als vom sympathischen Zusammenklang einer Landschaft angetan“ war, so machte die idyllische Umgebung doch auf Besucher einen überwältigenden Eindruck.<sup>80</sup> Noch im Juni 1943 kam Goebbels nicht umhin zu bemerken, die Gegend liege „in einem fast unwirklich anmutenden Frieden“.<sup>81</sup>

Als scheinbar traditionelles Landhaus architektonisch in die oberbayerische Kulturlandschaft eingebunden, erfüllte der Berghof damit genau jene Postkarten-Klischees, die auswärtige Besucher sich vom Alpenvorland gemacht hatten. Selbst die so ungeschickte Erweiterungskonstruktion war, als Pension oder zur Freude ihres zu Geld gekommenen Besitzers, durchaus nichts Ungewöhnliches in einer Region, die seit geraumer Zeit bescheidenen wirtschaftlichen Aufschwung gesehen hatte.<sup>82</sup> Ähnliche Assoziationen vermochte die zur ländlichen Umgebung passende Innenausstattung zu erwecken. Während Troost die Räume im repräsentativen Dampferstil des Dritten Reiches hatte einrichten lassen, sorgte seine Frau auf Anweisung Hitlers für die Verwendung gediegener Stoffe und Textilien, welche insbesondere der großen Halle eine durchaus warme Note gaben.<sup>83</sup> In der Tat verfehlte die bewusst zurückhaltend Ausgestaltung ihre Wirkung gerade auf englische Besucher nicht. „*It seemed to me*“, notierte

<sup>77</sup> 2. Mai 1933, in Wojciech Skóra, Piotr Długołęcki und Włodzimierz Borodziej (Hrsg.), *Polskie Dokumenty Dyplomatyczne* (Warschau: Polski Instytut Spraw Międzynarodowych, 2015), Nr. 127, 282; vgl. Alfred Wysocki, *Tajemnice dyplomatycznego seifu* (Warschau: Książka i Wiedza, 1978), 139.

<sup>78</sup> Zitiert nach Helmuth Greiner, *Die oberste Wehrmachtführung, 1939–1943* (Wiesbaden: Limes-Verlag, 1951), 25; vgl. Ullrich, *Adolf Hitler*, Bd. 1, 427–430.

<sup>79</sup> Vgl. Feiber, „Filiale von Berlin“, 60.

<sup>80</sup> Speer, *Erinnerungen*, 60.

<sup>81</sup> 25. Juni 1943, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil 2, Bd. 8, 423.

<sup>82</sup> Stratigakos, *Hitler at Home*, 77; vgl. auch Speer, *Erinnerungen*.

<sup>83</sup> Ebd., 73–78, 87–89.

ein Begleiter Lloyd Georges, „*larger than some of the finest of our reception rooms in Whitehall, much quieter in style and decoration.*“<sup>84</sup>

Zur Kulisse kam die Performance, kam das Drehbuch, nach dem diese Beschwichtigungs-Empfänge stets abliefern. Noch bevor die Besucher den entlegenen Berghof erreicht hatten, wurden sie von der NS-Regie im wahrsten Sinne des Wortes abgeholt, da Hitler es sich nicht nehmen ließ, seinen ausländischen Gästen sein berühmtes Auto, den eigenen Sonderzug, ja selbst das Privatflugzeug zur Abholung entgegenzuschicken.<sup>85</sup> An der Treppe zum Haupthaus, über dem Gast stehend, kam der Reichskanzler dann scheinbar generös dem Besucher entgegen,<sup>86</sup> dabei gekleidet in einem Anzug, der so unscheinbar war, dass es fast zum diplomatischen Eklat gekommen wäre, als der britische Außenminister Hitler für einen gewöhnlichen Bediensteten des Berghofs hielt.<sup>87</sup> Nach der Begrüßung geleitete Hitler seine Besucher in die große Halle, in welcher – vertrautes Bild für die englischen Besucher – bereits der Tisch zum Nachmittagstee gedeckt war.<sup>88</sup> Bei dieser Zeremonie konnte Hitler, „große Stücke Sachertorte und Linzertorte“ reichend, die ihm vertraute österreichische Gastkultur ausspielen, wobei sein kleinbürgerlicher Habitus mitunter geradezu linkische Züge annahm.<sup>89</sup> „*The Führer himself*“, notierte ein Teilnehmer, „had what looked like Zwiebacks and petit beurre biscuits and butter and ate very little“.<sup>90</sup> Was immer die Teilnehmer von Hitlers seltsamen Gebaren (bei anderer Gelegenheit

**84** 5. September 1936, in Thomas Jones, *A Diary with Letters, 1931–1950* (London: Oxford University Press, 1954), 249.

**85** 13. August 1935, vgl. John Barnes and David Nicholson (Hrsg.), *The Empire at Bay: The Leo Amery Diaries, 1929–1945* (London: Hutchinson, 1988), 396.

**86** September 1936, vgl. Colin Cross (Hrsg.), *Life with Lloyd George: The Diary of A. J. Sylvester, 1931–1945* (London: Macmillan, 1975), 5, 149; Ivone Kirkpatrick, *The Inner Circle: Memoirs of Ivone Kirkpatrick* (London: Macmillan, 1959), 94; Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne*, 336, 377.

**87** „I assumed this was a footman who had come down to help me out of the car [...]“, in Earl of Halifax, *Fulness of Days* (London: Collins, 1957), 185; vgl. „[M]y first impression was that both his appearance and his manner were those of a shop-walker“, in Leopold S. Amery, *My Political Life: The Unforgiving Years, 1929–1940*, Bd. 3 (London: Hutchinson, 1955), 130; „In seiner schmucklosen Uniform eines Hotelnachtportiers [...]\“, in Filippo Anfuso, *Rom-Berlin in diplomatischem Spiegel* (München/Essen/Hamburg: Pohl, 1951), 34.

**88** Albert J. Sylvester, *The Real Lloyd George* (London: Cassell, 1954), 211; 19. September 1938, in Robert Self (Hrsg.), *The Neville Chamberlain Diary Letters: The Downing Street Years, 1934–1940*, Bd. 4 (Aldershot: Ashgate, 2005), 347.

**89** Anfuso, *Rom-Berlin in diplomatischem Spiegel*, 38.

**90** 5. September 1936, in Jones, *A Diary with Letters, 1931–1950*, 249.

aß er „*a plate of mixed walnuts and plain chocolate*“<sup>91</sup>) hielten, den Eroberer Europas stellte man sich gewiss anders vor.

Die vielleicht elaborierteste dieser Vorstellungen gab Hitler für den englischen Premierminister. Als dieser auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise überraschend seine Bereitschaft erklärte, nach Deutschland zu kommen,<sup>92</sup> da entschied sich Hitler bewusst, dem fast siebzigjährigen Premierminister nicht entgegenzureisen, sondern ihn „in einer Umgebung zu empfangen, die der englischen Vorliebe für das Landleben entsprach“.<sup>93</sup> So kam es, dass auch Chamberlains erste Begegnung mit dem Diktator auf halber Höhe der Berghof-Treppe stattfand. Einmal mehr verfehlte dabei Hitlers genau auf den Gast abgestimmte Kleidung („*He wore black trousers such as we wear in the evening*“<sup>94</sup>) ihre Wirkung nicht. „*You would never notice him in a crowd & would take him for the house painter he once was*“, ließ Chamberlain seine Schwester wissen, und dem Kabinett teilte er mit, der „Führer“ sei ja doch nur „*the commonest little dog he had ever seen*“.<sup>95</sup> Unauffällig, ja zurückhaltend war auch die Umgebung, in der die entscheidende Besprechung stattfand. Für den Businessman Chamberlain musste Hitlers kahles Arbeitszimmer („*There wasn't even a clock*“<sup>96</sup>) als Ausdruck geschäftstüchtiger Nüchternheit erscheinen. Tatsächlich verließ der Premierminister den Berghof überzeugt, einen vertrauenswürdigen Geschäftspartner getroffen zu haben. „*I got the impression that here was a man who could be relied upon when he had given his word*“.<sup>97</sup>

Doch war der britische Premierminister nicht der Einzige, den die Vorstellung auf dem Berg tief beeindruckte. Italo Balbo kehrte „verzaubert“ von seiner Reise zurück, Leo Amery bewunderte Hitlers „extraordinarily ascetic life“ und Lloyd George nannte den Diktator nach seiner Rückkehr öffentlich „*the George*

<sup>91</sup> Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 95.

<sup>92</sup> 13. September, in Ernest L. Woodward und Rohan Butler (Hrsg.), *Documents of British Foreign Policy, 1919–1939*, Bd. 3, II (London: His Majesty's Stationery Office, 1946–1986), Nr. 862, 314.

<sup>93</sup> Below, *Als Hitlers Adjutant*, 122; ebenso bei Empfang Halifax' in Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 94.

<sup>94</sup> 19. September 1938, in Self (Hrsg.), *The Neville Chamberlain Diary Letters*, 346.

<sup>95</sup> Ebd.; 17. September 1938, in *The Diaries of the 1st Lord Caldecote*, Churchill Archives Centre, INKP, 1, 13; 17. September 1938, vgl. The National Archives, CAB 23/95, Cabinet 39 (38), 8, Blatt 71.

<sup>96</sup> 19. September 1938, in Self (Hrsg.), *The Neville Chamberlain Diary Letters*, 347; vgl. 17. September 1938, in The National Archives, CAB 23/95, Cabinet 39 (38), 8, Blatt 71; Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne*, 396.

<sup>97</sup> 19. September 1938, in Self (Hrsg.), *The Neville Chamberlain Diary Letters*, 348.

*Washington of Germany*.<sup>98</sup> Ursache dieses geradezu verblüffenden Erfolges war nicht zuletzt der Überraschungseffekt, den der Berghof für nahezu jeden seiner Besucher bereithielt. In Zeitungsbildern und *Weekly Newsreels* hatten die ausländischen Staatsmänner bisher Hitler vornehmlich als schreienden Demago- gen, als tobenden Diktator in Parteitagskulisse vor Augen geführt bekommen. Umso stärker war nun der Eindruck, als er ihnen dann „*very quiet and restrained*“<sup>99</sup> in seinem oberbayrischen Domizil entgegentrat.<sup>100</sup> Mit österreichischem Akzent und den seltsamen Tischmanieren entsprach er dabei genau dem Stereotyp vom gutmütigen Deutschen, vom oberbayrischen Landmann, der zwar durch die Jahre auf der Alm gewiss etwas wunderlich geworden, aber doch im Grunde harmlos war. „Ich habe erwartet“, erinnerte sich der französische Botschafter nach seinem ersten Besuch auf dem Berghof, „einen Jupiter Tonans in seiner Burg zu finden, und treffe einen einfachen, sanften, vielleicht schüchternen Mann in seinem Landhaus.“<sup>101</sup> Auch Chamberlain, der Hitler noch vier Tage zuvor einen „*lunatic*“<sup>102</sup> genannt hatte, musste nach seiner Rückkehr verblüfft eingestehen, dass „*no signs of insanity were shown*“.<sup>103</sup> Verstärkt wurde die Wirkung der Berghof-Besuche noch durch den Vergleich mit den pompösen Empfängen, die Hitlers faschistischer Amtskollege im Palazzo Venezia veranstaltete.

---

<sup>98</sup> 16. August 1938, in Galeazzo Ciano, *Tagebücher, 1937–1938* (Hamburg: Krüger, 1949); 13. August 1935, in Barnes und Nicholson (Hrsg.), *The Empire at Bay*, 397; Lloyd George im *Daily Express*, 17. September 1936, 12, zitiert in Stella Rudman, *Lloyd George and the Appeasement of Germany, 1919–1945* (Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 2011), 227. Privat äußerte Lloyd George gar: „I say Heil Hitler – he certainly is a great man“, vgl. Malcolm Christie, *The Papers of Group Captain Malcolm Christie*, Churchill Archives Centre, Cambridge, CHRS, 1/29, 3; das Zitat auch in Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne*, 340; 4. September 1936, vgl. Cross (Hrsg.), *Life with Lloyd George: The Diary of A.J. Sylvester*, 148.

<sup>99</sup> 17. bis 21. November 1937, in Woodward und Butler (Hrsg.), *Documents of British Foreign Policy*, Bd. 2, XIX, Nr. 336, 546; vgl. „Notes of a Conversation between Lloyd George and Hitler at Berchtesgarden“, 4. September 1936, abgedruckt in Martin Gilbert, *The Roots of Appeasement* (London: Weidenfeld & Nicolson, 1966), 197.

<sup>100</sup> „[A]m Radio habe ich die rauhe, schreiende, drohende, fordernde Stimme des Führers gehört und lerne soeben einen Hitler mit warmer, ruhiger, freundlicher, verständnisvoller Stimme kennen“, in Robert Coulondre, *Von Moskau nach Berlin, 1936–1939: Erinnerungen des französischen Botschafters* (Bonn: Athenäum, 1950), 310.

<sup>101</sup> Ebd.

<sup>102</sup> 11. September 1938, in Self (Hrsg.), *The Neville Chamberlain Diary Letters*, 344; ähnlich am 3. September 1939 in ebd., 342.

<sup>103</sup> 17. September 1938, in *The Diaries of the 1st Lord Caldecote*, Churchill Archives Centre, INKP, 1, 13; ebenso am 17. September 1938, The National Archives, CAB 23/95, Cabinet 39 (38), 9, Blatt 72; 19. September 1938, in Self (Hrsg.), *The Neville Chamberlain Diary Letters*, 347.

„*Contrast him*“, war Lloyd Georges Antwort, als man ihn nach seinem Urteil fragte, „*with Mussolini. He seems essentially modest*“.<sup>104</sup>

Gleichwohl konnte, wir hatten das eingangs bemerkt, Hitler, wenn nötig, auch ganz andere Rollen spielen. Nachdem die Risikoperiode der ersten Jahre durchschritten war und das Regime sich auch militärisch einer Konfrontation gewachsen glaubte, wurde der Berghof zunehmend zum Instrument einschüchternder Machtprojektion. Die Verwendung der Hitler-eigenen Transportmittel etwa wandelte sich nun von der Geste entgegenkommender Höflichkeit zum Instrument drohender Einschüchterung. Als Chamberlain im Sonderzug vom Münchner Bahnhof abgeholt wurde, da rollten, wie sich der Dolmetscher später erinnerte, fast während der gesamten dreistündigen Fahrt Truppentransporter vorbei, die „mit ihren frisch eingekleideten Soldaten und den in die Luft ragenden Geschützrohren einen dramatischen Hintergrund bildeten“.<sup>105</sup>

Derart eingestimmt, erreichten die Staatsmänner schließlich das „Führer-sperrgebiet“ auf dem Obersalzberg, für welches Hitler seit 1938 angeordnet hatte, dass alle Besucher – ohne Ausnahme – durch SS-Wachen zu kontrollieren seien.<sup>106</sup> Eine weitere Begegnung mit der SS erwartete die Gäste am Fuße der Eingangstreppe in Form einer Empfangskompanie, und selbst während des Essens machte Hitlers mörderische Garde, diesmal als Dienerschaft im schneeweissen Livree, ihre eiskalte Präsenz bemerkbar.<sup>107</sup> Zur bedrückenden Atmosphäre trugen auch die überdimensionalen Proportionen der „Großen Halle“ bei, und hier nicht zuletzt die des berühmten Panorama-Fensters. Die schweren Eisenketten zur Versenkung des Fensters in den Boden hatte Hitler eigens einbauen lassen, und stolz demonstrierte er das Kunststück seinen Besuchern, die nicht umhinkamen zu bemerken, dass der freie, einer Kinoleinwand gleichende Blick auf das gewaltige Alpenpanorama nicht ohne beeindruckende Wirkung blieb.<sup>108</sup> Nach seiner Rückkehr ließ Lloyd George sich umgehend ein solches Fenster einbauen.<sup>109</sup>

---

<sup>104</sup> 5. September 1936, in Jones, *A Diary with Letters*, 247.

<sup>105</sup> Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne*, 395.

<sup>106</sup> Albert A. Feiber und Thomas Schlemmer, „Obersalzberg and the Axis: State Visits Between Idyll, Diplomacy, and Atrocity“, in *Rethinking Fascism: The Italian and German Dictatorships*, hrsg. von Andrea Di Michele und Filippo Focardi (Berlin/Boston: De Gruyter, 2022), 189.

<sup>107</sup> Kurt Schuschnigg, *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot: Aufzeichnungen des Häftlings Dr. Auster* (Zürich: Amstutz, Herdeg & Co., 1946), 45.

<sup>108</sup> Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 96; 5. September 1936, in Jones, *A Diary with Letters*, 249, 251; Sylvester, *The Real Lloyd George*, 203; Anfuso, *Rom-Berlin in diplomatischem Spiegel*, 36; Michał Łubieński, *Refleksje i reminiscencje* (Warschau, 2012), 141; vgl. Stratigakos, *Hitler at Home*, 80–86.

<sup>109</sup> Antony Lentin, *Lloyd George and the Lost Peace: From Versailles to Hitler, 1919–1940* (Hounds mills Basingstoke Hampshire/New York: Palgrave Macmillan, 2001), 105.

Dass solche Theater-Effekte durchaus zum beabsichtigten Repertoire Hitler-scher Außenpolitik gehörten, hatte der Diktator – stets bemüht, sich seiner Umgebung als den ausländischen Staatsmännern überlegen zu präsentieren – wiederholt durchblicken lassen. Das 2000 Meter über dem Meeresspiegel liegende Kehlsteinhaus etwa war bei der Einweihung entgegengenommen worden mit der geäußerten Absicht Hitlers, „hier auch Besucher, die er besonders ehren oder beeindrucken wollte“, hinaufzuführen.<sup>110</sup> In ähnlicher Manier prahlte Hitler nach dem Empfang Chamberlains „in freudiger Bewegung“ damit, wie er den britischen Premierminister mit „Einschüchterungsmethoden und taktischen Kniffen [...] in die Ecke florettet habe“.<sup>111</sup> So seltsam diese Art von Theater-Diplomatie auch erscheinen mag, so besteht doch, mindestens im Falle Chamberlains, kein Zweifel an ihrem Erfolg. „*It was*“, ließ der Premierminister nach seiner Rückkehr das Kabinett wissen, „*impossible not to be impressed with the power of the man.*“<sup>112</sup>

Die bekannteste dieser Vorstellungen war nun zweifellos der Empfang Kurt Schuschniggs auf dem Berghof. Schon vor seiner Ankunft musste der österreichische Bundeskanzler – im eigens entgegengeschickten Sonderzug – vom deutschen Botschafter erfahren, dass bei der Besprechung auf dem Berg auch die Spitzen der Wehrmacht anwesend sein würden.<sup>113</sup> Tatsächlich hatte Hitler „für einen optischen Zweck“ eigens angeordnet, „ein oder zwei Generale kommen zu lassen, die [...] besonders martialisch wirken sollten“.<sup>114</sup> So kam es, dass der Bundeskanzler von seinem deutschen Amtskollegen in Begleitung von drei Generälen – diesmal am Fuße der Treppe – empfangen wurde. Nach kurzer Begrüßung und ohne das übliche Zeremoniell wurde der Gast von einem ernst dreinblickenden Hitler („Seine Miene war düster, die Stirn gerunzelt“) direkt ins Arbeitszimmer geführt, wo die Atmosphäre, nach der Schilderung Schuschniggs, „äußerst hart“ war.<sup>115</sup> Als der Bundeskanzler trotz stundenlanger Bearbeitung partout die Unabhängigkeit seines Landes nicht aufgeben wollte, kam

<sup>110</sup> Below, *Als Hitlers Adjutant*, 124.

<sup>111</sup> Leonidas E. Hill (Hrsg.), *Die Weizsäcker-Papiere, 1933–1950* (Berlin/Frankfurt am Main/Wien: Propyläen, 1974), 143.

<sup>112</sup> „[T]he PM was impressed with his power“, am 17. September 1938, in *The Diaries of the 1st Lord Caldecote*, Churchill Archives Centre, INKP, 1, CAB 23/95, Nr. 72, 9.

<sup>113</sup> United States Government (Hrsg.), *Nazi Conspiracy and Aggression*, Bd. V (Washington: United States Gov. Print. Off., 1946), 2995-PS, Schuschnigg Affidavit, 19. November 1945, 710.

<sup>114</sup> Below, *Als Hitlers Adjutant*, 84; Wilhelm Keitel, *Mein Leben: Pflichterfüllung bis zum Untergang* (Berlin: Quintessenz Verlag, 1998), 217.

<sup>115</sup> Henrik Eberle (Hrsg.), *Das Buch Hitler: Geheimdossier des NKWD für Josef W. Stalin, zusammengestellt aufgrund der Verhörprotokolle des Persönlichen Adjutanten Hitlers, Otto Günsche, und des Kammerdieners Heinz Linge, Moskau: 1948/49* (Bergisch Gladbach: Lübbe,

schließlich der große Auftritt der militärischen Statisten. Laut nach „General Keitel!“ rufend, riss Hitler in gespielter Erregung die Tür auf und verlangte nach dem Chef des OKW.<sup>116</sup> Als der herbeigeeilte Keitel nach dem Abgang Schuschniggs wissen wollte, was der „Führer“ denn befiehle, erhielt er jedoch nur zur Antwort: „Gar nichts! Setzen Sie sich“, und musste die nächsten zehn Minuten im Zimmer ausharren, damit der dramatische Effekt nicht gestört werde.<sup>117</sup> „Keitel“, so bemerkte Hitlers Adjutant später, „mußte sich daran gewöhnen, selbst dann zur Stelle sein zu müssen, wenn er an keiner Besprechung teilnehmen sollte.“<sup>118</sup>

Über den Effekt dieser Vorstellung gingen die Meinungen naturgemäß auseinander. Während Hitler damit prahlte, er habe „mit Kanonen gedroht“, woraufhin „Schuschnigg ganz zusammengeknickt“ sei,<sup>119</sup> beharrte der österreichische Bundeskanzler zeitlebens darauf, dass die militärische Drohkulisse auf seine Entscheidung zur Zustimmung zum Berchtesgadener Abkommen keinerlei Einfluss gehabt habe.<sup>120</sup> Tatsächlich war der Eindruck der Hitlerschen Vorstellung etwas getrübt worden, als die ahnungslosen Generäle während der Mittagspause Schuschnigg versichert hatten, „sie hätten keine Ahnung, aus welchem Grunde sie heute herauftiziert worden seien“.<sup>121</sup> Trotz solcher Lücken in der NS-Regie, scheint die Vorstellung allerdings nicht ganz ohne Effekt geblieben zu sein. Der ebenfalls anwesende österreichische Außenminister sagte später aus, dass die Delegation „Angst“ gehabt habe: „Der Kanzler war auch der Meinung, daß wir eventuell, wenn die Verhandlungen nicht gutgehen, wir nicht mehr wegkommen.“<sup>122</sup>

Nach dem bisher Gesagten mag es erscheinen, als ob der Berghof ganz Inszenierung, ganz wohlkalkulierte Kulisse zu bewusstem Zweck war. Es gehört jedoch zur Eigentümlichkeit dieses modernen Fürstenhofes, dass die persönli-

2005), 71; Internationaler Militärgerichtshof (Hrsg.), *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, XVI, Aussage Schmidt, 13. Juni 1946, 185.

**116** Schuschnigg, *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot*, 49.

**117** Keitel, *Mein Leben: Pflichterfüllung bis zum Untergang*, 218; Internationaler Militärgerichtshof (Hrsg.), *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, X, Aussage Keitel, 3. April 1946, 567.

**118** Below, *Als Hitlers Adjutant*, 84.

**119** 15. Februar 1938, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 5, 159; Speer, *Erinnerungen*, 111; Below, *Als Hitlers Adjutant*, 86; Eberle (Hrsg.), *Das Buch Hitler*, 72.

**120** Kurt Schuschnigg, *Im Kampf gegen Hitler: Die Überwindung der Anschlussidee* (Wien/München/Zürich: Molden, 1969), 233.

**121** Schuschnigg, *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot*, 46.

**122** Internationaler Militärgerichtshof (Hrsg.), *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, XVI, Aussage Schmidt, 13. Juni 1946, 188.

chen Eigenarten – die Launen – seines Hausherrn auch vor der allerhöchsten Diplomatie nicht Halt machten. Mehr noch, im Gegensatz zu dem in der Forschung überwiegend betonten Bild von der berechneten Inszenierung, legte Hitler gelegentlich eine geradezu verblüffende Nonchalance in Fragen der Diplomatie an den Tag.

Schon die Frage, ob Hitler bewusst den Berghof als Empfangsort für seine Gäste auswählte, oder ob er sie nicht schlicht einfach deswegen dort empfing, weil er sich nun einmal lieber in seinem alpinen Ferienhaus als im geschäftigen Berlin aufhielt, ist nur schwer zu beantworten.<sup>123</sup> Von seinem Adjutanten erfahren wir, dass Hitler „den Tag in München wie üblich für seine privaten Interessen nutzen“ wollte, als ihn die Anfrage Chamberlains erreichte,<sup>124</sup> und als Beck im darauffolgenden Winter für den „5. oder 6. Januar“ ein Treffen „in Berlin [...] oder falls Sie an diesen Tagen nicht dort sein sollten [...] an einem anderen Ort“ vorschlug, da hatte er damit just einen Zeitraum benannt, den Hitler ohnehin gewöhnlich auf dem Berghof verbrachte.<sup>125</sup> Umgekehrt ist davon auszugehen, dass Hitlers impulsiven Entschlüsse – mehrfach stand für die Eingeladenen bereits am nächsten Tag die Privatmaschine bereit – gar kein Raum für ein anderes Arrangement gelassen hätten.<sup>126</sup> So fand die hektische Krisendifdiplomatie vor der Münchner Konferenz und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auch deswegen auf dem Berghof statt, weil Hitler die beiden Sommer 1938 und 1939 mal wieder nahezu vollständig in seinem oberbayrischen Feriendorf verbracht hatte.<sup>127</sup>

Doch folgte nicht nur der Ort, sondern auch der Ablauf der diplomatischen Empfänge mitunter Hitlers privaten Geflogenheiten. So war etwa der müde Eindruck Hitlers, der beim Besuch Cianos am 12. August allseits bemerkt wurde, der Auskunft eines Dieners nach zurückzuführen auf die Tatsache, dass der Diktator am Vortag einmal mehr „die ganze Nacht im Kreise der Getreuen zerredet“

<sup>123</sup> Vgl. Junge, *Bis zur letzten Stunde*, 91.

<sup>124</sup> Below, *Als Hitlers Adjutant*, 122; 18. September 1938, vgl. Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 6, 97.

<sup>125</sup> 20. Dezember 1938, in Bußmann (Hrsg.), *Akten zur deutschen auswärtigen Politik*, Serie D, Bd. V, Nr. 115, 122.

<sup>126</sup> Józef Lipski, *Diplomat in Berlin, 1933–1939: Papers and Memoirs of Józef Lipski, Ambassador of Poland* (New York/London: Columbia University Press, 1968), 405; 20. Oktober 1939, in Ministère des relations extérieures, *Documents diplomatiques français, 1932–1939*, Bd. 2, XII, Nr. 197, 339; 14. August 1939, in ebd., XVIII, Nr. 29, 29.

<sup>127</sup> In den drei Monaten vor dem entscheidenden Treffen in Bad Godesberg hatte Hitler sich nur acht Tage in Berlin aufgehalten. Den drei Monaten vor Abschluss des Hitler-Stalin Paktes gingen ebenfalls nur acht Tage in Berlin voraus.

hatte.<sup>128</sup> Dort jedenfalls, wo der mitteleuropäischen Zeit nach eigentlich ein Mittagessen hätte stattfinden müssen, fand sich im offiziellen Protokoll nur ein „Frühstück“ vermerkt.<sup>129</sup> Auch Lord Rothermere, der mächtige Londoner Zeitungsmagnat, kam bei seinem Besuch in den Genuss eines späten Frühstückes mit dem Langschläfer Hitler, an welches sich gleich noch der übliche Spaziergang zum nahegelegenen Teehaus (samt obligatorischem Rücktransport per VW Kabrio) anschloss. Weniger harmlos war, was sich dann ereignete. Noch immer nicht gewillt von seinem gewohnten Tagesablauf abzurücken, nötigte Hitler seinen prominenten Gast auch noch zur Teilnahme an der allabendlichen Filmvorführung, für welche er diesmal „Stoßtrupp 1917“ als die passende Wahl auserkoren hatte. Lord Rothermere, der im Weltkrieg zwei Söhne verloren hatte, musste nun, tief ergriffen, wie Goebbels bemerkte, 120 Minuten lang die Kämpfe an der Westfront über sich ergehen lassen. Stephanie Hohenlohe, die weibliche Begleitung Rothermeres, brach während der Vorführung in Tränen aus.<sup>130</sup>

Die Vermischung von privatem und politischem Raum sorgte mitunter für weitreichende diplomatische Verwicklungen. Als Beck schließlich am 5. Januar 1939 auf den Berghof kam, um die Zukunft der deutsch-polnischen Beziehungen zu besprechen, da war dem Kettenraucher nicht nur, wie schon Schuschnigg, das Rauchen nach den Gepflogenheiten des Hauses untersagt,<sup>131</sup> sondern er musste Hitlers Aufmerksamkeit auch mit dem am gleichen Tag auf dem Berg eingetroffenen Goebbels teilen, dessen ehebrecherische Aktivitäten einmal mehr die Intervention des deutschen Staatsoberhauptes erforderten.<sup>132</sup> Während Hitler am nächsten Tag vier Stunden lang mit dem Propagandaminister auf dem Berg beratschlagte, verhielt sich der nun auf sich allein gestellte Ribbentrop in München derart undiplomatisch, dass Beck unmittelbar nach seiner Rückkehr dem eigens einberufenen Staatsrat das Ende seiner deutschfreundlichen Politik verkündete.<sup>133</sup> Wenn hier auch gewiss andere als nur persönliche Animositäten (Beck hielt den deutschen Außenminister für einen „gefährlichen Verrück-

<sup>128</sup> Eugen Dollmann, *Dolmetscher der Diktatoren* (Bayreuth: Hestia, 1963), 108.

<sup>129</sup> Feiber und Schlemmer, „Obersalzberg and the Axis“, 200; mittags „geföhstückt“ wurde auch beim Empfang Schuschniggs und der Generäle am 22. August, siehe Schuschnigg, *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot*, 45, und Baumgart, „Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939“, 145.

<sup>130</sup> 7. Januar 1937, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 3/2, 319.

<sup>131</sup> Internationaler Militärgerichtshof (Hrsg.), *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, XVI, Aussage Schmidt, 13. Juni 1946, 185; Frank, *Im Angesicht des Galgens*, 338.

<sup>132</sup> 8. Januar 1939, in Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. 6, 228.

<sup>133</sup> „[T]his meeting revealed to me the dangerous silhouette of Ribbentrop“, in Józef Beck, *Final Report* (New York: Speller, 1957), 171.

ten“<sup>134</sup>) eine Rolle spielten, so hat die Vermischung von Privatem und Politischem doch mindestens das „Wie“ dieses Bruches beeinflusst.

Wenn Hitler bereits bei Gästen, die er für sich einzunehmen suchte, derart wenig Rücksicht nahm, so war es doch nichts im Vergleich zu den Manieren, die er beim Empfang ihm unerwünschter Besucher an den Tag legte. „[H]e behaved throughout like a spoilt, sulky child“, hielt der entsetzte Kirkpatrick fest, nachdem Hitler sich beim Empfang des britischen Außenministers geradezu demonstrativ danebenbenommen hatte. In Gegenwart des passionierten Jägers Halifax hatte er einmal mehr seiner, der übrigen Tischgesellschaft sattsam bekannten, Abneigung gegen den Jagdsport freien Lauf gelassen und mit verächtlicher Handbewegung bemerkt, man könne doch gleich ins Schlachthaus gehen und dort eine Kuh totschießen.<sup>135</sup> Damit nicht genug, erklärte Hitler dem ehemaligen Vizekönig von Indien bei Kaffee und heißer Schokolade, wie er das Problem der indischen Unabhängigkeitsbewegung doch viel einfacher hätte lösen können: „Shoot Gandhi“, so Hitlers simple Lösung, „if necessary, shoot more leaders of Congress. You will be surprised how quickly the trouble will die down“.<sup>136</sup> Dergleichen war nun auch für die deutschen Gäste nur schwer zu ertragen. „[I]t was a pity the Führer had been tired and out of sorts“, versuchte Neurath im Anschluss die Sache zurechtzubiegen, während der anwesende Dolmetscher die „Malaise“ mit einem momentanen Unwohlsein des deutschen Staatsoberhaup tes zu entschuldigen suchte.<sup>137</sup> Der britische Außenminister jedoch vermochte nur schwerlich sich einen Reim auf das soeben Erlebte zu machen. „Lord Halifax“, erinnerte sich Kirkpatrick später, „confessed that Hitler had bewildered him.“<sup>138</sup>

Doch war es nicht nur der äußere Tagesablauf, der die offiziellen Besuche auf dem Berghof mit Hitlers privater Lebensweise verband. Gewohnt, am vertrauten Ort eine willige Zuhörerschaft zu finden, plauderte Hitler während der Verhandlungspausen auch gegenüber seinen ausländischen Gästen über alles, was ihm gerade in den Sinn kam, Experte für das eine nicht minder als das an-

<sup>134</sup> „Dangerous imbecile“, 7. April 1938, in United States Government (Hrsg.), *Foreign Relations of the United States, Diplomatic Papers, 1939*, Bd. 1, General (Washington: U. S. Gov. Print. Off., 1956), 118; für Beck wirkte Ribbentrops arrogantes Auftreten als „Snobismus zugunsten des Westens und Benachteiligung des Ostens, wie bei den alten Junkern“, 8. Dezember 1938, in Józef Beck an Józef Lipski, Hoover Institution, MSZ Records, Box 196, Folder 7, 2.

<sup>135</sup> Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 96.

<sup>136</sup> Halifax' Bericht in Anthony Eden, *Facing the Dictators* (London: Cassell, 1962), 585; ebenso Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 97.

<sup>137</sup> Ebd., 98; vgl. *Halifax Papers*, Churchill Archives, A4 410 3 3, „Statement Paul Schmidt, Note by Kirkpatrick“, 21. November 1937, 28; ebd. „Lord Halifax's Diary“, 19. November 1937, 13.

<sup>138</sup> Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 98.

dere. „*For some time*“, notierte ein Begleiter Loyd Georges, „*the talk rambled over preservation of ancient and beautiful buildings, then the comparative value of aeroplanes and Zeppelins, the Führer had clearly made up his mind that the Zeppelins were anything but a commercial proposition*“.<sup>139</sup> In ähnlicher Weise gab sich Hitler gegenüber Schuschnigg zunächst als Motorenliebhaber zu erkennen, erzählte dann von „unliebsamen Paradeerinnerungen mit Gäulen“ und gab schließlich bekannt, in Hamburg „die größte Brücke der Welt“ bauen zu wollen.<sup>140</sup> Beim Besuch Halifax’ war er nicht nur Experte für die Niederschlagung der indischen Freiheitsbewegung, sondern auch Kenner der Meteorologie („*The weather prophets are idiots*“) und Sachverständiger für die Sicherheit des Flugverkehrs („*Only a fool will fly if he can go by train or road*“).<sup>141</sup> Ebenso lehrte er Lloyd George über die Ursache des Weltkrieges und die polnische Delegation über die Verderbtheit moderner Kunst.<sup>142</sup> Überall kannte er sich aus, nirgends duldet er Widerspruch. „Das Querulantenhafte in seinem Charakter“, erinnerte sich ein ausländischer Besucher später, „trat sehr deutlich hervor.“<sup>143</sup>

Zwar war Hitler während des offiziellen Teils der Besuche stets bemüht, nüchtern und vernünftig zu erscheinen, doch lässt sich der Eindruck nicht vermeiden, dass das Monologisieren bei Tisch auch auf die Diplomatie abzufärben begann. Schuschnigg berichtete später, während der ersten Zusammenkunft hätte Hitler keine Forderungen gestellt, sondern nur zwei Stunden lang die österreichische Politik („*past and present*“) beschimpft.<sup>144</sup> Ebenso war Chamberlain überrascht, gleich zu Beginn der ungewöhnlich langen Besprechung Zeuge eines ausufernden Monologes über die Grundzüge deutscher Außenpolitik zu werden.<sup>145</sup> Auch begann der Inhalt solcher Ausführungen mitunter ins Groteske abzugleiten. Gegenüber Beck spekulierte Hitler über die Möglichkeit, polnische Juden in Afrika anzusiedeln,<sup>146</sup> zu Ciano erklärte er, man müsse sich über das Eingreifen der Alliierten keine Sorgen machen, da man ja zur Not die niederlän-

---

<sup>139</sup> 5. September 1936, in Jones, *A Diary with Letters*, 249.

<sup>140</sup> Schuschnigg, *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot*, 45.

<sup>141</sup> Kirkpatrick, *The Inner Circle*, 96.

<sup>142</sup> Łubieński, *Refleksje i reminiscencje*, 142.

<sup>143</sup> Nach einem Treffen in der Reichskanzlei, in Birger Dahlerus, *Der letzte Versuch, London-Berlin, Sommer 1939* (München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1948), 73.

<sup>144</sup> United States Government (Hrsg.), *Nazi Conspiracy and Aggression*, Bd. V, 2995-PS, Schuschnigg Affidavit, 19. November 1945, 710.

<sup>145</sup> 18. September 1938, in Woodward und Butler (Hrsg.), *Documents of British Foreign Policy*, Bd. 3, II, Nr. 928, 374.

<sup>146</sup> 5. Januar 1939, in Bußmann (Hrsg.), *Akten zur deutschen auswärtigen Politik*, Serie D, Bd. V, Nr. 119, 131.

dischen Deiche öffnen könne,<sup>147</sup> und dem Danziger Völkerbund-Kommissar erläuterte Hitler ausführlich seine Theorie, wonach der deutsche Boden demnächst des Düngers „überdrüssig“ sein werde: „er wird zuschlagen wie der menschliche Körper, wenn er mit Medikamenten zwangsernährt wurde“. Als befände er sich noch immer im Kreis vertrauter Zuhörer, erklärte Hitler, „während des gesamten Gesprächs [...] nervös Pralinen knabbernd“, schließlich rundheraus, alles, was er wolle, sei eine freie Hand im Osten, um Lebensraum außerhalb Europas zu gewinnen.<sup>148</sup> Nahtlos gingen hier geplauderte Tischtheorien über in mörderische Politik. In der entrückten Atmosphäre des Berghofs begannen die Konturen zwischen Wahn und Wirklichkeit zu verschwimmen.

## Fazit

Untersucht man den Berghof als Ort eines sich überkreuzenden Raumensembles, so fällt zunächst die Überschneidung von privatem und öffentlichem Raum auf. Staatliche Politik wurde am gedeckten Mittagstisch diskutiert, amtliche Entscheidungen beim Spaziergang zum Teehaus gefasst und ideologische Thesen so lange am Kaminfeuer zum Besten gegeben, bis jeder Zweifel hinwegmonologisiert war. „Er führte“, hat Otto Dietrich diesen Zustand beschrieben, „seine Dienstgeschäfte inmitten seines Privatlebens und lebte ein Privatleben inmitten seiner Amtsgeschäfte.“<sup>149</sup> Dass beide Räume sich überkreuzten, ja regelrecht kontaminierten, konnte für die NS-Außenpolitik nicht ohne Folgen bleiben. Abgeschottet und bevölkert nur von treu ergebenen Ratgebern, wurde der Berghof zur eigens für Hitler errichteten Filterblase, zum – wie es ein Teilnehmer ausdrückte – „Treibhaus“, in dem der Diktator „abgeschlossen, geschützt gegen den natürlichen frischen Luftzug der Wirklichkeit“ zum Unglück der Welt seine außenpolitischen Entscheidungen traf.<sup>150</sup> Dabei geht es, und das soll hier deutlich betont werden, gerade nicht um die Wiederholung der Legende vom irrgeführten Staatsoberhaupt, dem intrigante Gefolgsleute nur angeneh-

---

**147** 12. August 1939, in Ministero degli Affari Esteri (Hrsg.), *I documenti diplomatici italiani, Ottava Serie: 1935–1939*, Bd. XIII, Nr. 4, 4.

**148** 14. August 1939, in Ministère des relations extérieures, *Documents diplomatiques français, 1932–1939*, Bd. 2, XVIII, Nr. 29, 30, 32; siehe auch am 14. August 1939 in Woodward und Butler (Hrsg.), *Documents of British Foreign Policy*, Bd. 3, VI, Nr. 659, 692; 19. August 1939, in Diplomatische Dokumente der Schweiz/Documents Diplomatiques Suisse/Documents Diplomatici Svizzeri, 1939–1940, Bd. 13, Nr. 127, Annexe, 305.

**149** Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, 150.

**150** Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler*, 23; ebenso Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, 202.

me Nachrichten vorgelegt hätten. Vielmehr war es dem Diktator gelungen, durch die bewusste Heranziehung loyaler Dilettanten und die absichtliche Abschottung gegen jede Art von echter Expertise sich in einen Zustand zu versetzen, für den das amerikanische Rechtssystem den Begriff der „*willful blindness*“ kennt. In diesem Sinne leistet die Untersuchung des Berghofs einen Beitrag zur Frage nach den Ursachen der so außergewöhnlichen ideologischen Starrheit Adolf Hitlers.

Über die Mikroebene hinaus entscheidend für die außenpolitische Wahrnehmung der NS-Diktatur war die räumliche Einbettung des Berghofes in den kulturellen Zusammenhang der bayrisch-österreichischen Grenzregion. Dachten die Besucher an ihren letzten Aufenthalt in Deutschland zurück, so war das geistige Bild vor ihren Augen gerade nicht die Rüstungsschmiede des Ruhrgebiets oder die brennenden Synagogen Berlins, sondern die malerische Idylle des Berchtesgadener Voralpenlands. Konfrontiert mit einer Person, deren ideologischen Furor sie nicht verstanden, ja ihrer bürgerlichen Herkunft nach gar nicht verstehen konnten, fielen die ausländischen Staatsmänner zurück auf vertraute Stereotype – Vorurteile im Grunde nur –, um die Lücke zu schließen, die Hitlers Unbegreifbarkeit aufgerissen hatte. Dabei traf es sich, dass die bayrisch-österreichische Kultur, der Hitler qua Geburt und Habitus angehörte, auf der ganzen Welt bekannt war für eine friedfertige Gemütlichkeit, welche man in so angenehmem Kontrast glaubte zum gefürchteten preußischen Militarismus.<sup>151</sup> Coulondres Wort vom „schüchternen Mann in seinem Landhaus“ trifft hier genau die Wirkung, welche Hitlers scheinbar so unbeholfenes Auftreten hinterlassen hat. Vor dem Deutschen mit der Pickelhaube waren die westlichen Politiker in ihren Schulbüchern gewarnt worden, der Österreicher mit den Sahnetorten ließ sie ratlos zurück.

Schließlich war, drittens, entscheidend, dass der Berghof über weite Teile des Jahres das unbestrittene machtpolitische Zentrum des staatlichen Raumes war. Schon dessen geographische Lage, am äußersten, abgelegensten Zipfel des Reichsgebiets, umgeben mehr von österreichischem als deutschem Territorium,

---

<sup>151</sup> So hielt etwa Oberst Beck, selbst aus Galizien stammend, Hitler gerade nicht für einen Exponenten des verhassten preußischen Nationalismus, sondern für einen vertrauten Österreicher, der „auf Germanisierungspolitik verzichten und Bismarck verurteilen“ werde, in Notiz aus dem Beck-Erskine-Gespräch nach dem 4. Dezember 1933, in Skóra, Długołęcki, und Borodziej (Hrsg.), *Polskie Dokumenty Dyplomatyczne*, Nr. 130, 788; ebenso: „*Hitler himself was rather an Austrian – and not a Prussian*“, in Beck, *Final Report*, 25; vgl. auch „*il est apparu que le Chancelier était plus allemand, et surtout plus allemand du sud, plus autrichien que prussien*“, 6. Februar 1934, in Ministère des relations extérieures, *Documents diplomatiques français, 1932–1939*, Bd. 1, V, Nr. 337, Laroche à Daladier, 644; 4. Februar 1934, ebd., Nr. 338, François-Poncet à Daladier, 624.

garantierte eine Abschottung des Staatsoberhauptes von der eigenen Hauptstadt, die im Europa der damaligen Zeit einmalig war. Wer zum Diktator gelangen wollte, musste eine ermüdende, von deutschen Verkehrsmitteln abhängige Anreise in Kauf nehmen, und war eine Übernachtung nötig, so war diese praktisch nur auf Einladung Hitlers möglich. Erschöpft, in ungewohnter Umgebung und auf den guten Willen ihres Gastgebers angewiesen, fanden sich die Besucher in einer Welt wieder, deren Regeln ganz der Diktator kontrollierte. Schuschnigg's Furcht, vom verwünschten Ort nicht mehr wegzukommen, hatte auch hier ihre Ursache.

In diesem häuslich isolierten, regional verorteten und politisch herausgehobenen Raum fällte Hitler nicht nur seine Entscheidungen, sondern verkündete diese auch oft genug der Welt. Dabei war es wiederum gerade die eigentümliche Mischung dieses Ortes aus Privatem und Politischem, aus dauerndem Müßiggang und eingebildeter Tiefe,<sup>152</sup> welche Hitlers überspannten Ansichten etwas seltsam Unwirkliches gab. Als der Diktator am 22. August 1939 auf dem Berghof den in Zivil angetretenen Generälen den bevorstehenden Überfall auf Polen verkündete, da stand er neben dem versenkbarfen Fenster, welches, wie ein Teilnehmer sich erinnerte, einen „großartigen Ausblick auf die Bergwelt“ lieferte, und als er dem Danziger Völkerbunds-Kommissar im hochgelegenen Kehlsteinhaus sein Ziel von Lebensraum im Osten eröffnete, da tat er dies vor einem Hintergrund, den der Schweizer Diplomat als „gewaltigen und grandiosen Ausblick“ beschrieb.<sup>153</sup> Was im nüchternen Amtszimmer eines Weimarer Politikers als Fantasterei beiseite gewischt worden wäre, galt in den schwindelerregenden Höhen des Berghofs als passable Option. In dieser Umgebung war alles möglich.

---

<sup>152</sup> „Es ist kein Zufall, daß ich ihm [dem Untersberg] gegenüber meinen Sitz habe“, Hitler, zitiert in Speer, *Erinnerungen*, 100.

<sup>153</sup> Baumgart, „Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939“, 145; 14. August 1939, in Ministère des relations extérieures, *Documents diplomatiques français*, 1932–1939, Bd. 2, XVIII, Nr. 29, 30.

Lene Faust, Christian Franke

# Territorial (Re-) Configurations: The Catanese Market Fera o'luni facing globalization and European integration

A walk through the city center of Catania in Sicily reveals the consequences of globalization and European integration everywhere. On Via Etnea – the city's main shopping street and boulevard – the volcanic stone of the street and the unobstructed view of the 3 300 m high volcano Etna on a clear day are the only reminders that Catania is at the extreme southern end of the European Union (EU), on an island which is actually known for its own rules and ways of life.<sup>1</sup> Instead, one international retail chain after another has captured Via Etnea since the mid-1990s. Nowadays, the shopping mile is adorned by the same shops and branches that can be found in the same number and with the same range of products in every major European city. Even the local almond specialty *granita* can be enjoyed sitting on the *Aspholmen* garden set of a large Swedish furniture chain.

The city's most important open-air market – the Fera o'luni – stands like a rock in the waves of the apparent loss of Catanese shopping culture, which was shaped by small local shops, local products and open-air shopping experience. Less than a two-minute walk from the Via Etnea, it represents Catanese market tradition and attracts customers and tourists with its chaotic atmosphere, buzz of voices, smells, colors and promise of authentic Catanese trade and identity. That the Fera o'luni faces the same transformational forces of globalization and European integration is equally obvious, but does not play a major role in the market's image and perception. On the contrary, its exoticism as well as the promise of tradition and authenticity is further enhanced by the multiethnic flair of the market traders from all over the world which changed dramatically in the last three decades. The market suggests an immersion in traditional Catania to the growing masses of tourists, although many retailers and products create a globalized ambience.

Originating from this contradiction, this article examines the Fera o'luni on the Piazza Carlo Alberto in Catania as a local microspace of international history. It analyzes the effects of globalization and European integration on eco-

---

<sup>1</sup> Jane Schneider, ed., *Italy's Southern Question: Orientalism in One Country* (Basingstoke: Palgrave, 1998).

nomic and social practices and orders as mechanisms for the construction of space. Space is understood as a set of relationships, constructed through economic and social practices that create connections (of different geographical dimensions).<sup>2</sup> This paper emphasizes the importance of local adaptations of macroscale transformations such as globalization or European integration. The guiding question is: how do globalization and European integration affect the structure, the mechanisms of creating socioeconomic order, and the economic and social interactions on the Fera o'luni in the last three decades?

Markets are particularly suitable for examining social and economic changes generated by global and European macro trends in terms of their local effects. They enable us to classify local phenomena in global contexts. The anthropologist Arjun Appadurai has emphasized in that context that the local level is not just a place where global (or even European) processes are reflected or have an impact. Instead, it is only through face-to-face interaction and the practice of local actors that global (and European) interconnectedness is actually established.<sup>3</sup> In addition to their purely economic distribution function, markets can, therefore, also be understood as social microcultures with their own societal practices and mechanisms of order.<sup>4</sup> Heterogeneous actors with different social and cultural backgrounds come together to trade and sell goods. At the same time, the individual actors – traders, customers, the police and the local administration – follow a specific set of rules and ritualized practices to produce local identities. Markets are interfaces and nodes of economic and social relations of a society, i. e. a combination of economic and social interactions, which mediate differences and serve to integrate into general patterns of interaction.<sup>5</sup> Historic markets such as the Fera o'luni continue to serve as social institutions. As described by Orietta Sorgi, they are:

---

<sup>2</sup> Gudrun Benecke, Željko Branovic and Anke Draude, “Governance und Raum: Theoretisch-konzeptionelle Überlegungen zur Verräumlichung von Governance”, *SFB-Governance Working Paper Series* 13 (2008), accessed May 13, 2025. [https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/19115/sfbgov\\_wp13.pdf?sequence=1&isAllowed=y](https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/19115/sfbgov_wp13.pdf?sequence=1&isAllowed=y).

<sup>3</sup> Arjun Appadurai, “Global Ethnoscapes: Notes and Queries for a Transnational Anthropology”, in *Recapturing Anthropology: Working in the Present*, ed. by Richard Fox (Santa Fe: School of American Research Press, 2002), 191–210.

<sup>4</sup> Rachel Black, *Porta Palazzo: The Anthropology of an Italian Market* (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2012); Sophie Watson, “The magic of the marketplace: Sociality in a neglected public space”, *Urban Studies* 45 (2009): 1577–1598, doi: 10.1177/0042098009105506; Clifford Geertz, “The Bazaar Economy: Information and Search in Peasant Marketing”, *The American Economic Review* 68 (1978): 28–32.

<sup>5</sup> John List, “The Behaviorist Meets the Market: Measuring Social Preferences and Reputational Effects in Actual Transactions,” *Journal of Political Economy* 114 (2006): 1–37, doi: 10.1086/

still today a social fact [...] in which the mutual relationship between men, established through exchange, do not only affect economic aspects in a narrow sense, but also religious, ludic and aggravated ones in various forms. Hence it is not only a place for the exchange of goods but also one of cultural interrelations, of total communications, the founding element of every social organization: a phenomenon referable to the ancient life of the piazza [...] because of its continual harking back to collective and ritual behaviors that need to be expressed in a community dimension.<sup>6</sup>

We argue that the Fera o'luni demonstrates how multiple spaces can coexist within a single place. However, it also highlights that places possess their own logic, which can be understood as “consolidating cultural orders in and in relation to a place”.<sup>7</sup>

The Fera o'luni is one of those open-air markets in Sicily that has successfully managed contemporary challenges, whereas others have already died out. It stands for a specific kind of market, which – also as a result of the changes under consideration here – has a very differentiated range of goods.<sup>8</sup> This paper argues that the interplay of socioeconomic transformations caused by globalization and European integration with the local practices of producing socioeconomic order has enabled the Fera o'luni to survive those changes that have led markets of this kind, with a daily open-air supply of all kinds of daily goods, to decline throughout Europe. The Fera o'luni continues to occupy a firm place in the economic geography of Catania, albeit with a changed functionality. Remarkably, encounters with otherness are renegotiated every day so successfully that Catania is considered particularly migration-friendly among refugees.<sup>9</sup>

As venues of economic and social change, markets have always been a favored field of study for historians across eras. They have been instrumental in identifying trading regions and the evolving roles of markets in economies and societies.<sup>10</sup> With the onset of industrialization, markets became increasingly di-

<sup>498587</sup>; Michele de la Pradella, *Market Day in the Province* (Chicago: University Press, 2006); John Davis, *Exchange* (Buckingham: Open University Press, 1992).

<sup>6</sup> Orietta Sorgi, “Historical Sicilian Markets: Tradition and Change”, in *Mercati storici siciliani*, ed. by Orietta Sorgi (Palermo: CRICD, 2008), 59–74.

<sup>7</sup> Martina Löw, *Vom Raum aus die Stadt denken* (Transcript Verlag, 2018), 165.

<sup>8</sup> Sorgi, “Historical Sicilian Markets”, 61–63.

<sup>9</sup> Nunzio Dell’Erba, *Storia di Catania dalle origini ai giorni nostri* (Pordenone: Biblioteca dell’Immagine, 2016); Maria Sorbello, “Multiculturalism in the Mediterranean Basin: An Overview of Recent Immigration to Sicily”, in *Sicily and the Mediterranean: Migration, Exchange, Reinvention*, ed. by Claudia Karagoz and Giovanna Summerfield (Basingstoke: Palgrave 2015), 179–194.

<sup>10</sup> Karl Heinrich Kaufhold, “Messen und Wirtschaftsausstellungen von 1650 bis 1914”, in *Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit*, ed. Peter Johanek (Köln: Böhlau, 1996), 239–294.

verse while simultaneously growing more abstract and expansive. As the local open-air market lost its economic significance in industrialized Europe and primarily served an upper-class clientele as a fixed location for goods exchange of regional origin, historical scholarship shifted away from this form of trade, which was dwindling in many places.<sup>11</sup> The focus turned to international, European, or global markets, value chains, and their infrastructural underpinnings.<sup>12</sup> Local markets have received scant attention from historical research, a trend that also applies to the Fera o'luni, although it has a completely different meaning for the local economy and society compared to the rest of Europe. Fera o'luni has been addressed only by a limited number of studies so far. These studies have been written either for a non-academic audience and focus on the general lines of Catania's urban history, or by (local) urban geographers whose primary interest was in the regional planning of Catania.<sup>13</sup> "The discussion on the management of urban transformation was, however, largely confined to academia and in the debate between technicians and academia, with scant ability to penetrate local politics and society".<sup>14</sup> Historical and anthropological research has only rudimentarily placed Catania in the context of globalization or European integration; if at all, this was in the broader context of urban development concepts and the regional structural policy of the EU.<sup>15</sup> Research on international history, globalization and European integration has also hardly addressed the microscale effects in southern Italian microterritories, such as a market in Catania.<sup>16</sup> Only Brigida Marovelli's doctoral thesis – based on ethno-

<sup>11</sup> Robert Allen, *Geschichte der Weltwirtschaft* (Leipzig: Reclam, 2015).

<sup>12</sup> Gerold Ambrosius, *Globalisierung: Geschichte der internationalen Wirtschaftsbeziehungen* (Wiesbaden: Springer, 2018).

<sup>13</sup> For the former, see Dell'Erba, *Storia di Catania dalle origini ai giorni nostri*; for the latter, see Gianni Petino, "Visioni urbane di un mercato storico catanese: Una prima definizione attraverso l'utile cartografico", *Agribusiness Paesaggio & Ambiente* 16 (2013): 162–168; Elena Finocchiaro, "A Fera O'Luni: un mercato storico in trasformazione", *Sociologia Urbana e Rurale* 91 (2010): 125–143; Filippo Gravagno and Laura Saija, "A Fera O'Luni'di Catania: Racconto di una esperienza di ricercar-azione", *Archivio di Studi Urbani e Regionali* 90 (2007): 171–182.

<sup>14</sup> Melania Nucifora, "Protection of Cultural Heritage and Urban Development: Catania and Syracuse in the Seventies – A Comparative Approach," in *Cities Contested. Urban Politics, Heritage and Social Movement in Italy and West Germany in the 1970s*, ed. Martin Baumeister, Bruno Bonomo and Dieter Schott (Frankfurt: Campus 2017): 264.

<sup>15</sup> Dell'Erba, *Storia di Catania dalle origini ai giorni nostri*.

<sup>16</sup> Wilfried Loth and Jürgen Osterhammel, eds., *Internationale Geschichte: Themen – Ergebnisse – Aussichten* (Berlin: Oldenbourg, 2014); Gerold Ambrosius, *Globalisierung: Geschichte der internationalen Wirtschaftsbeziehungen* (Wiesbaden: Springer, 2018); Peter Fäßler, *Globalisierung* (Köln: Böhlau, 2007); Guido Thiemeyer, *Geschichte der Europäischen Integration* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2023); Catherina Cirelli, *Gli spazi del commercio nei processi di*

graphic field research – dealt with the transformation of a local market in Catania, using the example of the smaller fish market (*pescheria*).<sup>17</sup> In this, however, the impact of the history of globalization and European integration on the territorial (re-) configuration of a local marketplace remains vague.

This paper takes a first step towards closing a research gap at the interface of Mediterranean anthropology and the history of globalization and European integration.<sup>18</sup> It will, however, not be possible to consider the Fera o'luni in all its complexity within the limited scope of a paper. We also have to limit our focus on the period since the 1990s because we can only obtain reliable data for this period, especially with regard to social practices. Due to the low level of writing among the market traders, there are few written records that would allow earlier periods to be reconstructed. The article therefore combines historical and anthropological methods. It is based on participant observation, interviews with contemporary witnesses, everyday conversation and analyses of the local press. Fieldwork was conducted, involving active participation in the daily lives and work of traders and their families, as well as observation of daily practices, alongside numerous interviews. The bulk of the data collection occurred through informal daily conversations, which were neither recorded nor structured as formal interviews. Therefore, the primary source for this paper comprises ethnographic fieldnotes taken by the authors, although these are not extensively detailed in the references. The fieldwork in Catania spanned from 2019 to 2024.<sup>19</sup>

In the following, this paper will, firstly, describe the history of the Fera o'luni and the mechanisms of social order at the beginnings of the 1990s. In a second step, the paper discusses the subsequent impact of globalization and European integration in three subchapters since the 1990s: the consequences for Catania, the consequences on the structure of the Fera o'luni and the consequences for the mechanisms of social order. Finally, a conclusion will be drawn.

---

*trasformazione urbana* (Bologna: Patron, 2007); Caterina Cirelli et al., “Trade as a cultural identity aspect in a city: A case study on Catania,” *Annali della Facoltà di Economia dell’Università di Catania* 50 (2004): 161–185.

<sup>17</sup> Brigida Marovelli, *Landscape, Practice and Tradition in a Sicilian Market* (Brunel: School of Social Science, 2014); Brigida Marovelli, “‘Meat Smells like Corpses’: Sensory Perceptions in a Sicilian Urban Market Place”, *Urbanities* 4 (2014): 21–38.

<sup>18</sup> Thomas Hauschild, “Epilogue – Mediterranean Survivals”, *Zeitschrift für Ethnologie* 2 (2020): 371–398.

<sup>19</sup> This research was funded by the German Volkswagen Foundation in the project “Europe reversed? Sicily as a laboratory of hybrid statehood in Europe?”

## History of the Fera o'luni

The Fera o'luni is the oldest market in the city and region of Catania, whose roots can be traced back to antiquity.<sup>20</sup> After changing its location and structure several times over the centuries, it has consistently been held in Piazza Carlo Alberto, which is located in the city center in the immediate vicinity of the main shopping streets Via Etnea and Via Umberto, since the mid-nineteenth century.



**Fig. 1:** Piazza Carlo Alberto in the 1920s, Postcard (property of the authors).

The Fera o'luni consisted of a mixture of permanent shops and vendors, which had quite homogeneous market structures of predominantly Sicilian and Catanese traders.<sup>21</sup> It had an important inner-city supply function for the local population: beyond the main shopping streets, which invited the local population to stroll in the evening hours and on the weekends, the Fera o'luni fulfilled a similar function during the day. Traditionally, it was a market for everyday goods, especially food – with the exception of fish, which was mainly offered at the local fish market not far from the harbor.<sup>22</sup> A first functional change began with the gentrification of inner-city housing and the emergence of large suburbs,

---

<sup>20</sup> Gravagno and Saija, “A Fera O'Luni'di Catania: Racconto di una esperienza di ricercarazione”, 171–182.

<sup>21</sup> Elena Finocchiaro, “Metamorfosi urbane: Catania fra attività commerciali tradizionali e mercati etnici”, *Geotema* 38 (2009): 83–89.

<sup>22</sup> Marovelli, *Landscape, Practice and Tradition*.

such as the satellite town of Librino, especially in the 1970s.<sup>23</sup> The range of goods which were offered in the market was supplemented by, among other things, clothing of Italian production at comparatively low prices.

The Piazza Carlo Alberto was – according to the unanimous narrative of the Catanese market traders – traditionally used both legally and illegally for commercial purposes. Part of the public space has always been used by ‘illegal’ market traders, who did not pay fees to the city, but, thus, could not claim guaranteed use either. Illegal traders, which historically were mostly of local origin, filled gaps on street crossings or at the edge of the market and sold their products there. The latter came from either their own production or the same wholesale market as the legal traders’ goods. Traditionally, illegal traders were mostly tolerated by the state and its representatives. The local police only curbed this type of market trade in order to prevent it from spreading too far, especially at the Piazza’s neuralgic points, or to combat fraud against customers.

## **Social practices and ordering elements of the Fera o'luni at the beginning of the 1990s**

Social and economic practices have taken place in Catania against a background of pronounced interconnections and integrations since antiquity. Social practices and ordering elements of the Fera o'luni in Catania were therefore not detached from those of society in Catania and eastern Sicily. This paper deals with three ideal types of interdependent, competing and often overlapping ordering mechanisms which were important at the beginning of the 1990s.<sup>24</sup>

Firstly, a key mechanism was the *implementation of state order* in the Fera o'luni, which was the responsibility of the local administration and the local police. They took measures to establish order and security in compliance with Italian and international laws, among the latter, EU laws, which at the beginning of the 1990s were still quite limited in sectoral terms.<sup>25</sup> Formally, these measures concerned the entire public and economic order, including the cleaning of

---

<sup>23</sup> Nucifora, *Protection of Cultural Heritage*.

<sup>24</sup> Claudia Karagoz and Giovanna Summerfield, eds., *Sicily and the Mediterranean: Migration, Exchange, Reinvention* (Basingstoke: Palgrave, 2015); Volker Reinhard and Michael Sommer, *Sizilien: Eine Geschichte von den Anfängen bis heute* (Darmstadt: WBG, 2010).

<sup>25</sup> Simone Paoli, “The Schengen Agreements and their Impact on Euro-Mediterranean Relations: The case of Italy and the Maghreb”, *Journal of European Integration History* 19 (2013): 125–145.

the piazza during and after the end of the market. In practice, the state only partially supervised the market and enforced its order only to a limited extent. ‘Legal’ and ‘illegal’ were categories that remained rather blurred in the everyday life of the people on the piazza. These were often evaluated according to the individual actors’ own benefit, rather than state law.<sup>26</sup> The breaking of state law did not have a fundamentally negative connotation and was socially ostracized. Instead, illegality (which was more the exception than the rule) in the Fera o’luni was accepted to a certain extent by state representatives, at least at the level of petty crime, child labor and other smaller illegal practices, such as gambling. It can be assumed that a pragmatic approach to smaller forms of illegality was taken, especially towards the poorer classes, in view of the poorly developed social security systems and an extremely low rate of female employment. This included unauthorized subleasing of stalls and the sale of goods without paying taxes.

Personal relations between local state authorities and vendors were an important element. On the one hand, local state authorities were well-known among traders. Often they had known each other since childhood and were even old acquaintances. Therefore, everyday practices were often shaped by mutual respect. On the other hand, small favors to state authorities promoted the acceptance of petty criminal activities which were part of everyday life in the Fera o’luni. The transitions between everyday petty crime and other forms of criminality were, however, fluid.<sup>27</sup> Local state representatives set limits on everyday practices based on pragmatic considerations. Catanese traders and state representatives, thus, succeeded in bringing constitutional formal legality and social informal legitimacy into a relatively stable equilibrium.<sup>28</sup>

**26** Christian Giordano, *Die Betrogenen der Gesellschaft. Überlappungsmentalitäten und Überlappungsrationalitäten in mediterranen Gesellschaften* (Frankfurt: Campus, 1992).

**27** The mafia plays a central role in social processes and developments in Sicily, especially when it comes to legality and illegality. However, this article focuses on fundamental mechanisms of societal order. These do not exclude connections to the mafia, but are not limited to them. Clarifying when, where and whether the mafia actually plays a role on the Fera o’luni is not central to the research interest of this paper. Reference is merely made here to a wealth of works that examine the phenomenon separately, analyzing the Sicilian mafia and how it shaped eastern Sicily and Catania; Theodoros Rakopoulos, “The shared boundary: Sicilian mafia and antimafia land”, *Journal of Modern Italian Studies* 25 (2020): 528–544, doi: 10.1080/1354571X.2020.1830526; Antonio Vesco, “The cultural foundations of political support in eastern Sicily: Mafia clans, political power and the Lombardo case”, *Modern Italy* 23 (2017): 55–70, doi: 10.1017/mit.2017.1; Pino Arlacchi, *Mafia von innen. Das Leben des Don Antonio Calderone* (Frankfurt: Campus, 1995).

**28** Maurice Aymard and Giuseppe Giarrizzo, eds. *Catania – La citta la sua storia* (Catania: IBS, 2012); Pradella, *Market Day in the Province*.

This does not mean that illegal acts were accepted by the state in principle and not punished. Over that, illegal market traders had no formal claims against the state arising from customary law. On the contrary, the police (often nonlocal police forces like the Carabinieri) repeatedly took individual actions against illegal practices, which, in the perception of the market traders, did not follow any pattern or calculable rhythms but were instead spontaneous and emotional. This made them incalculable, increased the latent presence of the state and ensured that the state remained accepted as the highest authority. Perceived arbitrariness was a core element. House arrest and imprisonment for several months were punishments that sometimes caused entire market families to experience temporary financial emergencies, which were bridged, among other things, by the work of children and women, who then took over the positions and functions of the fathers during their absence.<sup>29</sup>

There was hardly any active cooperation between civil society, traders and the state authorities in establishing state order in the market. State representatives monitored state order largely on their own. Vendors and customers usually looked the other way when illegal practices took place. ‘Looking the other way’ played a central role in the organization of the market and was a mutual practice in the Fera o’luni among the non-state actors. Illegal practices or criminality were usually not reported. Customers and traders often had very ambivalent ideas about the state’s rights and duties to enforce order. Illegality was often also seen as overcoming state obstruction through shrewd business practices, with state representatives generally being eyed critically.

Secondly, widely ramified *family and kinship networks* shaped the Fera o’luni as a second mechanism of order. In practice, the main section of the stalls, especially the legal ones, was limited to a few Catanese families. These were often inherited over generations, whereby children, especially the male offspring, were integrated into working life through the market. This was – as described above – not infrequently born out of necessity. Young people had to support the family as soon as they were able to contribute to the family income or in special cases when fathers were no longer able to do so – for example due to illness or temporary imprisonment. Social security systems hardly compensated in emergency situations, and the lack of a life and household management that built up capital reserves also had an impact.<sup>30</sup> Families or kinship represented the long-term stable element of the market. Although mutual trust was sometimes low even within families, it was still greater than towards people outside

<sup>29</sup> Interview with Giuseppe, December 15, 2020 and February 7, 2022.

<sup>30</sup> Eva Carlestål, *La Famiglia: The Ideology of Sicilian Family Networks* (Uppsala: University Press, 2005).

the family. Between the market families was a kind of respect for each other, however, entrepreneurial autonomy was of high value and a big burden for any type of long-term cooperation. The long lines of development of the Fera o'luni seem to be closely interwoven with the history of the market families.

The third mechanism was supporter networks. These emerged through anticipatory measures of mutual help and support that could well entail temporary, minor dependencies, but which were not necessarily as structurally anchored as in clientelist relationships, whereby the difference between the two was rather a gradual one.<sup>31</sup> Asymmetries and hierarchies were far less pronounced. Gradual differences were important for everyday social practices and the mechanisms of order-making, which allowed for forms of ‘cooperative coexistence’ beyond clientelist dependencies between traders and families of the market.<sup>32</sup> Supporter networks were found in many situations, including warning networks against civilian police, protection against price dumping by other traders or for small errands. Coffee stalls and well-established individual traders represented nodes in the supporter networks.

Supporter networks and family networks can both be interpreted as a phenomenon of the specific configuration of trust and mistrust in the market. On the one hand, there was a superficial tolerance in society towards national or cultural otherness and illegality. On the other hand, people fundamentally distrusted the state and other people, so it was considered legitimately cunning to illegally outsmart the state or take advantage of other people.

## **The impact of globalization and European integration (1): Consequences for Catania**

As it is impossible to discuss all the consequences of globalization and European integration with regard to Catania, this chapter focuses on those that are most important for the Fera o'luni. Perhaps one of the most visible signs of globalization is the increasing number of migrants which have reached Sicily in

---

<sup>31</sup> Jane Schneider and Peter Schneider, *Culture and Political Economy in Western Sicily* (New York: Academic Press, 1976); Mattina Cesare, “Changes in Clientelism and Urban Government: A Comparative Case Study of Naples and Marseilles”, *International Journal of Urban and Regional Research* 31 (2007): 73–90, doi: 10.1111/j.1468-2427.2007.00717.x.

<sup>32</sup> Dorothy Zinn, *Raccomandazione: Clientelism and Connections in Italy* (London: Berghahn, 2019).

different waves.<sup>33</sup> Strong immigration from Asia began in the 1980s, bringing many migrants from countries such as China, Bangladesh and Sri Lanka to Catania.<sup>34</sup> Eastern European migrants from Ukraine, Romania and Poland followed after the end of the Cold War in the 1990s, which was merely a female migration bringing people for service jobs or the tourist industry. According to a survey by Caritas and the Migrantes Foundation, the number of foreign residents in Catania rose from 24,900 in 1991 to 114,000 in 2008.<sup>35</sup> After the turn of the millennium, especially in the 2010s, migration from Africa to Europe intensified, with Sicily being one of the first regions of arrival.<sup>36</sup> Catania became a gateway for migrants from Africa hoping for work in the industrial centers of Europe and Northern Italy. Many of them were stranded in Catania and its environs. For Catania, this meant strong immigration from West Africa, for which it is impossible to give an exact figure because of the high number of illegal immigrants who are not recorded statistically.<sup>37</sup> Although Sicily is often perceived as an EU border region with a hard external border in recent times, a closer look reveals the opposite: Sicily is not to be understood as a border in the sense of a barrier, but as a border zone in the sense of a place where cultures meet and transform each other – and have done so for many thousands of years.<sup>38</sup>

Other major issues are the intensification of the global division of labor and the increase in trade. Migrant traders mirror the global economy on the Fera o'luni regarding products and product groups. They often sell exactly those products which their home countries have concentrated on in the last three decades. They are, for example, part of global trade and value chains from production sites in Asia to sales in Catania, which focus on cheap products and counterfeit brands. The latter are becoming more relevant against the backdrop of global trade agreements within the World Trade Organization (WTO), espe-

<sup>33</sup> Orazio Licciardello and Daniela Damigella, “Immigrants and Natives: Ways of Constructing New Neighbourhoods in Catania, Sicily”, in *Negotiating Multicultural Europe: Borders, Networks, Neighbourhoods*, ed. Heide Armbruster and Ulrike Hanna Meinhof (London: Springer, 2011), 141–158.

<sup>34</sup> Aymard and Giarrizzo, eds., *Catania – La citta la sua storia*.

<sup>35</sup> Dell’Erba, *Storia di Catania*.

<sup>36</sup> Teres Fiore and Ernest Ialango, “Introduction – Italy and the Euro-Mediterranean ‘migrant-crisis’: National reception, lived experiences, EU pressures”, *Journal of Modern Italian Studies* 23 (2018): 481–489, doi: 10.1080/1354571X.2018.1500787.

<sup>37</sup> Elena Ambrosetti, Cela Eralba and Tineke Fokkema. “The Differentiated Impact of the Legal Status of Migrants in Italy on Transnationalism. Just a matter of time?”, *Journal of Mediterranean Studies* 22 (2013): 33–60.

<sup>38</sup> Sarah Davies-Secord, *Where three worlds met: Sicily in the early medieval Mediterranean* (Ithaka: Cornell University Press, 2017).

cially the Agreement on Trade Related Aspects of Property Rights in Services agreed in 1994. Signatory states of the WTO agreements, such as Italy, declared their intention to protect intellectual property more strongly, among other things, by taking action under criminal law against product counterfeiting and imitations.<sup>39</sup>

The single European market, in place since 1993, with its four freedoms (free movement of goods, capital, services and people) also has an impact on Catania.<sup>40</sup> It shifted Sicily and Catania from the center of a Mediterranean trade and migration network to a strictly guarded physical EU external border with highly protective tariff walls, which became more impermeable, especially for people and goods from African states.<sup>41</sup> Centuries-old trade relations and migration routes are being torn apart or devalued. Even Malta, which had been an important foreign trade partner of Catania before joining the EU, in 2004 became part of the EU's internal market, gaining nondiscriminatory access to the much more lucrative markets in Northern Europe.<sup>42</sup> The freedom of establishment resulted in large European retail chains competing with the traditional traders in Catania. Local traders had to face competition from food discounters, such as Lidl, or textile conglomerates, such as H&M. Six large shopping centers were established on the outskirts of Catania, meeting the needs of the sprawling residential areas. Catania, unlike many other cities in Southern Italy, shows a strong decentralization of economic activities, more akin to northern European patterns.<sup>43</sup> This trend has been further pushed by large industrial settlements, which have repeatedly been generously realized with EU funds. Catania has risen to become a center of microelectronics in Europe since the 2000s, which is becoming even more significant with the EU Commission's efforts to establish an independent European chip industry.<sup>44</sup>

---

<sup>39</sup> Klaus Elfring, *Geistiges Eigentum in der Welthandelsordnung: Auswirkungen des TRIPS-Übereinkommens auf den internationalen Schutz geistigen Eigentums unter besonderer Berücksichtigung der Rechtsdurchsetzung und der Rechtsentwicklung* (Köln: Heymann, 2006); Christian Henrich-Franke, *Globale Welt. Europäische Geschichte 1970–2015* (Stuttgart: Kohlhammer, 2019).

<sup>40</sup> Michael Gehler, *Europa: Ideen, Institutionen, Vereinigungen, Zusammenhalt* (Reinbek: Lau Verlag, 2018).

<sup>41</sup> Giuliano Beniamino Fleri, "The (Re) Birth of a Mediterranean Migration System: The Case of Tunisian Migration in Sicily", *Journal of Modern Italian Studies* 27 (2001): 623–642, doi: 10.1080/1354571X.2021.1965743; Maurizio Ambrosini, *Irregular Immigration in Southern Europe: Actors, Dynamics, Governance* (Basingstoke: Palgrave, 2018).

<sup>42</sup> Mark Harwood, *Malta in the European Union* (London: Routledge, 2014).

<sup>43</sup> Cirelli et al., "Trade as a cultural identity aspect in a city".

<sup>44</sup> Dell'Erba, *Storia di Catania*.

In addition, tourism has been massively promoted by the EU's deregulation of the transport markets, especially cheap flights and holiday offers on cruise ships.<sup>45</sup> The expansion of the airport and the port with EU funds supported this trend. The Catanese airport, Fontanarossa, increased its passenger volume from 2.05 million in 1993 to 10.2 million in 2019. The number of overnight stays in Catania doubled between 2000 and 2009 to about 289,000, which has led to a doubling of hotels and overnight accommodation, especially in the inner-city area, and a shortage of living space.<sup>46</sup> In 2019, the number of overnight stays in the region of Catania peaked at 2.1 million. Tourism accelerated a gentrification process that had been going on for decades and had a massive impact on the structure of the inner-city population. On the one hand, more and more Catanese moved from the inner-city areas to the suburbs.<sup>47</sup> On the other hand, many migrants settled in inner-city residential areas that had been abandoned and not put to any new use.<sup>48</sup>

## The impact of globalization and European integration (2): Consequences for the structure of the Fera o'luni

If we take a closer look at the effects of globalization and European integration on the structure of the Fera o'luni, four phenomena can be identified.

Firstly, new heterogenous market geography and traders: The shop structure in the buildings along the Piazza Carlo Alberto has changed in a particularly striking way in the last three decades. Smaller shops for food and everyday needs have settled there to meet especially the needs of Asian migrants. These replaced similar shops that were run by Catanese dealers, especially shops for everyday needs like butchers, bakeries or grocery shops. The overall number of permanent shops with retail space along the piazza has decreased significantly.

---

<sup>45</sup> Christian Henrich-Franke, "Initialzündung oder Katalysator einer wettbewerbsorientierten Verkehrspolitik? Die Untätigkeitsklage und Verurteilung des Rats durch den EuGH im Mai 1985", *Journal of European Integration History* 26 (2020): 247–266. doi: 10.5771/0947-9511-2020-2-247.

<sup>46</sup> Dell'Erba, *Storia di Catania*.

<sup>47</sup> Nucifora, *Protection of Cultural Heritage*.

<sup>48</sup> Andrea D'Urso, "San Berillo e il suo milieu rimosso: modernità, rappresentazione e attività socio-economiche dell'antico quartiere", in *Urban Cultural Maps. Condividere, Partecipare, Trasformare L'Urbano*, ed. Andrea D'Urso and Giuseppe Reina (Catania: CUECM, 2013).



**Fig. 2:** A Bangladeshi shop and market stall.  
Source: ©Franke, Fera o'luni, February 2021.

Asian traders, mainly Bangladeshi and Chinese, often rent shop premises along the piazza as well as the associated market stalls on the Fera o'luni immediately in front of these shops to serve different customers. While the permanent shops tend to focus on food, especially for the own (national) community, the market stalls by majority sell cheap technical and textile products from Asia for a heterogeneous clientele.

The Chinese community are even organizing the wholesale market and logistics to an ever-greater extent. African traders, mainly Senegalese and Nigerians, by contrast, frequently set up mobile stalls illegally, often only on blankets in the peripheral areas of the market. They mostly offer counterfeit brand products or smuggled goods, such as bags, clothes, shoes, sunglasses or DVDs.<sup>49</sup> Both groups – Asians and Africans – must be seen as an enrichment for the market and the long-established market traders because they increase the product variety and attractiveness without resulting in competition.

---

**49** Petino, "Visioni urbane di un mercato storico catanese".

The Fera o'luni's traders have acquired a different social and ethnic composition in two consecutive steps.<sup>50</sup> First, the European internal market has torn holes in the market's shop structure. Transnational retail chains, such as H&M, Ikea and Lidl, and suburban multifunctional shopping centers have replaced local traders in Catania's overall economic geography since the 1990s.<sup>51</sup> Second, the abandoned shops were then often taken over by Asian migrants who came to Catania from China, Bangladesh or Sri Lanka after the end of the Cold War. In that context, the market has expanded from Piazza Carlo Alberto into the surrounding streets, where new traders offered their new goods. All in all, this gave the Fera o'luni the character of a market with different departments.



**Fig. 3:** Map of product groups. Source: Petino, Gianni. "Visioni urbane di un mercato storico catanese. Una prima definizione attraverso l'utile cartografico". *Agribusiness Paesaggio & Ambiente* 16 (2013): 162–168.

At first glance, the market appears very inter- and transnational, although (fluid) boundaries between groups of goods, which are almost synonymous with nationally contoured spaces, can easily be identified. A spirit of cooperative coexistence between traders with different cultural backgrounds and different products is discernible. As soon as the piazza is no longer used commercially in the evening, however, the social and national borders immediately become apparent. In the afternoon and evening hours, the piazza becomes mainly a place for migrants to

---

**50** Petino, "Visioni urbane di un mercato storico catanese".

**51** Caterina Barilaro et al., "The Centre-Periphery Dialectics in Eastern Sicily Retail System: An Exploratory Research", *Bollettino della Società Geografi ca Italiana* 14 (2020): 147–153. doi: 10.36253/bsgi-1000.

stay, while the Catanese population retreats into their private space or other urban areas such as the neighboring Via Etnea. In the evening hours, the migrants' shop structure along the piazza comes to the fore, clearly distinguished from the remaining other shops by particularly long opening hours.

The second factor is that of new, heterogeneous product groups: It is striking that the increasing cultural and national heterogeneity of traders has resulted in a correspondingly increasing heterogeneity of products and product groups. The range of goods on offer at the Fera o'luni has become increasingly differentiated. On the one hand, lower price and quality segments were opened up. These include cheap Asian products, for example, in the electronics sector, as well as the many counterfeit products in the textile sector. Second-hand textile goods were added, which (often originating from Northern European used clothing collections) are usually sold by weight. Ironically, some of the clothes are even sold back via internet to Northern Europe as 'vintage' for a lot of money.<sup>52</sup> On the other hand, the variety of goods has increased. Even in the traditional market segment of food, both trends can be traced. Traditional Sicilian fruits have long since been replaced by products from Spain and the Netherlands, which are sometimes cheaper. Then again, Asian and African traders offer their domestic vegetables, which are often grown in Sicily.

Thirdly, new, heterogeneous customers: Tourists and migrants are two new groups of customers with very different demands that have become important pillars of the Fera o'luni, especially in the holiday season from March to October. They are a heterogeneous group who compensate for the lost Catanese customers who have moved to the suburbs or use the shopping centers and grocery shops there. The resulting new, much more heterogeneous demand mirrors the change in goods and product groups. Asian migrants and traders turn out to be clearly visible as both customers and traders in the Fera o'luni.

Fourthly, illegality as a structural principle: Illegality is generally increasing in various forms in the Fera o'luni. It has changed in quantity and quality to such an extent that it can be described as one of the market's structural principles. On the one hand, formerly non-market areas on the periphery of the piazza (bordering streets) are being taken over, often without permission, by traders of foreign origin.<sup>53</sup> Many counterfeit products are sold there, which means a double form of illegality: once as a breach of local market law and once as a breach of international trade law. On the other hand, illegal sales are also increasing in traditional Catanese businesses, which are triggered by the increasing competitive pressure from transnational retail chains in these product groups (food,

---

<sup>52</sup> Interview with Giorgia, November 20, 2020.

<sup>53</sup> Petino, "Visioni urbane di un mercato storico catanese".

clothing). Illegal practices, such as selling without taxes, have become the rule rather than the exception over the years. A narrative dominates among the domestic traders of the Fera o'luni according to which only the immigrants engage in ‘illegal activities’, while the petty criminals of Catania are not classified as criminals. Selling without paying taxes or illegally taking possession of stalls are repeatedly presented by the traders themselves as necessary and legitimate actions: “If I sell these light bulbs with VAT, I have to sell them for 1.30 to earn at least 30 cents, although they actually cost 1 euro. But then I can’t pay the VAT. The state doesn’t let you work here”.<sup>54</sup> According to their narrative, the legitimacy of such forms of illegality stems from the state’s lack of ability (and willingness) to fulfill its obligation to take care of its citizens.

All in all, it is noticeable that the consequences of globalization and European integration have fundamentally changed the structure of the Fera o'luni. The market has become much more heterogeneous and diverse and has been assigned new functions in Catania’s overall economic geography. While the Fera o'luni nowadays supplies the city population with everyday food and goods only to a limited extent, it increasingly serves to supply poorer classes with cheap consumer goods and textiles. In addition, it provides the tourist masses with souvenirs, cheap counterfeit products and the feeling of a traditional Catanese shopping experience. The Fera o'luni has, thus, become part of the tourist program touted by the city’s marketing. This is further encouraged by the fact that the way of selling has been preserved in the open air, protected by umbrellas and with day-to-day setting up and dismantling. The Sicilian tourism operator SunTripSicily advertises the Fera o'luni accordingly:

This folkloric Street Market is one of most interesting thing to visit in the City [...] Walking among the stalls you can admire the passion that local merchants have to sell their products, which can be food, fruits or vegetables or clothing or objects of any type [...] If you are looking for fresh, smelly [sic] food, vintage clothings [sic] or just a full immersion in Sicilian way of life [...] this is the place for you!<sup>55</sup>

---

<sup>54</sup> Interview with Gabriele, December 1, 2020.

<sup>55</sup> “A Fera o'luni market street – Catania,” *SunTripSicily*, accessed May 13, 2025. [https://www.suntripsicily.com/92-events\\_in\\_sicily-a-fera-o-luni-market-street-catania.php](https://www.suntripsicily.com/92-events_in_sicily-a-fera-o-luni-market-street-catania.php).

## The impact of globalization and European integration (3): Consequences for the social practices and ordering mechanisms of the Fera o'luni

If a fundamental change can be identified for the structure of the Fera o'luni, the situation is different regarding social practices and the mechanisms of societal ordering. Generally speaking, the state has a high degree of continuity in its dealings with the Catanese traders. Migrant traders fit into the practices of dealing with the state and its representatives, however, with clear differences depending on their origin. None of the migrant groups actively cooperate with or support state representatives in enforcing state law and establishing order. Regardless of origin, they are all (for different reasons) anxious to minimize contacts with the state, which is also justified by a fear of reprisals. In conversations with them, it can be heard again and again that the majority also come from countries in which little trust is placed in the state.<sup>56</sup> Patterns of action in dealing with the state, which they know from their home countries, can be continued in the Fera o'luni, including, for example, contact reduction through inconspicuousness and special caution. Asian traders tend to most easily adopt the traditional Catanese style of ambivalent dealings with the state and the practice of 'looking away'. On the one hand, they officially buy or rent the sales-rooms and market stalls as they usually have a residence permit that enables them to engage in commercial activities. On the other hand, they often sell goods without paying taxes. African traders often operate much more illegally, for many reasons. As asylum seekers, they seldom have a work permit. Many have entered Italy illegally. The products they offer often violate trade laws.<sup>57</sup>

The gradually expanding illegality in the Fera o'luni is countered by police forces with an increase in the demonstrative enforcement of state order and law in staged individual cases. Behind this is a general pressure for legitimacy, the claim of ultimate authority of state regulations and growing international obligations, according to which action must be taken against illegal migration and

<sup>56</sup> Interview with Mehedi, November 4, 2021.

<sup>57</sup> Maurizio Avola and Anna Cortese, "Commercianti cinesi a Catania: risorse competitive e strategie imprenditoriali", in *Il profilo nazionale degli immigrati imprenditori*, ed. by Antonio Chiesi and Deborah De Luca (Roma: University Press, 2011), 32–57; Maurizio Avola, "The Ethnic Penalty in the Italian Labour Market: A comparison between the Centre-North and the South", *Journal of Ethnic and Migration Studies* 41 (2015): 1746–1768, doi: 10.1080/1369183X.2014.973841.

product piracy. Police controls by nonlocal police forces and punishments continue to take place rather incalculably, but – according to the actors involved – are mainly directed against traders with a migration background. Africans are a primary target of police activities because of their often illegal – against international law – presence and products. The actions, punishments and seized illegal goods are very demonstratively displayed in the various local media in order to show the state's regulatory authority and power to act and the validity of state law, as can be seen in the following article taken from the local online newspaper *Catania Today* from December 1, 2020:

The finance police [*Guardia di Finanza*] carried out an operation in the area of counterfeiting and copyright protection, seizing more than 1,200 illegal products consisting of counterfeit clothing, counterfeit CDs and DVDs. The operation was carried out in Charles Albert Square [*Piazza Carlo Alberto*] and surrounding areas. The military caught, in the San Cristoforo area, a subject of Senegalese origin as he was leaving his home, used as a storehouse for illicit goods, to go to the Fera o'Luni. The house search turned up numerous counterfeit clothing products, as well as 'pirated' CDs and DVDs [...] At the end of the operations, four Senegalese citizens were reported to the Etna prosecutor's office and ordered to leave the Italian state.<sup>58</sup>

The increase in state intervention also depends on the competence of the different forms of Italian police. While market and trade laws are regulated mostly by local authorities and the local police, the rupture of international laws (WTO and EU) makes supralocal police forces, such as the *Guardia di Finanza* and the *Carabinieri* responsible in the market. They, thus, become part of the state mechanisms of order on the Fera o'luni that had previously been a purely local matter within Catania. Far fewer conflicts arise with the illegally operating domestic fruit, vegetable and textile traders, which is also explained by the jurisdiction of local police forces which largely follow traditional practices of dealing with petty crime. That this is also about following specific practices of dealing with tensions between legality and legitimacy is clearly shown in the conversations with the different actors in the market. It is repeatedly reported that new police officers or municipal officials, when transferred to Catania from outside, initially ignore or undermine existing practices, tolerances and interpretations of legal and legitimate. They need time to 'learn' how state mechanisms of order work in practice in the Fera o'luni. "Sometimes even locally es-

---

<sup>58</sup> "Contraffazione, sequestrati oltre 13 mila supporti 'pirata' alla Fiera di Catania," *Catania Today*, accessed November 8, 2023. <https://www.cataniatoday.it/cronaca/contraffazione-sequestrati-cd-pirata-fiera-1-dicembre-2020.html>.

tablished police officers warn of raids by other police units, civilian police officers, or motivated new colleagues".<sup>59</sup>

To sum up, state mechanisms of order in local authorities' areas of competence and responsibility remain predominantly constant and ensure relative stability even against the background of the noticeable changes of the market's structure. This counts particularly for the traditional market sectors. However, the increasing heterogeneity of traders and products also results in new practices of ordering in the market. Particularly in the nontraditional parts, new forms of illegality, such as the violation of international or EU laws, lead to partially changed regulatory activities by the supralocal state representatives. Here, the illegality of trade activities exceeds a level that is manageable within the traditional local practices.

Family and kinship networks remain an important mechanism of social order in the market even in the 2020s. Family constraints carry on ensuring pronounced continuities across generations: family members help out at the market (including grandchildren with grandparents), the male offspring must temporarily support the family, or young people (and older children) must help out their parents or grandparents just as they did in the 1990s. Social change, nevertheless, dissolves the close intrafamily (or intergenerational) ties more and more. On the one hand, the Italian state's new social and unemployment benefits help to bridge the worst emergencies in a better way.<sup>60</sup> On the other hand, new opportunities for earning a living and shaping the future are emerging. Especially tourism and transnational companies, for example, in the electronics industry, which are also being brought to Catania with EU regional support, provide new job opportunities. Despite noticeable changes, family obligations and responsibilities continue to guide actions and still often prevent social change within market families. Widespread Catanese families remain the continuity in the traditional part of the market, although their number is decreasing in absolute terms, corresponding with the relative decline of the Catanese food trade. Still, stalls mostly continue to be inherited within families, even if they change their goods. One example is a vegetable seller who inherited the traditional family stall from her father. She gave up selling due to economic problems and handed over the stall to her daughter-in-law at the age of 55, who then continued to run it, but changed the primary product (meat instead of po-

---

<sup>59</sup> Interview with Giuseppe, February 2, 2023.

<sup>60</sup> Giovanni Sgritta, "Il Reddito di cittadinanza", *Politiche Sociali (Social Policies)* 1 (2019): 141–148; Catalfo Pierluigi and Valerio Gugliotta, "The Guaranteed Minimum Income ('Reddito di Cittadinanza') in Southern Italy: From a Labour Market Policy to a Local Development Strategy", *Rivista economica del Mezzogiorno* 4 (2021): 805–827.

tatoes and vegetables). After a failed attempt to get an ordinary job, she continued to work at her former stall for her daughter-in-law because “I can’t stay home [...] this is my life, I started working here when I was ten years old!”<sup>61</sup>

Supporter networks react flexibly to changes, especially where contacts occur in a very small space, for example, with Asian traders, who are loosely integrated into the networks. Asian retailers are merely not perceived as a fundamental threat. They remain outside local clientelist power structures and help to increase the product diversity of the market and, thus, its attractiveness for new types of customers like tourists. It makes sense to speak of a ‘cooperative coexistence’ between Catanese and Asian trader groups. On the one hand, relations are ‘cooperative’ as they complement and support each other in small everyday matters of the market. On the other hand, relations are ‘coexistent’ as the Asians stay outside many areas and functions of these networks. Illegal gambling and the supply of alcohol to the market traders remains in Catanese hands. People accept each other, coexist and maintain a cooperative but distanced relationship. People grant each other access to sanitary facilities, pay attention to similar prices and sometimes buy from each other. Relationships mostly only develop in a commercial context, which then dissolve when it goes into the private sphere or noncommercial times.

## Conclusion

The Fera o’luni in Catania is a place where the changes in global and European macrospaces, which highly impacted local microspaces since the 1990s, become tangible. Many of the effects of globalization and European integration are converging on the Piazza Carlo Alberto like in a magnifying glass. Traders, customers, locals, migrants, police forces and tourists negotiate global and European interconnectedness in everyday social practices in the local context. We have observed a fundamental impact on the structure, interactions, economic and social functions of the Fera o’luni as part of Catania’s overall economic geography. A structurally reconfigured market territory, new traders, new groups of goods, new groups of customers and a greater extent of different forms of illegal trading and residence are its most visible signs. The Fera o’luni is no longer a marketplace solely for a domestic Catanese society, as it had been up to the 1990s, but also one for tourists, migrants and socially vulnerable groups. It looks like a colorful open-air shopping mall with many departments and differ-

---

<sup>61</sup> Interview with Maria, February 2, 2023.

ent product groups, characterized by manifold national communities of merchants. In fact, the Fera o'luni is a place where modern global and European macrospaces and traditional local microspaces overlap.

Cultural and social patterns of behavior and practices in the local space have proven to be much more resistant to changes in the global and European space. Social practices and the mechanisms of order in the Fera o'luni show a relative but nevertheless striking stability since the 1990s. The consequences of globalization and European integration are largely dealt with within the historically grown social practices. These are proving to be extremely flexible and offer a range of scope for new balances between old and new elements of the market. One might even say that Catanese mechanisms of order represent a specific combination of tradition and modernity. The social practices seem to pragmatically process the consequences of modern transformations in the Fera o'luni, although they are often evaluated in literature and public opinion as backward and traditional. They are, instead, permanently renegotiated and balanced by the actors involved (traders, customers, police forces) in complex everyday mechanisms of social order. Migrants have adopted these practices over the last three decades and coexisted quite cooperatively with domestic Catanese traders. They contribute to configure social order on the territory of the Piazza Carlo Alberto according to traditional social practices. In this way, everyday practices generated spatial and social stability and made a contribution to ensure the survival of the Fera o'luni in times of dramatic socioeconomic change.

A significant change for the local context came with the refinement of international and EU law. It threatened the dynamic balance of customary law and local market law, among other things because it brought new actors into the market in the form of supralocal police forces. The more the local legal framework was exceeded and international law was violated, the less the local practices could be applied. The increasing number of new stalls with counterfeit products or smuggled goods, which settled at the fringes of the Fera o'luni, posed new challenges to actors and regulatory mechanisms. It becomes obvious here that globalization and European integration have an enormous impact on local spaces. One might even argue that this paper has shown how they are worked out in localities.

International history and the local market history of Fera o'luni have proven to be two sides of the same coin. Changes in spaces that cross national borders can be reflected in the narrowly defined place of local markets without necessarily having the characteristics of transnational developments. Zooming in on specific places, such as the Fera o'luni, illustrates the extent to which individual areas of international history like economy, politics, or culture are subject to different temporalities, even in their interdependencies. Due to its own

temporal logic of development, the same territory of Piazza Carlo Alberto can change rapidly as part of global economic spaces, while at the same time exhibiting a high degree of continuity as part of culturally globalized spaces. Such tension in the processes of globalization and Europeanization draw attention to the fact that international history is ultimately shaped and produced by individual people, whose practices of shaping territory only become tangible in individual places. Therefore, international history is well advised not to limit its scope to the study of macrospace. On the contrary, this paper has shown that small microspaces like a marketplace in Catania/Sicily can be fruitfully explored through the lens of international history. This paper is, however, just a first step in analyzing the consequences of globalization and European integration on the local level. Much more research is necessary to draw a more detailed picture. It also remains to be asked to what extent the developments, transformations and adaptation phenomena observed here for the Fera o'luni can be generalized and found in other local contexts. Are local adaption processes to globalization and European integration rather heterogeneous? What does this mean for a generalization of the interdependencies between spaces of different scales?

Finally, we have to emphasize that bridging international history with anthropology has helped us to illuminate connections and interdependencies between different spaces, which are hardly traceable in a historian's sources, especially on the local level in an environment that tends to have little written culture. This article has demonstrated the added value of combining historiography and anthropology for the epistemological interest of international history by making barely documented socioeconomic practices accessible to research.



---

## **Teil III: Imaginationen**



Alexandr Osipian

## “Novorossiya” in Russian spatial imaginaries from Catherine II to Putin

The Russian invasion of Ukraine on February 24, 2022 has again drawn attention to the geopolitical aims of President Vladimir Putin in the states of the former Soviet Union, the “Near Abroad” as it is defined in Russian political discourse. Most significantly, a number of scholars has tried to answer the reasons of Russian military interference in Ukraine. The first wave of overviews was provoked by the annexation of Crimea and the war in Donbas in 2014.<sup>1</sup> The full-scale invasion in February 2022 provoked the second wave of publications mainly examining the outcome of the war on international relations and global (dis)order.<sup>2</sup> Works on the war’s origins have stressed different themes such as

---

<sup>1</sup> Dominique Arel and Jesse Driscoll (eds.), *Ukraine’s Unnamed War: Before the Russian Invasion of 2022* (Cambridge: Cambridge University Press, 2023); Paul J. D’Anieri, “Geopolitics Against Democracy: Ukraine’s Democratization and Russian Great Power Aspirations,” in *Krytyka* 22, 9–10 (2018): 2–12, <https://krytyka.com/en/articles/geopolitics-against-democracy-ukraine>; Taras Kuzio, *Putin’s War Against Ukraine: Revolution, Nationalism, and Crime* (Toronto: University of Toronto Press, 2017); David R. Marples (ed.), *The War in Ukraine’s Donbas: Origins, Contexts, and the Future* (CEU Press, 2022); Kimitaka Matsuzato, “The Donbass war: outbreak and deadlock,” *Demokratizatsiya: The Journal of Post-Soviet Democratization* 25, 2 (2017): 175–201; Mitchell Orenstein, *The Lands in Between: Russia vs. the West and the New Politics of Russia’s Hybrid War* (Oxford: Oxford University Press, 2019); Richard Sakwa, *Frontline Ukraine: Crisis in the Borderlands* (London and New York: I. B. Tauris, 2016); Andrew Wilson, *Ukraine Crisis: What It Means for the West* (New Haven, Connecticut, Yale University Press, 2014); Elizabeth A. Wood et al. (eds.), *Roots of Russia’s War in Ukraine* (Washington, DC: Woodrow Wilson Center Press, 2016).

<sup>2</sup> Stuart Gottlieb, “Ukraine and the end of the ‘New world order’”, *Journal of International Affairs* 75, 2 (2023): 265–276; Elias Götz and Jørgen Staun, “Why Russia attacked Ukraine: Strategic culture and radicalized narratives,” *Contemporary Security Policy* 43, 3 (2022), 482–497; David R. Marples, “Russia’s war goals in Ukraine,” *Canadian Slavonic Papers* 64, 2–3 (2022): 207–219; Michael McFaul and Robert Person, “What Putin Fears Most,” *Horizons: Journal of International Relations and Sustainable Development* 21 (2022): 28–39; William E. Pomeranz, “Putin’s imperial dream. Putin’s motivations, and the long term consequences,” *Wilson Quarterly*, Summer 2022, <https://www.wilsonquarterly.com/quarterly/ripples-of-war/putins-imperial-dream>; A. Potočnák and M. Mares, “Donbas Conflict: How Russia’s Trojan Horse Failed and Forced Moscow to Alter Its Strategy,” *Problems of Post-Communism* 70, 4 (2023): 341–351; Richard Sakwa, *The Lost Peace: How the West Failed to Prevent a Second Cold War* (Yale University Press, 2023); Johann David Wadehul, “The War against Ukraine and the

the clash of *civilizational choices*,<sup>3</sup> Russia's perception of its geopolitical situation, *status* and *rightful place*,<sup>4</sup> Russian *imperial* and *existential nationalism*,<sup>5</sup> *neo-imperialism*,<sup>6</sup> as well as *postcolonial* approaches.<sup>7</sup> The main question posed by aforementioned scholars was *why* Russia invaded Ukraine. However, the spatial dimension and spatial imaginaries are rather absent from the picture and another set of no less important questions is left unanswered: To what extent does the rediscovery and reinvention of "Novorossiya" reflect a *spatial turn* in Russian neo-imperial renaissance? How did historical legacy influence contemporary notions of space? Did Russian strategy in south-eastern Ukraine – frequently referred to as *hybrid warfare* – reflect Russia's reportedly new foreign policy doctrine or is Russian leadership rather following the centuries-old model of Russian territorial expansion in the Black Sea region? And how were these recently annexed territories reimagined and appropriated into contemporary Russian mental geography?

The very concept of "Novorossiya" in Russian neo-imperial policy in the "near abroad" is still understudied. In this field research is still limited to the excellent works on political imaginaries of Russian far-right by Marlène Laruelle, and on Putin's "Novorossiya" as "a geopolitical fantasy project" by Mikhail Suslov.<sup>8</sup> However, historical perspectives are totally absent despite the

World Order," *Horizons: Journal of International Relations and Sustainable Development* 21 (2022): 106–115.

<sup>3</sup> E. Wayne Merry, "The Origins of Russia's War in Ukraine: The Clash of Russian and European 'Civilizational Choices' for Ukraine," in *Roots of Russia's War in Ukraine*, ed. by Elizabeth A. Wood et al. (Washington, DC: Woodrow Wilson Center Press, 2016), 27–50.

<sup>4</sup> Stephen Kotkin, "Russia's Perpetual Geopolitics: Putin Returns to the Historical Pattern," *Foreign Affairs* 95, 3 (May–June 2016): 2–9; Fyodor Lukyanov, "Putin's Foreign Policy: The Quest to Restore Russia's Rightful Place," *Foreign Affairs* 95, 3 (2016): 30–37; Elizabeth A. Wood, "Introduction," in *Roots of Russia's War in Ukraine*, ed. by Elizabeth A. Wood et al. (Washington, DC: Woodrow Wilson Center Press, 2016): 3–6.

<sup>5</sup> Eleanor Knott, "Existential nationalism: Russia's war against Ukraine," *Nations and Nationalism* 29, 1 (2023): 45–52; Taras Kuzio, "Imperial nationalism as the driver behind Russia's invasion of Ukraine," *Nations and Nationalism* 29, 1 (2023): 30–38.

<sup>6</sup> Gwendolyn Sasse, "Russian Neo-Imperialism: Official Discourse and Domestic Legitimation," *Europe-Asia Studies* (2022), 1–4.

<sup>7</sup> Maria Mälksoo, "The Postcolonial Moment in Russia's War Against Ukraine," *Journal of Genocide Research* 25, 3–4 (2023): 471–481.

<sup>8</sup> Marlène Laruelle, "The three colors of Novorossiya, or the Russian nationalist mythmaking of the Ukrainian crisis," *Post-Soviet Affairs* 3, 1 (2016): 55–74; Marlène Laruelle, *Russian nationalism. Imaginaries, doctrines, and political battlefields* (London: Routledge, 2020); Mikhail Suslov, "The Production of 'Novorossiya': A Territorial Brand in Public Debates," *Europe-Asia Studies* 69, 2 (2017): 202–221; Mikhail Suslov, *Geopolitical Imagination: Ideology and Utopia in Post-Soviet Russia* (Stuttgart: ibidem, 2020).

fact that “Novorossiya” has existed as a territorial unit since 1764. In what follows, I will first describe the historical origins, contexts, and meanings of “Novorossiya” in the eighteenth century. In a second step I will sketch out how these meanings changed through the nineteenth century. Third, I will describe how the idea of “Novorossiya” has been rediscovered and reinvented in the context of Putin’s wars against Ukraine.

## **Novorossiya as movable borderland in the spatial imaginaries of Catherine II’s enlightened absolutism**

The notion of “Novorossiya,” frequently referred to by President Putin these days, has a history that stretches back some 250 years – the “Novorossiya governorate” was established in 1764. The new province was formed out in the context of Russian-Ottoman relations and Russia’s expansion into the region around the Black Sea. In 1695–1696, Peter I (reigned 1687–1725) – who westernized Russia’s nobility and army<sup>9</sup> and promoted expansion – besieged and conquered the Ottoman fortress Azak (Azov), and in 1698 founded a new port town initially called “Trinity Fortress on Tagan Rog” (Троицк-на-Таганьем Пore), later known as Taganrog.<sup>10</sup> A few years later, in 1708, the Tsar established a new province – the Azov governorate. At the same time, Peter I severely restricted the autonomy of the buffer Cossack polities while the Cossack uprisings – Bulavin’s uprising of the Don Cossack Host (1707), and Mazepa’s uprising in the Ukrainian Hetmanate (1708–1709) – were fiercely oppressed. With the development of the Russian regular army the military significance of the Cossacks declined. Their loyalty was seen from Petersburg as highly questionable. In 1752–1753, new provinces were established in the borderland – New Serbia (*Novaya Serbia*) and SlavyanoSerbia populated with Serbian military colonists in order to strengthen the Russian *Militärgrenze* and state control over the ambiguous Cossacks. The potential for independent action in the “Wild Field” (the Pon-

---

<sup>9</sup> Lindsey Hughes, *Russia in the Age of Peter the Great* (New Haven: Yale University Press, 2000); James Cracraft, *The Petrine Revolution in Russian Culture* (Cambridge, MA: Belknap Press, 2004).

<sup>10</sup> Brian J. Boeck. “When Peter I Was Forced to Settle for Less: Coerced Labor and Resistance in a Failed Russian Colony (1695–1711),” *Journal of Modern History* 80, 3 (2008): 485–514; Andrei G. Guskov, Kirill A. Kochegarov, and Stepan M. Shamin, “Russko-turetskaia voina 1686–1700 gg.,” *Rossiiskaia istoriia* 6 (2020): 30–49.

tic steppe) buffer zone running from the lower Dniestr to the lower Don was steadily reduced throughout the establishment of quarantines, customs houses and military outposts. Delimitation of the Russian-Ottoman border by joint border commissions and outposts constituted a part of this process.

The accession to power of the Empress Catherine II (1729–1796) brought more radical changes to the region. The new province – “Novorossiya governorate” – was established by Catherine II in 1764. Initially it occupied a long but narrow belt of the borderland in present-day central Ukraine. However, the purpose of this province was different from others in the Empire. Novorossiya gradually incorporated and absorbed all new territorial acquisitions in the region Russia made under the rule of Catherine II. Russia conquered the Ottoman provinces during the Russian-Ottoman wars in 1768–1774 and 1787–1791, abolished the Zaporozhian Cossack Host, incorporated its lands (1775), and annexed the Crimean Khanate (1783). Under Catherine II the Russian Empire thus spread its borders to the Black Sea and the Sea of Azov. These new territorial acquisitions were incorporated into the Novorossiya governorate. In 1802, Novorossiya was divided into the provinces of Kherson, Taurida, and Yekaterinoslav (the latter name means in Russian: “Glory to Catherine”).

Constantly changing its borders, “Novorossiya” was seen and understood as Russia’s *movable borderland*. A *movable borderland* can be defined as a territory recently conquered and formally incorporated into the victorious state but not fully absorbed. It is an area in transition with special legal status and some provisional institutes frequently combining military and civil features. A movable borderland receives resources necessary to colonise this area and defend the hinterland from alien incursions. Movable borderlands can serve as buffer zones that give populations living in them a certain degree of autonomy, but over time they may also be fully incorporated and absorbed into the territory of a state or empire. Thus, we can think of them as in-between areas that exist until they have been fully incorporated and absorbed.

Initially, Novorossiya was seen as a new sort of buffer zone between old provinces and the lands of enemies, the Ottomans and Tatars. However, especially the buffer status of the Crimea disturbed the Russian leadership as it expected a new military escalation with the Ottomans. In 1782, in a private letter to the Empress Catherine II (r. 1762–1796), Russian general Prince Grigory Potemkin (1739–1791) compared the Crimea with a “wart on a nose.” Doubtless, he chose this comparison to impact the political imagination of the Empress: as any woman in a political position busy with her beauty, Catherine II could easily imagine the horror of seeing in the looking-glass a nose uglified with wart. The choice of the rather corporal metaphor in the correspondence was of no surprise: Potemkin and Catherine II were lovers for many years and secretly



**Fig. 1:** Map of Novorossiya governorate from Rossiiskii atlas iz soroka trekh kart sostoiashchii na sorok odnu gubernii imperiia razdeliaishchii. Sankt Petersburg: Izdan pri geograficheskem departamente, 1800, page 38. Drafted by Alexander Vilbrekht.

married since 1774. However, the main reason why Potemkin compared the Crimea with a “wart on a nose” was the buffer status of the Crimean Khanate at that time. In accordance with the Küçük Kaynarca peace treaty of 1774, following Russia’s victory over the Ottomans in the war of 1768–1774, the Crimean Khanate was declared “independent” of the Ottoman sultan and transformed into Russia’s protectorate. Potemkin’s concern was that the Crimean Khanate could be used by the Ottomans for making military incursions into Russia’s southern domains under the Tatar name. At the same time, using the Crimean Khanate territory for troubling Russia, the Ottomans were able to avoid a big war if they didn’t want it. Potemkin therefore suggested an incorporation of the Khanate into the Russian Empire: “Please take decision now to make Crimea yours and remove this wart out of nose – it will make our border much safer: the border along the Bug river is directly with the Turks, therefore, [in case of a war] they would fight directly with us by themselves, not under the name of

others. We see their every move there.”<sup>11</sup> In 1783, the Crimean Khanate was incorporated into the Russian Empire as the Taurida province (*Tavricheskaya oblast*), part of the Novorossiya governorate. Since then, Russian-Ottoman relations in the Pontic steppe were based on the idea of territorial sovereignty without buffer zones.

Potemkin’s and Catherine II’s geopolitical concerns framed the transition of Novorossiya from a movable borderland to a fully incorporated territory and were deeply shaped by territorial understandings of sovereignty typical of the time of absolutism. According to these understandings, the supremacy of the monarch within its lands required the reduction of diverse legal systems within a territory to one comprehending a singular national space. In addition, territorial understandings of sovereignty involved the idea that territorial forms of sovereignty had to be projected into what were apprehended as spaces devoid of pre-existing law, the new colonies. Both Catherine II and Potemkin saw the “Novorossiya governorate” as such a new colony. Over the years, Russian imperial legislation and bureaucracy were formally introduced in the newly conquered lands of Novorossiya. To resolve the great number of simultaneous challenges – of defence and conquest, colonization and development – new industrious personalities, military and civilian leaders, Russians and foreigners in Russian service, were brought in as new functional elites. Due to his unofficial but well-known status of the Empress’ favourite, Potemkin concentrated in his hands a huge amount of power and resources, and ruled Novorossiya as viceroy. At the same time, most of the local population – the Cossacks, Tatars, and Nogais – was expelled, removed, or fled, and was replaced with new settlers of various ethnic backgrounds.<sup>12</sup>

“Novorossiya” was imagined, developed, and promoted as an Enlightenment project by the Empress Catherine II (1762–1796) whose plans reached as far as the reconquest of Constantinople and restoration of the Byzantine Empire.<sup>13</sup> Through appropriating the legacy of ancient civilization, a key goal for

<sup>11</sup> Ekaterina II i G. A. Potemkin: *Lichnaja perepiska, 1769–1791*, ed. by Viacheslav S. Lopatin (Moscow: Nauka, 1997), 154.

<sup>12</sup> James A. Duran, Jr., “Catherine II, Potemkin, and Colonization Policy in Southern Russia,” *Russian Review* 28, 1 (1969): 23–36; Roger P. Bartlett, *Human Capital: The Settlement of Foreigners in Russia, 1762–1804* (New York: Cambridge University Press, 1979): 109–142.

<sup>13</sup> Willard Sunderland, *Taming the Wild Field: Colonization and Empire on the Russian Steppe* (Ithaca: Cornell University Press, 2004), chapter two: Enlightened Colonization, 55–95; John P. LeDonne, “The Southern Borderlands,” in *Ruling Russia: Politics and Administration in the Age of Absolutism, 1762–1796*, ed. by John P. LeDonne (Princeton, NJ: Princeton University Press, 2014), 291–315; Emily Bryant, “A Third Rome?: Catherine the Great’s ‘Greek Project’”, *The Crimson Historical Review* (2004): 54–63; Olga I. Eliseeva, *Geopoliticheskie proekty G. A. Potemkina*

Catherine II was to join and find recognition within the cohort of European powers. Thus, though Novorossiya was conquered from the Ottoman Empire, Russian colonisation of Novorossiya was imagined as restoration of the periphery of ancient civilisation. Since the seventh century BCE there had been prosperous Greek colonies along the shore of the Black Sea – Olbia, Tyras, Theodosia, Panticapaeum, Nymphaion, Myrmekion, Chersonesus (Chersonesus of Tauris), Kerkinitis, and numerous rural settlements.<sup>14</sup> The ancient civilisation there was gradually destroyed by the Goths and the Huns in the third-fifth centuries CE. Under Catherine II, the newly colonised space was shaped through replacing the Tatar and Ottoman placenames with “ancient” Greek ones. The key element in a new name was the ending *polis* (Greek: city) – Russian *pol’* (поль) – which ultimately turned any placename into a Greek one: Mariupol (1778), Nikopol (1780), Olviopol (1781), Sevastopol (1783), Simferopol (1784), to mention only a few. Russian officials did not care if the “recovered” Greek placenames correlated with the real name of an ancient town. In some cases, Greek names were given to new towns with no ancient legacy. For instance, the city of Kherson (Херсон) got its name after the ancient Greek city of Chersonesus (Russian: Херсонес), despite the fact that Chersonesus was in Crimea while Kherson was founded in 1778 in the estuary of the Dnipro river. The Crimean peninsula – Tatar “Qirim” – was renamed “Taurida,” thus making reference to the ancient Greek name of the peninsula “Tauris” and province of “Taurica” in the Byzantine Empire.

It is instructive to compare these politics of renaming with the politics of territorial expansion under Russian Tsar Peter I (1687–1725). When Peter I besieged and conquered the Ottoman fortress Azak (Azov), he did not rename the fortress though it was located where the ancient Greek city of *Tanais* had been. Peter I also did not rename the Sea of Azov despite its well-known ancient Latin name *Palus Maeotis*. Furthermore, when in 1698 Peter I founded the new port town “Trinity Fortress on Tagan Rog” (Троицк-на-Таганьем Пore), later known as Taganrog, he drew from a Tatar name of the cape (Taganrog).<sup>15</sup> Thus, the full

(Moskva: RAN Institut rossiiskoi istorii, 2000); Hugh Ragsdale, “Evaluating the Traditions of Russian Aggression: Catherine II and the Greek Project,” *Slavonic and East European Review* 66, 1 (January 1988): 91–117.

<sup>14</sup> Thomas S. Noonan, “The Grain Trade of the Northern Black Sea in Antiquity,” *American Journal of Philology* 94, 3 (1973): 231–242; Alfonso Moreno, *Feeding the Democracy: The Athenian Grain Supply in the Fifth and Fourth Centuries BC* (Oxford: Oxford University Press, 2007).

<sup>15</sup> Brian J. Boeck, “When Peter I Was Forced to Settle for Less: Coerced Labor and Resistance in a Failed Russian Colony (1695–1711),” *Journal of Modern History* 80, 3 (2008): 485–514; Andrei G. Guskov, Kirill A. Kochegarov, and Stepan M. Shamin, “Russko-turetskaia voina 1686–1700 gg.,” *Rossiiskaia istorija* 6 (2020): 30–49.

original name of the city was a combination of the Tatar name of the cape and the Russian word Troitsk related to the religious fest of Trinity (Троица). Though there were numerous western officers and engineers on the Russian service, the Turkish/Tatar place-names were not replaced with Russian or ancient Greek/Roman ones. Thus, the conquered space was not reimagined or re-invented. Under Catherine II, in contrast, re-namings were an important means to create a spatial imaginary in which Novorossiya served as emblematic for an enlightened Russian Empire. In addition, through appropriating the legacy of ancient civilization Catherine II also sought to join the cohort of European powers.

Catherine II's solemn journey to her new domains in January-July 1787, organized by Potemkin, greatly contributed to the foundation myth of "Novorossiya," the narrative of "enlightened power" reclaiming back this space after the "dark ages of barbarianism."<sup>16</sup> Among the most important goals of the voyage was the international legitimization of Russia's recent territorial acquisitions. Catherine II's court was accompanied by diplomatic fellow-travellers: Austrian ambassador Johann Ludwig Joseph von Cobenzl, British ambassador Alleyne FitzHerbert, French ambassador Louis Philippe, comte de Ségur, and Prince Charles-Joseph de Ligne. In addition, several European monarchs were engaged into the journey at several important points. In the town of Kaniv on the Russian-Polish border Catherine II was greeted by Stanisław August, the last king of Poland (r. 1764–1795). There, an obelisk was erected on the hilltop. At night, fireworks lit up the picturesque landscape of the Dnipro river. The Empress and her court continued their journey on galleys down the river. In the vicinity of the recently founded town of Yekaterinoslav, Catherine II was joined by the Emperor Joseph II (r. 1765–1790) who travelled under the name "Comte Falkenstein."<sup>17</sup> Together they visited the most important locations in Crimea.<sup>18</sup>

Along the Empress' path, monuments were erected and theatrical events took place referring to the imagined ancient past. A triumphal arch was built in the city of Novhorod-Siverskyi symbolising the transit from "Great Russia" (*Velikorossiya*) to "Little Russia" (*Malorossiya* – the former Ukrainian Hetmanate

<sup>16</sup> Aleksandr V. Khrapovitskii, *Zhurnal vysochaishego puteshestviia ee velichestva gosudaryni imperatritsy Ekateriny II, samoderzhitsy vserossiiskoi v poludennye strany Rossii v 1787 godu* (Moscow: v Univ. tipografii u Novikova, 1787).

<sup>17</sup> Andrii Portnov, *Dnipro: An Entangled History of a European City* (Brookline, MA: Academic Studies Press, 2022), 36.

<sup>18</sup> Andreas Schöngle, "Garden of the Empire: Catherine's Appropriation of the Crimea," *Slavic Review* 60, 1 (2001): 1–23; David M. Griffiths, "Catherine II Discovers the Crimea," *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, Neue Folge 56, 3 (2008): 339–348.



**Fig. 2:** “Catherine II’s journey in her own country in 1787”. Engraving by Jean-Jacques Avril based on painting by Ferdinand de Meys. State Hermitage, Saint-Petersburg, Russia.

abolished by the Empress in 1763). Catherine’s so-called milestones, an imitation of the ancient Roman milestones, were erected along the road from Kherson to the Crimean cities. In Balaklava, Crimea, Catherine II and Joseph II were greeted by a company of notorious Amazons, a troop of Greek women whom the governor Potemkin smartly dressed in raspberry velvet skirts edged with golden fringe, green velvet jackets, and white gauze turbans with ostrich feathers, each armed with a rifle and three cartridges, all of it meant as the costume of the ancient Amazons. Thus, reference was made to the ancient Amazons who, according to Herodotus, inhabited Scythia and Sarmatia to the north of the Black Sea.

## Visions of Novorossiya in the nineteenth and twentieth centuries

In the nineteenth century, “Novorossiya” was reimagined by Russian men-of-letters as promised land for adventurous businessmen, industrious landowners, runaway serfs, or even as a foreshadow of the communist utopia. The area served as a migration magnet for Russian runaway serfs. Contemporary Russian writer Grigory Danilevsky (1829–1890) in his novel “Fugitives in Novorossiya” (1862) spoke of Novorossiya as the new Kentucky and Massachusetts, honoring its exceptional state of social mobility with narratives of the American frontier and of progress, which stood in stark contrast to the rest of the empire where serfdom was at its peak.<sup>19</sup>

Russian novelist and socialist philosopher Nikolai Chernyshevsky (1828–1889) in his novel “What is to be done?” (1863) developed the notion of New Russia as egalitarian society in the foreseeable future. The chief character of the novel is Vera Pavlovna, a woman who escapes the control of her family. She has four dreams throughout the course of the novel. In her last prophetic dream, Vera’s “dream-guide” (a version of herself) shows her a utopian society – agrarian communities of Russian settlers cultivating the desert lands on the Arabian Peninsula: “However, you have in the south a particular land whither go main mass of you [Russians]. This land is called New Russia.” “Is it the land with Odessa and Kherson?” “It was in your time but now [in the future] – look – here is New Russia.” “... the mountainous part of the peninsula is still covered with sand, it is barren land as the whole peninsula was in your time; every year, you, Russians, are moving the edge of a desert further to the south.”<sup>20</sup> Thus, Chernyshevsky’s utopia has a spatial dimension. Despite all his criticism of contemporary Russian society and its political regime, Chernyshevsky thought in the spatial categories of Russian imperialism. For him, New Russia is a movable borderland as it was since its foundation in the late eighteenth century. In Chernyhevsky’s time, Russia’s southernmost domains in the Middle East were limited to Eastern Armenia. This means, that in order to let Russian settlers in the future cultivate the desert in the Arabian Peninsula, the lands of Western Armenia, Syria, Jordan, and perhaps Iraq had to be incorporated into the Russian civilizational space – real or imagined/utopian. In the late nineteenth century, “Novorossiya” was gradually replaced with other spatial imagi-

---

<sup>19</sup> Grigory Danilevsky, *Beglye v Novorossii* (Moscow: Eksmo, 2022), 58.

<sup>20</sup> Nikolai Chernyshevsky, “Chto delat? Iz rasskazov o novykh liudiakh,” *Sovremennik* 5 (1863): 148.

naries, “South Russia” and its industrial heartland of Donbas. Finally, “Novorossiya” was put into oblivion in the USSR and independent Ukraine.

In the late Russian Empire the original names of non-Russian provinces were officially replaced with new ones. After the unsuccessful Polish uprising of 1863, Poland was renamed the Vistula Land (*Privislensky krai*). Belarussian lands were renamed Western Russia (*Zapadnaia Rossiia*). The lands of abolished Hetmanate were officially called *Malorossiya* (“Little Russia”). However, even this name was considered suspicious by Russian officials. Finally, *Malorossiya* was replaced with two names – South-Western Russia (*Yugo-Zapadnaia Rossiia*) for Podolia, Volhynia, and Kyiv governorates, and Southern Russia (*Yuzhnaia Rossiia*) which included Chernihiv, Poltava, Kharkiv governorates along with former Novorossiya and the Lands of the Don Cossack Host. After the collapse of the Russian Empire in 1917, both Bolsheviks who came to power in Russia (RSFSR) and the Ukrainian People’s Republic refused these place names as imperial and chauvinistic.

In 1920, when the Ukrainian People’s Republic was defeated by the Red Army and transformed into the Ukrainian Soviet Socialist Republic ruled by Bolsheviks lands of former Novorossiya governorate officially became part of the Ukrainian SSR, because ethnic Ukrainians constituted the majority in rural areas there. Yet another unofficial reason was to increase the Communist/Bolshevik’s social base in the Ukrainian SSR. Former “Novorossiya” and particularly the Donbas – which now became south-eastern Ukraine – had numerous industrial cities with Russian-speaking workers who supported the Bolshevik party while the rural population of central Ukraine (former *Malorossiya*) had recently supported the left-wing Ukrainian parties and took part in the anti-Bolshevik armed resistance. In the 1920s and 1930s the Bolsheviks were afraid of the counter-revolutionary conspiracies, mutinies, and foreign military intervention. Thus, pro-Bolshevik industrial workers should counter-balance the ambiguous or openly anti-Bolshevik Ukrainian peasants in case of expected political turmoil. In the official discourse in the Ukrainian SSR as well as in the RSFSR, the term of “Novorossiya” was abandoned and put into oblivion over the subsequent decades.

After the collapse of the USSR and the declaration of Ukraine’s independence, the Soviet narrative of Ukrainian history – as a younger brother of Russia – was declared false and abandoned. In official Ukrainian memory politics and history school books it was replaced with the new historical narrative glorifying those who struggled for Ukraine’s independence or, at least, fought against the enemies of Ukrainians. The new narrative was readily internalized in western and central parts of Ukraine because most of the heroes and martyrs of the new pantheon originated from these parts of country. However, south-

eastern regions of Ukraine lacked such heroes. The fierce economic and social crisis of 1990s disillusioned many in south-eastern regions who had expected a better life in the post-Soviet Ukraine. In eastern Ukraine, particularly in Donbas, these disillusionments caused the growing nostalgia for the “lost golden age” of the socialist industrialization. In southern Ukraine, more attention was given to the founding-fathers of the cities mainly founded in the late eighteenth century. Thus, Potemkin and Catherine II came out of the shadow.

In the cultural memories of Russians and Ukrainians “Novorossiya” is strongly connected to Catherine II and Potemkin. In the early years of the Communist rule, the cities named after Catherine II – Yekaterinoslav, Yekaterinodar, Yekaterinburg – were renamed as Dnipropetrovsk (after Bolshevik Petrovsky), Krasnodar (after the red colour of the Soviet flag), and Sverdlovsk (after Bolshevik Sverdlov) respectively. However, in the late USSR both the Empress and her powerful favourite were rehabilitated to a certain degree as winners of new areas after the Russo-Turkish wars. Catherine II’s rule was evaluated through the prism of Russian victories over the Ottomans by generals Suvorov and Kutuzov, and admirals Ushakov and Seniavin. In Ukrainian cultural memory, in contrast, Catherine II has a very negative image due to the abolition of the Hetmanate – Ukrainian autonomous polity – in 1763, the destruction of the Zaporozhian Cossack Host in 1775, and the legislative reintroduction of the serfdom in 1783. Ukrainian poet Taras Shevchenko (1814–1861) – declared “the national prophet” in the post-1991 Ukraine – fiercely criticised Catherine II. Many generations of Ukrainians internalized Shevchenko’s attitude due to the studying of his poems – a mandatory reading in the secondary school curriculum in the Soviet and post-Soviet Ukraine.

## **Buffer zones, borders, and territorial expansion: Reinventing “Novorossiya” since 2014**

Since the collapse of the USSR in 1991, Russia has considered the new independent states as its buffer zone with limited sovereignty – the “near abroad.”<sup>21</sup> In this conceptual framework, the post-Soviet Ukraine is considered by Russia as its source of strategic depth (against NATO), respectively – as a buffer state in

---

<sup>21</sup> Gerard Toal, *Near Abroad: Putin, the West and the Contest over Ukraine and the Caucasus* (Oxford: Oxford University Press, 2017); Elias Götz, “Near Abroad: Russia’s Role in Post-Soviet Eurasia,” *Europe-Asia Studies* 74, 9 (2022): 1529–1550.

the Russian sphere of influence.<sup>22</sup> Predictably, Russia made deliberate efforts to keep Ukraine weak and dependent. Western analysts and politicians preferred to define post-Soviet states including Ukraine as “grey zone” between the West and Russia.<sup>23</sup> Only after the annexation of Crimea and, mainly, after Russia’s full-scale invasion of Ukraine did the understanding settle in that in Russian strategic culture a buffer status of the “near abroad” has different meanings than in western political culture.<sup>24</sup> President Putin’s talks of “neutralization” and “demilitarization” are aimed on creating a weak Russian puppet with a satellite government in Ukraine. However, usual Western concepts of neutrality are different from Putin’s notion – the predominant form of neutrality is well-armed nonalignment as it was for decades in case of Switzerland, Sweden, and Finland.<sup>25</sup>

Russia’s revanchist neo-imperial policy in its “near abroad”<sup>26</sup> largely tapped into postmodernist revisionism of concepts of borders and sovereignty, and

<sup>22</sup> Dominique Arel, “A War Within the ‘Russian World’”, in *Ukraine’s Unnamed War: Before the Russian Invasion of 2022*, ed. by Dominique Arel and Jesse Driscoll (Cambridge: Cambridge University Press, 2023), 11–12.

<sup>23</sup> Roy Allison, “Russia, Ukraine and state survival through neutrality,” *International Affairs* 98, 6 (2022): 1849–72; John Mearsheimer, “Don’t arm Ukraine,” *New York Times*, February 8, 2015; Brandon Valeriano, “Yes, Ukraine is still in crisis: would becoming a ‘buffer state’ help?,” *Washington Post*, July 13, 2015; J. E. Herbst, “Forsaken Territories? The Emergence of Europe’s Grey Zone and Western Policy,” in *The Eastern Question: Russia, the West, and Europe’s Grey Zone*, ed. by D. S. Hamilton and S. Meister (Washington, DC: Center for Transatlantic Relations, 2016), 190–191; Thomas Graham, Rajan Menon, and Jack Snyder, “Ukraine between Russia and the West: Buffer or Flashpoint?” *World Policy Journal* 34, 1 (2017): 107–118; Mitchell Orenstein, *The Lands in Between: Russia vs. the West and the New Politics of Russia’s Hybrid War* (Oxford: Oxford University Press, 2019).

<sup>24</sup> Daniel Drezner, “Why Ukraine cannot be a buffer state,” *Washington Post*, February 10, 2015; Anne Applebaum, “The New Cold War. It will take much more than weapons to save Ukraine – and keep Russia at bay,” *Slate*, February 8, 2015; Nathalie Tocci, “Europe’s New Frontier: We thought there were buffer states in Europe. Russia’s invasion of Ukraine has revealed they are frontier ones,” *Foreign Policy*, March 14, 2023.

<sup>25</sup> Audrey Kurth Cronin, “Could Ukraine become neutral, like Switzerland? Five things to know,” *Washington Post*, March 9, 2022.

<sup>26</sup> Chris Arkenberg, “How Russia is shaping a new world of non-linear war and post-modern geopolitics,” *Medium*, August 29, 2017, <https://medium.com/@chris23/non-linear-war-postmodern-geopolitics-380daacfd1d3> (Last accessed on September 21, 2022); Dominic Cardy, “Postmodernism with Russian Characteristics. Nothing is True and Everything is Possible: A Review,” *The Canadian Journal of Opinion* 42 (2018); Sanshiro Hosaka, “Welcome to Surkov’s theater: Russian political technology in the Donbas war,” *Nationalities Papers* 47, 5 (2019): 750–773; Whitney Milam, “Who is Vladislav Surkov? The many faces and farces of Putin’s most notorious political operative,” *Medium*, July 14, 2018, <https://medium.com/@wmilam/the-theater-director-who-is-vladislav-surkov-9dd8a15e0efb> (Last accessed on September 25,

benefitted from the processes of globalization and deterritorialization.<sup>27</sup> Since the end of the Cold War, western scholars have repeatedly observed that the modernist meaning of sovereignty has come under challenge or has even been replaced by a new conception in which the right to freedom from external intervention is conditional upon the performance of sovereign responsibilities, in particular the protection of human rights.<sup>28</sup> In contrast to the Cold War era, there was broad acceptance in 1991–2021 – from the Yugoslav wars to Russian invasion of Ukraine – that states are answerable to international society for the protection of their populations. It was widely held that sovereignty is no longer a shield to international scrutiny, condemnation, the imposition of sanctions, or even the use of military force.<sup>29</sup> Post-Soviet Russia consistently developed the concepts of the “compatriots” (*sootечественники*) and the “Russian World” (*Russkii mir*) in order to use them as pretext for political and military intervention in the “near abroad.” Russian leadership tried to legitimize the annexation

2022); Peter Pomerantsev, “The Hidden Author of Putinism. How Vladislav Surkov invented the new Russia,” *The Atlantic*, November 7, 2014; Peter Pomerantsev, *Nothing is True and Everything is Possible: The Surreal Heart of the New Russia* (New York: Public Affairs, 2014).

27 A large body of scholarly work reconsidered “sovereignty” in the last three decades: Luis E. Lugo (ed.), *Sovereignty at the Crossroads? Morality and International Politics in the Post-Cold War Era* (London: Rowman and Littlefield, 1996); Thomas J. Biersteker and Cynthia Weber (eds.), *State Sovereignty as Social Construct* (Cambridge: Cambridge University Press, 1996); Stephen D. Krasner, *Sovereignty: Organized Hypocrisy* (Princeton, NJ: Princeton University Press, 1999); Christopher J. Bickerton, Philip Cunliffe, and Alexander Gourevitch (eds.), *Politics without Sovereignty: A Critique of Contemporary International Relations* (New York: UCL Press, 2007); Hent Kalmo and Quentin Skinner (eds.), *Sovereignty in Fragments: The Past, Present and Future of a Contested Concept* (Cambridge: Cambridge University Press, 2010); Luke Glanville, “The Myth of ‘Traditional’ Sovereignty,” *International Studies Quarterly* 57, 1 (2013): 79–90. For more details on the aspect of globalization and territorialization see: Stuart Elden, “Missing the point about globalization. Globalization, deterritorialization and the space of the world,” *Transactions of the Institute of British Geographers* 30, 1 (2005): 8–19; Stuart Elden, “Governmentality, Calculation, Territory,” *Environment and Planning D: Society and Space* 25, 3 (2007a): 562–580; Stuart Elden, “Rethinking governmentality,” *Political Geography* 26, 1 (2007b): 29–33; Stuart Elden, “Thinking territory historically,” *Geopolitics* 14, 4 (2010): 757–761; Stuart Elden, *The Birth of Territory* (The University of Chicago Press, 2013); Richard Schofield, “Back to the barrier function: Where next for international boundary and territorial disputes in political geography?” *Geography* 100, 3 (2015): 133–143.

28 Luke Glanville, *Sovereignty and Responsibility to Protect: A New History* (Chicago: University of Chicago Press, 2014); Luke Glanville, *Sharing responsibility: The History and Future of Protection from Atrocities* (Princeton, NJ: Princeton University Press, 2021).

29 Jarat Chopra and Thomas G. Weiss, “Sovereignty Is No Longer Sacrosanct: Codifying Humanitarian Intervention,” *Ethics and International Affairs* 6 (1992): 95–117; Christian Reus-Smit, “Human Rights and the Social Construction of Sovereignty,” *Review of International Studies* 27 (2001): 519–538.

of Crimea in 2014 and military invasion of Ukraine in 2022 through false declarations of responsibility to protect its “endangered compatriots.”<sup>30</sup> For instance, Putin justified the annexation of Crimea in his speech on March 18, 2014 through Russia’s obligation to protect the ethnic Russians from persecution by new Ukrainian authorities. He also pointed to the violation of Serbia’s sovereignty over Kosovo by Western powers under pretext of right to protect the Kosovars.<sup>31</sup> According to Putin, NATO’s military intervention of Serbia and unilateral recognition of Kosovo’s independence regardless of Serbia’s position created a precedent for Russia’s annexation of Crimea in 2014 as well as its unilateral recognition of Donetsk and Luhansk independence on February 21, 2022.<sup>32</sup> When preparing the ground for Russia’s full-scale invasion of Ukraine in winter 2022, Putin and Russia’s Ministry of Foreign Affairs pointed to the “genocide” allegedly perpetrated in Donbas by Ukrainian armed forces. On February 15, 2022, at the press-conference after the Germany-Russia negotiations, Putin again made statements on the “genocide” in Donbas with reference to the Kosovo precedent which German chancellor Olaf Scholz defined as “ridiculous.”<sup>33</sup> Russia’s Ministry of Foreign Affairs immediately blamed Scholz and made reference to the Germany’s Nazi past.<sup>34</sup>

Generally, the state border is considered one of the main signs of territorial sovereignty.<sup>35</sup> Modernist narratives on boundary-making have been nuanced and even dismantled at some points, particularly when it comes to the widely

**30** Eleanor Knott, “Identity in Crimea before annexation: A bottom-up perspective,” in *Russia Before and After Crimea: Nationalism and Identity, 2010–17*, ed. by Pål Kolstø and Helge Blakkisrud (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2018), 282–305.

**31** Obrashchenie Presidenta Rossiiskoi Federatsii, Vladimir Putin vystupil v Kremle pered deputatami Gosudarstvennoi Dumy, chlenami Soveta Federatsii, rukovoditeliами regionov Rossii i predstaviteiliами grazhdanskogo obshchestva. Kremlin.ru, March 18, 2014, accessed May 14, 2025. <http://kremlin.ru/events/president/news/20603>.

**32** Obrashchenie Presidenta Rossiiskoi Federatsii, Kremlin.ru, February 21, 2022, accessed May 14, 2025. <http://kremlin.ru/events/president/news/67828>.

**33** “Scholz: Schlagabtausch mit Putin – Kein Völkermord in der Ostukraine,” RND, February 15, 2022, accessed on May 19, 2025. <https://www.rnd.de/politik/scholz-schlagabtausch-mit-pu-tin-kein-völkermord-in-der-ostukraine-X6FUR6RVQMBHYEBVAAB3MDO4ZA.html>.

**34** Daria Klester, “Kantsler FRG i MID Rossii posporili o slovakh Putina o genotside v Donbasse. V MID Rossii nazvali nepriemlymi slova Sholtsa o genotside v Donbasse,” gazeta.ru, February 19, 2022, accessed May 14, 2025. <https://www.gazeta.ru/politics/2022/02/19/14555581.shtml>.

**35** Christopher Rudolph, “Sovereignty and Territorial Borders in a Global Age,” *International Studies Review* 7, 1 (March 2005): 1–20; David Storey, “States, Territory and Sovereignty,” *Geography* 102, 3 (Autumn 2017): 116–121; Kerry Goettlich, “The rise of linear borders,” *European Journal of International Relations* 25, 1 (2019): 203–228.

assumed idea of the boundary line as the mere imposition of central state agencies on passive local populations. Modernist border studies understand borders as the static, material, and linear outcome of political decisions taken by state governments and international actors. In contrast, postmodern approaches focus predominantly on a conception of borders as social constructs, *i.e.* on how the border is socially constructed. Accordingly, Russia questioned the legal status of Ukraine's state borders (claims to "give back" Sevastopol and Crimea), then tested Ukraine's ability to defend its borders (Tuzla island conflict in 2003), finally "gave voice" to the "local population" (actually, to the pro-Russian marginals) through organizing illegal "referendums" in Crimea (March 2014) and Donbas (May 11, 2014), Kherson and Zaporizhzhia (September 2022).

According to the *Treaty on Friendship, Cooperation, and Partnership between Ukraine and the Russian Federation* signed on May 31, 1997, both sides recognized the sovereignty and territorial integrity of each other.<sup>36</sup> However, for many years Russia postponed the delimitation of its border with Ukraine.<sup>37</sup> *The Treaty between the Russian Federation and Ukraine on the Russian-Ukrainian State Border* was signed on January 28, 2003.<sup>38</sup> The actual demarcation of the border was not carried out at the time the Treaty was concluded. Since 2010, the Russian-Ukrainian Commission on the Border Demarcation has met 18 times, and only one border post was placed on the Russian side of the border. Ukraine has placed about 235 border signs thus far; as for December 2014 from 7,000 to 10,000 additional signs need to be erected.<sup>39</sup> It was important for Russia to keep the border non-demarcated, porous, and penetrable, and in this way

**36** "Treaty on Friendship, Cooperation and Partnership between Ukraine and the Russian Federation, registration number 52240," accessed May 14, 2025. <https://treaties.un.org/Pages/showDetails.aspx?objid=08000002803e6fae>.

**37** "Nado govorit o vkhode na granitsy Ukrayiny ne 1991-go, a 2003 goda." Ukrainskii diplomat Leonid Osavoliuk obiasniaet, chto ne tak s obshchepriniatymi tseliami Kieva v voine," *Novaya Gazeta Evropa*, August 10, 2023, accessed May 14, 2025. <https://novayagazeta.eu/articles/2023/08/10/nado-gоворит-о-входе-на-границы-украинь-не-1991-го-а-2003-года>.

**38** "Treaty between Ukraine and the Russian Federation on the Ukrainian-Russian State border, registration number 54132," <https://treaties.un.org/Pages/showDetails.aspx?objid=08000002803fe18a> (Last accessed on September 27, 2022); "President Vladimir Putin and President Leonid Kuchma held negotiations in the Ukrainian capital," January 28, 2003, accessed May 14, 2025. [http://en.kremlin.ru/events/president/news/28060.](http://en.kremlin.ru/events/president/news/28060;); "President Vladimir Putin signed a law ratifying the Treaty between Russia and Ukraine on the Russian-Ukrainian State Border," April 23, 2004, accessed May 14, 2025. <http://en.kremlin.ru/events/president/news/30820>.

**39** "Ukraine: Demarcation of Border with Russia," *Library of Congress*, December 2, 2014, accessed may 14, 2025. <https://www.loc.gov/item/global-legal-monitor/2014-12-02/ukraine-demarcation-of-border-with-russia/>.

to question the territorial sovereignty of Ukraine and the very existence of a Ukrainian nation; ideas clearly expressed by Putin in his essay “On the Historical Unity of Russians and Ukrainians.”<sup>40</sup>

For the first time, Russia tested Ukraine’s territorial sovereignty a few months after the Treaty was signed. On September 30, 2003, without any preliminary consultations with the Ukrainian side, the Russian side started to build a dam from the Taman Peninsula towards the Ukrainian island of Tuzla in the Kerch Strait connecting the Black Sea with the Sea of Azov. In response, Leonid Kuchma, the president of Ukraine (1994–2004), interrupted his official visit to Brazil and visited Tuzla in order to confirm Ukraine’s sovereignty over the island. On October 23, the construction of the 3.8 km Russian dam was suspended exactly at the Russian-Ukrainian border in the strait.

After the annexation of Crimea in March 2014, Russia faced multiple problems in sustaining the peninsula: transport connections, food, gas, electricity, and water supply. In early April 2014, Russia attempted to trigger the series of secessionist insurgencies in south-eastern Ukraine. In this part of Ukraine, the Party of Regions – the party of the ousted president Viktor Yanukovych (2010–2014) – dominated the regional and municipal councils. However, the pro-Russian insurgency – the so-called “Russian spring,” inspired and backed by Russia in south-eastern Ukraine – had mainly failed by the late spring of 2014. Local political and business elites did not support the insurgency, while local pro-Russian groups were not numerous and entirely marginal. It was only in the Donetsk and Luhansk regions that the insurgents succeeded in taking some administrative buildings and police stations, thereby obtaining arms and establishing their militia and quasi-mayors, who co-existed with local authorities responsible for municipal issues. However, in the Donetsk and Luhansk regions, the local political and business elites did not take part in the insurgency, and instead preferred to escape to Kyiv. Local pro-Russian secessionist groups were marginal and unpopular prior to the 2014 turmoil. The main reason for the initial success of the insurgency was the mass infiltration of Russian commandos, Cossacks, nationalists, and adventurers conducting Russia’s proxy war in the Donbas and pretending to speak on behalf of local residents.<sup>41</sup> Nevertheless,

---

<sup>40</sup> Vladimir Putin, “On the Historical Unity of Russians and Ukrainians,” July 12, 2021, accessed May 14, 2025. <http://www.en.kremlin.ru/events/president/news/66181>.

<sup>41</sup> Nikolay Mitrokhin, “Infiltration, Instruction, Invasion: Russia’s War in the Donbass,” *Journal of Soviet and Post-Soviet Politics and Society* 1, 1 (2015): 219–249; Tor Bukkvoll, “Russian Special Operations Forces in Crimea and Donbas,” *The US Army War College Quarterly: Parameters* 46, 2 (2016): 13–21; Sergey Sukhankin, “Russian Private Military Contractors in the Donbas: Rehearsing Future Voyages,” in *The War in Ukraine’s Donbas: Origins, Contexts, and the*

due to the advance by the Ukrainian armed forces in early July, the military defeat of the insurgents was unavoidable. In order to save the remnants of the defeated insurgents, the regular detachments of the Russian Army invaded Ukraine's east in mid-July and late August 2014.

The annexation of Crimea and the subsequent Russian intervention in the Donetsk and Luhansk regions framed the historical context in which the idea of "Novorossiya" had its major comeback. In a question-and-answer session with Russians in a TV broadcast on April 17, 2014, President Putin referred to south-eastern Ukraine as "Novorossiya" – a term that had been out of use for almost a hundred years. Putin claimed that these territories had never belonged to Ukraine and had been incorporated into it by the Soviet authorities in the 1920s.<sup>42</sup> "I would like to remind you," he stressed, "that what was called Novorossiya (New Russia) back in the tsarist days – Kharkov, Lugansk, Donetsk, Kherson, Nikolayev, and Odessa – were not part of Ukraine back then. These territories were given to Ukraine in the 1920s by the Soviet government. Why? Who knows. They were won by Potemkin and Catherine the Great in a series of well-known wars."<sup>43</sup>

At that time, the Russian leadership and mass media demanded a federalization of Ukraine with more autonomy for southern and eastern Ukraine – Odesa, Mykolaiv, Kherson, Zaporizhzhia, Dnipropetrovsk, Donetsk, Luhansk, and Kharkiv regions constituting the industrial powerhouse of Ukraine. Putin's promoting of the idea of "Novorossiya" reflects the electoral geography of post-Soviet Ukraine. Putin included into Novorossiya those regions which in 2002–2012 voted for the Party of Regions and its leader Viktor Yanukovych.<sup>44</sup> Of particular importance for Russia are the military and aerospace industries in Dnipropetrovsk and Kharkiv. Connecting Crimea with mainland Russia via the areas of a "Novorossiya" protectorate would make it much easier for Russia to move goods and people to and from Crimea. Furthermore, turning these areas into Russia's protectorate would allow Russia to establish control over all coastal lines with sea ports and to reduce Ukraine to a landlocked agrarian country. The main aim

*Future*, ed. by David R. Marples (Budapest: Central European University Press, 2022), 181–204; "Rebels without a Cause: Russia's Proxies in Eastern Ukraine," in: *Crisis Group Europe Report* 254, July 16, 2019; "Patriotic Mobilisation in Russia," in: *Crisis Group Europe Report* 251, July 4, 2018, 18–21.

<sup>42</sup> "Transcript: Vladimir Putin's April 17 Q&A," *Washington Post*, April 19, 2014.

<sup>43</sup> "Direct Line with Vladimir Putin," Kremlin.ru, April 17, 2014, accessed May 14, 2025. <http://eng.kremlin.ru/news/7034>.

<sup>44</sup> Alexandr Osipian and Ararat Osipian, "Regional Diversity and Divided Memories in Ukraine: Contested Past as Electoral Resource, 2004–2010," *East European Politics and Societies* 26, 3 (2012): 616–642.

of this plan was to turn Ukraine into a fragile confederation of Ukraine proper and “Novorossiya” without annexed Crimea. Russia’s plan was modelled on Bosnia and Herzegovina, which was reshaped in accordance with the Dayton Agreement of 1995.<sup>45</sup> From 2014, Russia acted as a patron state of the two break-away territories of Donetsk and Luhansk, frequently defined under the umbrella-term of “Novorossiya”. These two statelets were established in Eastern Ukraine in 2014 as an outcome of secessionist insurgency and Russia’s multifarious interference.<sup>46</sup>

Putin mentioned “Novorossiya” for the second time on August 29, 2014 in the context of the battle of Ilovaisk in Donbas when he issued a statement addressed to the “Militia of Novorossiya” calling upon it to show humanitarian compassion and allow surrounded Ukrainian soldiers to withdraw and reunite with their families.<sup>47</sup> At that time, however, it became evident that the initial project of establishing a Russian protectorate of “Novorossiya” from Odesa to Kharkiv was failing. Instead, the Russian leadership focused on the two statelets in Donbas trying to use them as a “Trojan Horse” to block Ukraine’s democratic development.<sup>48</sup> Since May 2015, “Novorossiya” was absent from official rhetoric<sup>49</sup> – and survived only in the right-wing narratives.

Yet, Putin turned to “Novorossiya” again in his essay “On the historical unity of Russians and Ukrainians” published online on July 12, 2021 and addressed to pro-Russian Ukrainians as well as to those Ukrainians ready to make

<sup>45</sup> Richard Caplan, “Assessing the Dayton Accord: The Structural Weaknesses of the General Framework Agreement for Peace in Bosnia and Herzegovina,” *Diplomacy and Statecraft* 11, 2 (2000): 213–32; Derek Chollet, *The Road to the Dayton Accords* (New York: Palgrave Macmillan, 2005); Matthew Parish, “The Demise of the Dayton protectorate. Inside the Bosnian Crisis: Documents and Analysis,” *Journal of Intervention and Statebuilding* 1 (2007): 11–23; Susan L. Woodward, *Implementing Peace in Bosnia and Herzegovina: A Post-Dayton Primer and Memorandum of Warning* (Washington, DC: Brookings Institution. Foreign Policy Studies Program, 1996).

<sup>46</sup> “Rebels without a Cause: Russia’s Proxies in Eastern Ukraine”, in: *Crisis Group Europe Report* 254, July 16, 2019; “Patriotic Mobilisation in Russia,” in: *Crisis Group Europe Report* 251, July 4, 2018, 18–21.

<sup>47</sup> “President of Russia Vladimir Putin Addressed Novorossiya Militia,” August 29, 2014, accessed May 14, 2025. <http://en.kremlin.ru/events/president/news/46506>.

<sup>48</sup> Adam Potočník and Miroslav Mares, “Donbas Conflict: How Russia’s Trojan Horse Failed and Forced Moscow to Alter Its Strategy,” *Problems of Post-Communism* 70, 4 (2023): 341–351.

<sup>49</sup> Vladimir Dergachev and Dmitrii Kirillov, “Proekt ‘Novorossiya’ zakryt: Samoprovozglasheynye respubliki obiavili o zakrytii proekta ‘Novorossiya’”, *Gazeta.ru*, May 5, 2015, accessed May 14, 2025. [https://www.gazeta.ru/politics/2015/05/19\\_a\\_669441.shtml.](https://www.gazeta.ru/politics/2015/05/19_a_669441.shtml;); Viktor Loshak, “Okonchanie proekta ‘Novorossiya’ – eto kuda bolee iavnyi shag k uregulirovaniyu krizisa,” *Kommersant*, May 22, 2015, accessed May 14, 2025. <https://www.kommersant.ru/doc/2731226>.

significant concessions in order to stop Russia's proxy war in Donbas. Putin emphasized Russia's historical rights to "Novorossiya": "In the second half of the eighteenth century, following the wars with the Ottoman Empire, Russia incorporated Crimea and the lands of the Black Sea region, which became known as Novorossiya."<sup>50</sup> The essay also questioned Ukraine's rights on south-eastern lands because of their multi-ethnic population: "The south-western lands of the Russian Empire, Malorussia and Novorossiya, and the Crimea developed as ethnically and religiously diverse entities."<sup>51</sup>

In his speech declaring the "special military operation" in Ukraine on February 24, 2022, Putin did not mention "Novorossiya." Putin blamed the USA for "creating the hostile anti-Russia on our historical lands" and declared that "we have no plans to occupy Ukrainian territories."<sup>52</sup> But "Novorossiya" returned again in Putin's public speeches in late September 2022 when he took the decision to annex four regions of Ukraine partly occupied by Russian armed forces. When he announced the mobilization of hundreds of thousands Russian conscripts into the armed forces on September 21, 2022, Putin justified this unpopular measure through talking about "the big historical Russia" and "historical lands of Novorossiya."<sup>53</sup> On September 30, 2022, on the occasion of the official ceremony of incorporation of "the new regions" into Russia, Putin turned to "Novorossiya" twice. First, when talking on Russia's historical rights on these lands: "Here, in Novorossiya fought Rumiantsev, Suvorov, and Ushakov, new cities were founded by Catherine II and Potemkin."<sup>54</sup> The second time, when addressing Russian soldiers as well as the "warriors of Donbas and Novorossiya" – local collaborators who joined Russian armed forces.<sup>55</sup> He also mentioned "the big historical Russia." Thus, "Novorossiya" became part of a revanchist neo-imperial narrative that promoted the renaissance of "the big historical Russia" without clearly defined borders.

---

<sup>50</sup> Vladimir Putin, "On the Historical Unity of Russians and Ukrainians," July 12, 2021, accessed May 14, 2025. <http://en.kremlin.ru/events/president/news/66181>.

<sup>51</sup> Putin, "On the Historical Unity".

<sup>52</sup> "Obrashchenie Prezidenta Rossiiskoi Federatsii," February 24, 2022, accessed May 14, 2025. <http://kremlin.ru/events/president/news/67843>.

<sup>53</sup> "Obrashchenie Prezidenta Rossiiskoi Federatsii," September 21, 2022, accessed May 14, 2025. <http://kremlin.ru/events/president/news/69390>.

<sup>54</sup> Piotr Rumiantsev (1725–1796), Russian general and governor of Malorossiya. Alexander Suvorov (1729–1800), Russian generalissimos. Fiodor Ushakov (1745–1817), Russian admiral.

<sup>55</sup> "Podpisanie dogоворов о принятии ДНР, ЛНР, Запорожской и Херсонской областей в состав России," September 30, 2022, accessed May 14, 2025. <http://kremlin.ru/events/president/news/69465>.

Since February 2022, the Russian Federation has largely followed Russia’s imperial playbook from the late eighteenth century when the proxy agents in the buffer zone – the Cossacks – were replaced with state institutions, Russian regular army and navy, military and civil administrations. In a similar way, the recently annexed four regions in south-east Ukraine are used as a buffer zone to defend Crimea – Russia’s main asset in the Black Sea region.<sup>56</sup> These four regions are named in Russia’s official sources as “new territories,” “new regions” or “new federal units” while in Russian right-wing political discourse they are defined as “Novorossiya.” On the one hand, the “new territories” are used as Russia’s land bridge to supply Russian troops with ammunition and military personnel. On the other hand, they are used to supply Crimea with Russian tourists as it was in summer 2023 when the Crimean bridge in the Kerch strait was damaged (on July 17) by Ukrainian forces and the connection between the mainland Russia and annexed peninsula was interrupted.<sup>57</sup> Construction of a new railway in the “new regions” started in November 2023 to firmly connect Crimea with Russia.<sup>58</sup> On May 29, 2023 Russian prime minister Mikhail Mishustin signed an order №1404-p to establish the new federal state company “Novorossiya railways” in order to operate the railways in the annexed territories.<sup>59</sup>

Finally, with high probability the “new territories” will be used for further territorial expansion in case of Russia’s next successful offensive in Ukraine.<sup>60</sup> This scenario is quite predictable. This idea was launched by Russia’s most publicly hawkish official – former Russian president Dmitry Medvedev, now deputy chairman of Russia’s Security Council. On March 24, 2023, Medvedev declared that Russia wanted to create demilitarised buffer zones inside Ukraine around areas it has annexed: “a buffer zone which would not allow the use of any types of weapons that work at medium and short distances, that is 70–100 kilo-

<sup>56</sup> Alexandr Osipian, “Straits, Bridges, and Canals: The Black Sea Region and Russo-Ukrainian Conflict, 2014–2022,” in *Handbook on the Culture and History of the Black Sea Region*, ed. by Ninja Bumann et al (Berlin: De Gruyter, 2024).

<sup>57</sup> Dmitrii Steshin, “Doroga k moriu cherez ‘Azovskii koridor’: kak na samom dele vygliadit put v Krym po novym regionam Rossii,” *Komsomolskaia pravda*, July 20, 2023, <https://www.kp.ru/daily/27531/4796531/> (Last accessed July 25, 2023).

<sup>58</sup> Nikolai Grishchenko and Evgenii Rakul, “V Donbasse nachalos stroitelstvo novoi zheleznoi dorogi v Krym,” *Rossiiskaia gazeta*, November 12, 2023, accessed May 14, 2025. <https://rg.ru/2023/11/12/korotkij-nadezhnyj-bezopasnyj.html>.

<sup>59</sup> “Pravitelstvo utverdilo rasporiazhenie o sozdaniii predpriatiia ‘Zheleznye dorogi Novorossii’”, May 31, 2023, accessed May 14, 2025. <http://government.ru/news/48604/>; “V Rossii sozdali predpriatie ‘Zheleznye dorogi Novorossii’”, *TASS*, May 30, 2023, accessed May 14, 2025. <https://tass.ru/ekonomika/17886959>.

<sup>60</sup> “Mehr Land! Das ist Putins Kriegsplan für die nächsten drei Jahre,” *Bild*, December 14, 2023.

metres.”<sup>61</sup> On June 13, 2023, president Putin said that Russian leadership is considering creating a buffer zone within Ukraine – a cordon sanitaire to prevent Ukrainian forces from reaching Russian territory.<sup>62</sup> The next day Putin was echoed by Medvedev: “these would be the new, secure borders of what used to be called ‘Country 404’.”<sup>63</sup> Finally, on December 30, 2023 Vasily Nebenzya, Russia’s envoy to the UN, said at a meeting of the UN Security Council: “one of the goals of our special military operation that pursues the demilitarization of Ukraine is to eliminate threats emanating from the territories bordering Russian regions, including those that became part of Russia after the start of the operation.”<sup>64</sup>

## Conclusion

A comparison of Russian spatial imaginaries and territorial expansion in the Black Sea region in times of Catherine II and Putin reveals some common features as well as differences. Russian territorial expansion in the late eighteenth century was justified through narratives of Enlightenment: Russia incorporated the ill-populated or empty areas – “the Wild Field” or “no man’s land”. Russians began to cultivate these virgin lands, built cities and seaports there to develop the overseas trade. These narratives claimed that after centuries of barbarianism – the Ottoman and Tatar rule – Russia brought back civilization to the former periphery of the ancient Greco-Roman world. Putin’s justification of the annexation of Ukrainian territories in 2014 and 2022, in contrast, is based on such statements as: Ukraine is a failed state; after a *coup d'état* of 2014, Ukraine is ruled by a junta and lost legitimacy over its territories; Russians and Ukrainians are the same people, thereby borders are artificial since they are not separating two nations but people of the same culture and historical legacy. Thus, every border line is temporary – Russia will return its former territories one by one. It is only a question of time.

---

<sup>61</sup> “Russia wants demilitarised buffer zones in Ukraine, says Putin ally,” *Reuters*, March 24, 2023, accessed May 14, 2025. <https://www.reuters.com/world/europe/russia-wants-demilitarised-buffer-zones-ukraine-says-putin-ally-2023-03-24>.

<sup>62</sup> “V Kremle sostoialas vstrecha Prezidenta s voennymi korrespondentami,” *Kremlin.ru*, June 13, 2023, accessed May 14, 2025. <http://kremlin.ru/events/president/news/71391>.

<sup>63</sup> “‘Cordon sanitaire’ in Ukraine to protect Russia should run along Lvov borders – Medvedev,” *TASS*, June 14, 2023, accessed May 14, 2025. <https://tass.com/politics/1631859>.

<sup>64</sup> “Russia’s UN envoy warns Moscow could raise the severity of its response to threats,” *TASS*, December 31, 2023, accessed May 14, 2025. <https://tass.com/politics/1728371>.

In some cases, Putin’s justification follows the same arguments of Catherine II, however. For instance, through juxtaposition of “development” and “decline.” Three decades of Ukraine’s independence brought decline to its industrial backbone – the south-east regions. Thus, the deindustrialization of south-east Ukraine allegedly gives Putin the same “right” to annex these areas as failure of the Tatars and Ottomans to develop the “Wild Field” gave Catherine II the “right” to annex the Crimean Khanate and the Ottoman provinces.<sup>65</sup> In the Russian official narrative the Ukrainian government and Ukrainian forces are frequently dehumanized, thereby equated to the “barbarians” of Catherine II, while Russians are conducting a civilizational mission (as most colonial empires did in nineteenth and twentieth centuries).

Overall, Putin’s “Novorossiya” of 2014 has nothing in common with Catherine II’s cosmopolitan project and its Greco-Roman background. In the early narrative of the “Russian spring” developed by Russian far-rights in 2014, “Novorossiya” was represented as the promised land for ethnic Russian nationalists and Cossacks blessed by the Russian Orthodox Church. In Putin’s revanchist imperial narrative two parts of an artificially divided Russian nation are re-united, and residents of restored “Novorossiya” are liberated from “Ukrainian neo-Nazis” and “decadent western values” like “same sex marriage,” “LGBT propaganda,” “parent 1 and parent 2” instead of “traditional family.” Finally, the bureaucratic practices are rather different from nationalist and neo-imperial narratives – after annexation in 2022, the old imperial place names were replaced with formerly Soviet ones – the occupied town of Bakhmut was renamed Artiomovsk, Oleshky – Tsyurupinsk after two Bolsheviks – Artem and Tsyurupa. Both of them as well as other Bolsheviks had destroyed the Russian Empire, persecuted the Russian Orthodox Church, and challenged “traditional values” with “class struggle,” “internationalism,” and “communist society”. However, the neo-imperial spatial imaginary in Putin’s Russia is so eclectic that the legacy of Catherine II and Potemkin can peacefully coexist with Bolsheviks and Stalinist modernization.

---

<sup>65</sup> “Today, high-tech industrial giants that were once the pride of Ukraine and the entire Union, are sinking. Engineering output has dropped by 42 per cent over ten years. The scale of deindustrialization and overall economic degradation is visible in Ukraine’s electricity production, which has seen a nearly two-time decrease in 30 years. Finally, according to IMF reports, in 2019, before the coronavirus pandemic broke out, Ukraine’s GDP per capita had been below USD 4 thousand.” Vladimir Putin, “On the Historical Unity”.



Katrin Kleemann

# Internationale Forschungsexpeditionen und die Vermessung des Meeresbodens im Südlichen Ozean im 19. und 20. Jahrhundert

Aus dem All betrachtet, wird schnell deutlich, dass ein Großteil des Planeten Erde von Wasser bedeckt ist. Diese ungeheure Weite, die tatsächlich etwa 70 Prozent der Erdoberfläche ausmacht, ist schwer vorstellbar und wird vielleicht deswegen oft übersehen, auch in der Umweltgeschichte.<sup>1</sup> Die deutsche Historikerin Ruth Schilling schreibt, dass „der Ozean noch immer der am wenigsten erforschte Bereich der Erde“ sei, auch wenn Karten „Kohärenz und Eindeutigkeit“ suggerieren, was jedoch nicht dem Wissensstand entspricht.<sup>2</sup> Das Meer ist zudem, anders als eine Landkarte oder ein Globus nahelegen mag, mehr als eine Oberfläche, die man dazu nutzen kann, um von A nach B zu segeln. Unterhalb der Meeresoberfläche, zum Teil in tausenden Metern Tiefe, besteht der Meeresboden, wie an Land auch, aus zahlreichen Tälern und Gebirgen. Die topografische Gestaltung der Meeresböden, auch Bathymetrie genannt, beeinflusst die Ozeanzirkulation, zum Beispiel dahingehend, wie Meeresströmungen sich verhalten. Eine akkurate Bathymetrie in angemessen hoher Auflösung ist u. a. relevant für Klima- und Ozeanzirkulationsmodelle.<sup>3</sup> Kurzum, das Meer ist ein komplexes Ökosystem, in dem neben vielen anderen Dingen auch die Tiefe und Gestalt des Meeresbodens eine wichtige Rolle spielen.

Zwei Drittel des Meeres liegen außerhalb der ausschließlichen Wirtschaftszone, auch 200-Seemeilen-Zone genannt, das heißt, es handelt sich bei etwa der Hälfte der Erdoberfläche um einen internationalen Raum, der rechtlich bisher kaum reguliert ist.<sup>4</sup> Dennoch durchkreuzen ihn Schiffe aus zahlreichen Staaten, die in diesem Raum Güter transportieren, Fischerei betreiben oder For-

---

<sup>1</sup> Vgl. Helen M. Rozwadowski, „The Promise of Ocean History for Environmental History“, *Journal of American History* 100, Nr. 1 (2013): 136–139.

<sup>2</sup> Ruth Schilling, „Karten-Denken: Von der Dreidimensionalität unseres Wissens“, in *Karten-Reisen: Von Meereswissen und Welterfahrung*, hrsg. von Ruth Schilling u. a. (Wiesbaden: Corso, 2021), 133–168, hier: 157.

<sup>3</sup> Vgl. Sarah T. Gille und Stefan G. Llewellyn Smith, „Bathymetry and Ocean Circulation“, in *Charting the Secret World of the Ocean Floor: The GEBCO Project 1903–2003: GEBCO Centenary Conference, Monaco, 14–16 April 2003*, hrsg. von J. K. Hall (2006), 1–9, hier: 1.

<sup>4</sup> Vgl. Christian Mihatsch, „Revolution im Seerecht“, *Klimareporter*, <https://www.klimareporter.de/international/revolution-im-seerecht>, aufgerufen am 4. Januar 2024.

schung durchführen. Dabei sind es insbesondere Forschungsschiffe, die abseits der etablierten Schifffahrtsrouten unterwegs sind, um mehr Wissen über das Meer zu produzieren.<sup>5</sup> In diesem Raum gab es im Laufe der Zeit Bestrebungen, ihn durch nationale und zunehmend internationale Forschungsexpeditionen zu erschließen und die Forschungsschiffahrt entwickelte sich zu einer eigenständigen maritimen Unternehmung. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts motivierten Forschungsexpeditionen anderer Staaten dazu, eine ähnliche Forschungsexpedition zu finanzieren, um das Ansehen des eigenen Landes in dem Feld aufrechtzuerhalten und bestenfalls zu erweitern, indem idealerweise neue, revolutionäre Entdeckungen gemacht werden konnten. Dieser Beitrag untersucht deshalb das Wechselspiel von Raumimaginationen und Vermessungen der Tiefsee im Spannungsfeld von internationalem Wettbewerb und Kooperation zwischen den 1850er Jahren und der Gegenwart.

Während das Meer bereits seit Jahrtausenden gleichzeitig als Grenze und als Transportmedium genutzt wurde, begann man im 19. Jahrhundert mit seiner systematischen wissenschaftlichen Untersuchung und Erschließung. Hierbei wurden von Seeleuten Beobachtungen von Meeresströmungen durchgeführt und Messungen der Temperaturen an der Meeresoberfläche bzw. der Luft auf dem Meer möglich. Die Motivation hierbei war es, die Hochseeschiffahrt sicherer und effizienter zu gestalten.<sup>6</sup> Neben den Bedenken um die Sicherheit der Besatzungen, Ladungen und Schiffe, gab es auch ein Interesse daran, Telegrafenkabel auf dem Meeresboden zu verlegen oder neue Fanggründe für die Wal- oder Robbenjagd zu etablieren. Die Erfindung und Weiterentwicklung verschiedenster technischer Instrumente ermöglichten im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts die Untersuchung eines Raumes, von dem zuvor nur seine Oberfläche bekannt war. Der *oceanic turn* beschreibt den Wandel, dass sich die Forschung nun nicht mehr nur mit der Mobilität über die Meeresoberfläche beschäftigt, sondern stattdessen quasi eintaucht, „*thus rendering vast oceanic space into ontological place*.“<sup>7</sup> Heute wird die Tiefsee als der Raum unterhalb von 200 Metern Meerestiefe definiert und nimmt damit etwa 90 Prozent der Fläche des Meeres ein. Tatsächlich liegt der Meeresboden in etwa der Hälfte des

<sup>5</sup> Vgl. Shawn R. Smith u. a. „Ship-Based Contributions to Global Ocean, Weather, and Climate Observing Systems“, *Frontiers in Marine Science* 6 (2019): 2.

<sup>6</sup> Vgl. Reinhard A. Krause, „Matthew Fontaine Maury (1806–1873), ‚Pathfinder of the Seas‘: Ein Seemann als Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator“, *Deutsches Schifffahrtsarchiv / Deutsches Schifffahrtsmuseum* 32 (2009): 237–265, hier: 254.

<sup>7</sup> Elizabeth DeLoughrey, „Submarine Futures of the Anthropocene“, *Comparative Literature* 69, Nr. 1 (2017): 32–44, hier: 32. Für eine Diskussion zum Thema „oceanic turn“ siehe auch: Kimberley Peters u. a. (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Ocean Space* (Abingdon: Routledge, 2023), 3–20.

Weltmeeres tiefer als 3000 Meter.<sup>8</sup> Die Erschließung der Tiefsee rückte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend in den Blick von Forschungsexpeditionen und Forschungsinstitutionen. Dennoch blieb die Tiefsee ein vor allem imaginer Raum, da er bis in die Gegenwart nur schwer darstellbar und noch keine vollständige Datenlage verfügbar ist. Wie der deutsche Wissenschaftshistoriker Christian Holtorf schreibt, „stellen [wir] uns Räume noch dazu auf so vielfältige Weisen vor, dass Karten immer nur bestimmte Ausschnitte und Teilespekte wiedergeben können.“<sup>9</sup> Auch der kanadische Historiker Antony Adler argumentiert, dass diese Vorstellungskraft für die enorme Größe der überwiegend unzugänglichen Tiefsee auch für Geografen, Umwelthistoriker und Wissenschaftshistoriker wichtig ist, um mit der Dreidimensionalität, dem Volumen und der sich immer verändernden Natur des Meeres umzugehen.<sup>10</sup>

Während es Anfang des 20. Jahrhunderts noch viele Unsicherheiten über die Verlässlichkeit der relativ wenigen durchgeführten Messungen der Tiefe des Meeresbodens anhand von Lotungen gab, gibt es in der Gegenwart den Anspruch, den gesamten Ozeanboden bis 2030 hochauflösend zu kartieren. Anhand von Karten und Grafiken, die aus dieser Forschungsarbeit der letzten etwa 150 Jahre entstanden sind und die „Verräumlichung“ der Tiefsee visualisieren, wird dieser Aufsatz erstens wissenschaftsgeschichtlich den Wandel der Raumvorstellungen über die Tiefsee untersuchen und dabei auch populärkulturelle Werke einbeziehen, die die Imaginationen über den Tiefseeraum stark geprägt haben.

Bis in die Gegenwart ist der Raum der Tiefsee nur mit großem technischem und finanziellem Aufwand erforschbar. Im 19. und 20. Jahrhundert war es ähnlich, dennoch machten es sich zahlreiche Forschungsexpeditionen verschiedener Staaten zur Aufgabe, die Tiefe des Meeresbodens auf den Weltmeeren zu vermessen, zu kartieren und zu erforschen, oftmals im internationalen Wettstreit miteinander. Der Aufsatz untersucht deswegen zweitens die Vermessung der Tiefsee in einem Erdteil, der neben der großen Abgelegenheit noch durch

<sup>8</sup> Vgl. E. Ramirez-Llodra u. a., „Deep, Diverse and Definitely Different: Unique Attributes of the World’s Largest Ecosystem 2010“, *Biogeosciences* 7, Nr. 9 (2019): 2851–2899, hier: 2852–2854; Katrin Kleemann, „Visualisierungen des Meeres in den Segelhandbüchern und Atlanten der Deutschen Seewarte, 1882–1910“, in *Medialitäten des Meeres*, hrsg. von Ruth Schilling und Dennis Niewerth (Bielefeld: transcript, 2026) (im Druck).

<sup>9</sup> Christian Holtorf, „Zur Wissenschaftsgeschichte von Geografie und Kartografie. Einleitung“, in *Zur Wissenschaftsgeschichte von Geografie und Kartografie*, hrsg. von Christian Holtorf (Weinheim: Wiley-VCH Verlag, 2017) (Berichte zur Wissenschaftsgeschichte), 7–16, hier: 8.

<sup>10</sup> Vgl. Antony Adler, „Science: Histories, Imaginations, Spaces“, in *The Routledge Handbook of Ocean Space*, hrsg. von Kimberley Peters u. a. (Abingdon: Routledge, 2023.), 34–45, hier: 35–36.

weitere extreme Umweltbedingungen wie Meereis, niedrige Temperaturen sowie stürmische Verhältnisse gekennzeichnet ist: dem zu jener Zeit noch wenig erschlossenen Südlichen Ozean. Anhand dieser Untersuchung wird deutlich, wie sich die Raumvorstellungen der Zeitgenossen über die Tiefsee des Südlichen Ozeans zwischen 1850 und heute verändert hat.<sup>11</sup>

Auch das Deutsche Reich entsandte Forschungsexpeditionen in den Südlichen Ozean. Dazu zählen zum Beispiel die Weltumsegelung mit der „Gazelle“ von 1874 bis 1876, während derer drei Lotungen in dieser Region durchgeführt wurden, die Deutsche Tiefsee-Expedition mit der „Valdivia“ in den Jahren 1898 und 1899, die speziell die Tiefsee im Atlantik, im Südlichen Ozean und im Indischen Ozean im Blick hatte, sowie die Deutsche Atlantische Expedition mit der „Meteor“ in den Jahren 1925 bis 1927, bei welcher das neu erfundene Echolot erstmals zum Einsatz kam und in 14 Ost-West-Profilen den Atlantik vermaß.<sup>12</sup>

Entlang des technischen Equipments zur Erschließung des submarinen Raumes lässt sich, drittens, aufzeigen, inwiefern im Zuge der Forschungsexpeditionen internationale Kooperation und nationale Konkurrenz durchaus nebeneinander existieren konnten.

## **Systematische Untersuchung des Meeres ab dem 19. Jahrhundert**

Über Jahrhunderte sammelten Seeleute Informationen in ihren Logbüchern, die erst im 19. Jahrhundert systematisch ausgewertet wurden, um durch das hier vorhandene Wissen Reiseroutenempfehlungen zu entwickeln, die den Transport zur See sicherer machten. Gleichzeitig entwickelte sich im 19. Jahrhundert die Forschungsschifffahrt, um Daten fernab der Schifffahrtsrouten, aber auch von unterhalb der Meeressoberfläche sammeln zu können. Diese Datengrundla-

---

**11** Vgl. Rohan Howitt, „Ideological Origins of the Australian Antarctic, 1839–1933“ (Diss. phil., University of Sydney, 2019), 91; Alessandro Antonello, „The Southern Ocean“, in *Oceanic Histories*, hrsg. von David Armitage, Alison Bashford und Sujit Sivasundaram (Cambridge: Cambridge University Press, 2017), 296–318, hier: 302–308.

**12** Zur „Gazelle“: Georg von Schleinitz, *Die Forschungsreise SMS „Gazelle“ in den Jahren 1874 bis 1876: unter Kommando des Kapitäns zur See Freiherrn von Schleinitz, Bd. 1: Der Reisebericht* (Berlin: E. S. Mittler und Sohn, 1889). Zur „Valdivia“: Andreas von Klewitz, *Carl Chun, die Valdivia und die Entdeckung der Tiefsee* (Berlin: Parthas Verlag, 2013); Rudi Palla, *Valdivia: die Geschichte der ersten deutschen Tiefsee-Expedition* (Berlin: Galiani, 2016). Zur „Meteor“: Reinhard Hoheisel-Huxmann, *Die Deutsche Atlantische Expedition 1925–1927. Planung und Verlauf* (Hamburg: Convent, 2007).

ge revolutionierte das Raumverständnis des Ozeans. Der Raum wurde nun dreidimensional, weil Tiefenmessungen von Schiffen zum Meeresgrund eine neue Dimension eröffneten. Dieses Wissen diente nicht nur den eigenen Seeleuten, sondern auch der internationalen Gemeinschaft.

Im 19. Jahrhundert war es größtenteils unbekannt, wie der Meeresboden aussah und ob er sich hunderte oder tausende Meter unter dem Kiel des Schiffes befand. Das Wissen um die Beschaffenheit des Meeresbodens wurde höchst relevant, als es darum ging, geeignete Strecken zu identifizieren, auf denen transozeanische Telegraphenkabel verlegt werden könnten.<sup>13</sup> Ein solches Unterfangen wurde zum Beispiel von Matthew Fontaine Maury, einem amerikanischen Marineoffizier, in den 1850er Jahren durchgeführt, als ein Telegraphenkabel von Irland nach Neufundland verlegt werden sollte. Etwa 200 Lotungen ergaben, dass sich glücklicherweise ein Plateau zwischen Irland und Kanada zu befinden schien, das sogenannte Telegraphenplateau.<sup>14</sup> Bereits kurz nach der Verlegung des Unterseekabels trat jedoch eine Störung auf. Nach weiteren Untersuchungen des Meeresbodens stellte sich heraus, dass der Meeresboden an dieser Stelle entgegen bisheriger Annahmen kein reines Plateau war, das sich von Europa nach Nordamerika erstreckte, sondern dass es vielmehr tiefe Rinnen dazwischen gab.<sup>15</sup> Dieses Problem und die anschließend genauere Kartierung des Gebietes zeigte auf, wie wichtig es war, möglichst viele Messpunkte zu haben, um ein detailliertes Profil vom Meeresboden erstellen zu können. Nur sporadische Messpunkte im Abstand von einigen hundert Kilometern hingegen konnten zu falschen Annahmen führen. Dennoch ergaben sogar diese wenigen Messungen ein Bild von einem Meeresboden, der nicht nur flach und strukturstlos

---

<sup>13</sup> Vgl. Helen M. Rozwadowski und Sylvia A. Earle, *Fathoming the Ocean: The Discovery and Exploration of the Deep Sea* (Cambridge: Harvard University Press, 2009), 6, 49–62; Joy McCann, *Wild Sea: A History of the Southern Ocean* (Chicago: Chicago University Press, 2020), 110.

<sup>14</sup> Vgl. Matthew Fontaine Maury, „Das Telegraphen-Plateau des Nord-Atlantischen Oceans nach einer handschriftlichen Skizze von Lieut. Maury“, *Petermanns Mittheilungen* 3 (1857): 507–508.

<sup>15</sup> Vgl. Gerhard Kortum, „M. F. Maury (1806–1873), A. v. Humboldt (1769–1859) und der Mythos des Telegraphen-Plateaus im nordatlantischen Ozean: zum 125. Todestag Alexander von Humboldts“, in *Geographie der Küsten und Meere: Beiträge zum Küstensymposium in Mainz, 14.–18. Oktober 1984*, hrsg. von Burkhard Hofmeister und Frithjof Voss (Berlin: Institut für Geographie der Technischen Universität Berlin, 1985); Helen M. Rozwadowski, „Technology and Ocean-Scape: Defining the Deep Sea in Mid-Nineteenth Century“, *History and Technology* 17, Nr. 3 (2001): 217–247, hier: 229–230; Krause, „Matthew Fontaine Maury“.

war, sondern viel zerklüfteter und zum Teil mehrere tausend Meter tief.<sup>16</sup> Gleichzeitig ließ die Datenlage viel Platz für Imaginationen, um sich mithilfe der eigenen Vorstellungskraft ein Bild davon zu machen, wie dieser Raum sich gestalten mochte.

Matthew Fontaine Maury verließ den aktiven Dienst zur See, nachdem er sich eine Beinverletzung zugezogen hatte, und arbeitete stattdessen ab 1842 am *Navy Depot of Charts and Instruments* in Washington, D. C.<sup>17</sup> Hier mussten amerikanische Schiffe unter anderem ihre Logbücher nach einer Reise abgeben, wo sie dann eingelagert wurden. Nach seinem Amtsantritt begann Maury, diese Logbücher systematisch auszuwerten, und erkannte dabei Muster, auf deren Grundlage er Karten und Routenempfehlungen herausgab, die die Reisezeit von Schiffen um bis zu 30 Prozent verkürzten. Um eine bessere Datengrundlage zu schaffen, argumentierte Maury dafür, auf internationalem Level eine Standardisierung für das Abfassen von Logbucheinträgen zu schaffen, damit sie auch über die Landesgrenzen hinaus vergleichbar sein würden. Dieses Anliegen wurde im Jahr 1853 auf der Maritimen Konferenz in Brüssel im internationalen Kontext diskutiert und beschlossen.<sup>18</sup>

Der deutsche Geophysiker und Polarforscher Georg Neumayer war tief beeindruckt von der Arbeit Maurys und gründete 1857 das *Flagstaff Observatory for Geophysics, Magnetism and Nautical Science* in Melbourne in Australien. Hier wurden neben magnetischen und meteorologischen Messungen auch Logbücher von in Melbourne ankommenden Schiffen kopiert und ausgewertet, um sichere und schnelle Schifffahrtsrouten zwischen Australien und Europa bestimmen zu können.<sup>19</sup> Nach einigen Jahren erfolgreicher Arbeit am Observatorium in Melbourne kehrte Neumayer Mitte der 1860er Jahre mit dem Wunsch nach Deutschland zurück, seinem Heimatland eine ähnliche Einrichtung zu be-

**16** Vgl. McCann, *Wild Sea*, 132; Matthew Fontaine Maury, *The Physical Geography of the Sea* (New York: Harper & Brothers, 1855) (Limited Edition facsimile 1982), 251.

**17** Zu Maury siehe auch: Penelope K. Hardy, „Every Ship a Floating Observatory: Matthew Fontaine Maury and the Acquisition of Knowledge at Sea“, in *Soundings and Crossings: Doing Science at Sea 1800–1970*, hrsg. von Helen Rozwadowski und Katharine Anderson (Sagamore Beach: Science History Publications, 2016), 17–48; Penelope K. Hardy und Helen M. Rozwadowski, „Maury for Modern Times: Navigating a Racist Legacy in Ocean Science“, *Oceanography* 33, Nr. 3 (2020): 10–15.

**18** Vgl. Tom Jackson, „That Exquisite Machinery.‘ Matthew Fontaine Maury’s Pioneering Study of Winds, Currents, and Oceans“, *Maritime Life and Traditions* 8 (2000): 63–73, hier: 65–67, Krause, „Matthew Fontaine Maury“, 240–241, 254.

**19** Vgl. R. W. Home, „Georg von Neumayer and the Flagstaff Observatory, Melbourne“, in *From Berlin to the Burdekin: The German Contribution to the Development of Australian Science, Exploration and the Arts*, hrsg. von David Walker und Jürgen Tampke (Kensington, NSW: New South Wales University Press, 1991), 40–53.

scheren. Im Jahr 1866 gelang es dem deutschen Ozeanographen Wilhelm von Freeden, die Norddeutsche Seewarte in Hamburg zu gründen, die ebenfalls Logbücher auswertete und Routenempfehlungen herausgab.<sup>20</sup> Die Norddeutsche Seewarte wurde privat finanziert durch 28 Reeder und die Handelskammern der Städte Hamburg und Bremen.<sup>21</sup> Nach der Reichsgründung 1871 taten sich von Freeden und Neumayer zusammen, um sich für die Gründung einer vom Reich finanzierten Deutschen Seewarte einzusetzen, was ihnen Mitte der 1870er Jahre, ebenfalls in Hamburg, auch gelang.<sup>22</sup> Neumayer wurde 1875 der Direktor der Deutschen Seewarte, ein Amt, das er bis 1903 innehaben sollte. Im Vergleich zu den vorherigen Institutionen war die Seewarte eine wachsende Reichsanstalt, die über größere personelle Ressourcen verfügte und mit den Jahren Expertise in verschiedenen Bereichen, wie zum Beispiel maritimer Meteorologie, der Prüfung nautischer Instrumente oder Ozeanographie aufbauen konnte.

Die Deutsche Seewarte war im Laufe ihrer bis 1945 anhaltenden Existenz an allen deutschen maritimen Forschungsexpeditionen beteiligt, indem sie Mitarbeitende oder Instrumente mitschickte oder beratend zur Seite stand.<sup>23</sup> Sie gab unter anderem auch Handbücher für Segelschiffe und dazugehörige Atlanten für die verschiedenen Ozeane heraus.<sup>24</sup> Die Idee war es, standardisierte Instrumente auszugeben, mit denen regelmäßig Messungen durchgeführt werden sollten, um ein möglichst vielseitiges Bild von verschiedenen Schifffahrtsrouten zu erhalten, die dann, nachdem die Daten zurück nach Hamburg kamen, ausgewertet und zu einem Gesamtbild zusammengefügt werden konnten. Vor Ort auf dem Schiff, wo die Daten erhoben wurden, musste die Mikroperspektive gewählt werden, das heißt eine Messung der Tiefe des Meeresbodens, der Luft-

---

**20** Vgl. Heinrich Walle, „Der Einfluss meteorologischer Navigation auf die Entwicklung der deutschen transozeanischen Segelschiffahrt von 1868 bis 1914“ (Diss. phil., Universität Bonn, 1979), 283–285, 302–304; Home, „Georg von Neumayer“, 45–47; Susanne Kehrhahn-Eyrich, *Im Dienst für Schifffahrt und Meer. 150 Jahre Maritime Dienste in Deutschland* (Hamburg: Schifffahrtsverlag Hansa, 2018), 11–12.

**21** Vgl. Thomas Dehling, „Von der Norddeutschen Seewarte zum BSH – 150 Jahre maritime Dienstleistung und Forschung“, *Hydrographische Nachrichten* 112 (2019): 13–15.

**22** Vgl. Wilhelm von Freeden und Georg Neumayer, *Entwurf eines Organisationsplanes für das nautisch-meteorologische und hydrographische Institut, die Deutsche Seewarte. Auf der Basis der bereits in Hamburg bestehenden Norddeutschen Seewarte* (Berlin, 1871).

**23** Vgl. Deutsches Hydrographisches Institut (Hrsg.), *Das Deutsche Hydrographische Institut und seine historischen Wurzeln* (Hamburg: Deutsches Hydrographisches Institut, 1979); Peter Ehlers, „Das BSH – eine Behörde für Schifffahrt und Meer“, *Deutsche Hydrographische Zeitschrift*, Reihe B 25 (1993): 203–230, hier: 204; Klaus Wege, *Die Entwicklung der meteorologischen Dienste in Deutschland* (Offenbach am Main: Deutscher Wetterdienst, 2002), hier: 30; Schilling, „Karten-Denken“, 154–156.

**24** Vgl. Kleemann, „Visualisierungen“.

oder Wassertemperatur bildete nur einen ganz bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit und demnach nur einen kleinen Ausschnitt ab. In diesem Zusammenhang spielte das großangelegte Sammeln von Daten auf deutschen Handels- und Kriegsschiffen eine wichtige Rolle. Als ehrenamtliche Mitarbeitende führte die Besatzung Messungen für die Deutsche Seewarte durch. Diese stellte ihnen standardisierte Instrumente und entsprechende Dokumentationsformulare zur Verfügung.<sup>25</sup> Darüber hinaus war auch die internationale Zusammenarbeit zwischen Forschenden in diesem Bereich auf der Grundlage vergleichbarer Datensätze entscheidend. Nur eine großflächige Datenlage von verschiedenen Teilen des Ozeans, die durch internationale Kooperation geschaffen wird, ermöglicht die Makroperspektive.

## Forschungsexpeditionen als nationale Prestigeprojekte im internationalen Wettstreit

Eine weitere Möglichkeit, um Daten über das Meer zu produzieren, stellen Forschungsexpeditionen dar. Im 19. Jahrhundert motivierten insbesondere die Faktoren nationales Prestige und internationale Konkurrenz die Durchführung dieser Expeditionen. Trotz der national aufgeladenen Stoßrichtung wirkten zum Teil auch ausländische Forschende auf den Expeditionen mit und ihre Forschungsergebnisse wurden über die Landesgrenzen hinweg rezipiert und weiterentwickelt.

Forschungsexpeditionen waren sehr viel aufwendiger und kostenintensiver, als die Marine oder Handelsmarine mit einigen täglichen Messungen zu beauftragen. Eine Forschungsexpedition bedurfte eines entsprechenden Schiffes, einer geeigneten Crew, spezialisierter Ausrüstung und ausreichenden Provianten sowie ausreichender Materialien.<sup>26</sup> Um eine Forschungsexpedition speziell für die Erforschung der Tiefe des Meeresbodens zu beauftragen, war zunächst die Bereitstellung eines Forschungsschiffes notwendig, welches mit einem hinlänglich starken Motor und einer Lotmaschine ausgestattet war. Zwar waren viele Forschungsschiffe im 19. Jahrhundert noch Segelschiffe, dennoch war das Vor-

---

<sup>25</sup> Vgl. Walle, „Der Einfluss meteorologischer Navigation“, 274; Karl Heinrich Wiederkehr, „Die Hamburgische Seefahrt und die Einführung der meteorologisch-geophysikalischen Navigation: eine Dokumentation“, *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 73 (1987): 1–26, hier: 2.

<sup>26</sup> Vgl. Christine Reinke-Kunze, *Den Meeren auf der Spur: Geschichte und Aufgaben der deutschen Forschungsschiffe* (Herford: Koehler, 1986).

handensein eines Motors relevant, um das Schiff möglichst lange in einer Position halten zu können, um eine Lotung durchzuführen. Im späten 19. Jahrhundert bildete sich das Forschungsschiff als eigenständiger Schiffstyp heraus.<sup>27</sup> Während in dieser frühen Phase noch bereits bestehende Kriegsschiffe gekauft und den Bedürfnissen der Expedition entsprechende Umbaumaßnahmen durchgeführt wurden, konzipierten Wissenschaftler und Ingenieure im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend spezialisierte Forschungsschiffe.<sup>28</sup> Da Lotungen mehrere Stunden dauern konnten, je nach Ausrüstung, Wetter und Tiefe der Messung, waren diese technischen Voraussetzungen des Schiffes und die Qualität der Lotmaschine wichtig.<sup>29</sup>

Die Erforschung der Tiefe des Meeresbodens war im 19. Jahrhundert keine leichte Aufgabe: Während das Loten ursprünglich per Hand mit einer Leine, an der ein Gewicht befestigt war, durchgeführt wurde, hatten Lotmaschinen im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Durchbruch. Sie erleichterten die Arbeit an Bord, insbesondere dann, wenn tausende Meter Draht ausgerollt und später wieder eingerollt werden mussten.<sup>30</sup> Aber auch mit Lotmaschine dauerte das Tiefenloten oft mehrere Stunden, was sich für die Besatzung bei Wind, Wellengang und Schnee oder Hagel sehr lang anfühlen konnte.<sup>31</sup> Die amerikanische Historikerin Helen Rozwadowski zeigt auf, dass die Rekonstruktion des Meeresbodens nur in einer komplexen Interaktion von Instrumenten, Methoden, Interpretationen und Motivation für Tiefenmessungen möglich war.<sup>32</sup> Eine bedeutende Rolle spielte dabei der internationale Austausch von Teilnehmern unterschiedlicher Expeditionen. Nur so ließ sich bewerten, welche der erprobten Messtechnologien besonders geeignet waren, um die bestmöglichen Ergebnisse beim Loten zu erzielen. Trans- und internationale Kooperation der Forschenden

<sup>27</sup> Vgl. Penelope Kate Hardy, „Where Science Meets the Sea: Research Vessels and the Construction of Knowledge in the Nineteenth and Twentieth Centuries“ (Diss. phil., Johns Hopkins University, Baltimore, 2017).

<sup>28</sup> Vgl. Hans Karr, *Deutsche Forschungsschiffe seit 1905 (Typenkompass)* (Stuttgart: Motorbuch, 2015), 94–98.

<sup>29</sup> Vgl. Kleemann, „Visualisierungen“.

<sup>30</sup> Vgl. Sabine Höhler, „Depth Records and Ocean Volumes: Ocean Profiling by Sounding Technology, 1850–1930“, *History and Technology* 18, Nr. 2 (2002): 119–154.

<sup>31</sup> Vgl. Gerhard Schott, *Wissenschaftliche Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia“ 1898–1899. Bd. 1: Oceanographie und maritime Meteorologie* (Jena: Gustav Fischer Verlag, 1902), 109.

<sup>32</sup> Vgl. Rozwadowski, „Technology and Ocean“, 219; Sabine Höhler, „A Sound Survey: The Technological Perception of Ocean Depth, 1850–1930“, in *Transforming Spaces. The Topological Turn in Technology Studies. Online Publikation der Internationalen Konferenz in Darmstadt, 22.–24. March 2002*, hrsg. von Michale Hard, Andreas Lösch und Dirk Verdicchio (Darmstadt: Technische Universität Darmstadt, 2003).

war somit eine Voraussetzung für ein genaueres Verständnis der Beschaffenheit des Tiefseebodens, wie das folgende Beispiel belegt.

In seinem Bericht über die Ausrüstung der Deutschen Tiefsee-Expedition mit der „Valdivia“ beschreibt der deutsche Ozeanograph Gerhard Schott, der bei der Deutschen Seewarte angestellt war, die beiden Lotmaschinen, die die Expedition mit an Bord hatte: Dies war zum einen die LeBlanc’sche Lotmaschine, ein französisches Modell, und die Sigsbee Lotmaschine, ein amerikanisches Modell.<sup>33</sup> Schott und die Besatzung schienen die mit einem Elektromotor ausgestattete Sigsbee-Maschine aufgrund der einfacheren Handhabung zu präferieren. Mit dieser wurden 134 Messungen durchgeführt, bei denen lediglich 117 Meter Draht verloren gingen, während bei den 46 Lotungen mit der LeBlanc’schen Maschine fast 6500 Meter abhandenkamen.<sup>34</sup> Aus Schotts Beschreibungen lässt sich erahnen, wie viel Recherche im Vorfeld der Expedition notwendig war, um sich für ein Modell einer Lotmaschine zu entscheiden. Die Österreichisch-Ungarische Tiefsee-Expedition mit der SMS „Pola“ zwischen 1890 und 1898 und der „Fürst von Monaco“ auf verschiedenen Fahrten machten gute Erfahrungen mit der LeBlanc’schen Maschine, was zu Schotts Kaufentscheidung beitrug. Gleichzeitig beschrieb der deutsche Meeresbiologe Victor Hensen seine negativen Erfahrungen mit der Sigsbee-Lotmaschine während der Plankton-Expedition mit dem Dampfer „National“ im Jahr 1889, was Schott dennoch zum Kauf der Lotmaschine bewegte, aber nur, nachdem sie vor ihrem Einsatz entsprechend umgebaut wurde.<sup>35</sup> Es zeigt sich also, dass internationale Zusammenarbeit bei der Tiefseeforschung nicht erst bei der Auswertung der Ergebnisse begann, sondern bereits im Vorfeld bei der Planung der Expedition und der Auswahl der Instrumente.

Eine besonders prägende Tiefseeforschungsexpedition in den Südlichen Ozean war die britische Forschungsreise mit der HMS „Challenger“, die zwischen 1872 und 1876 um die Welt segelte. Die „Challenger“-Expedition hatte das primäre Ziel, die Natur der Tiefsee zu erforschen. Es war die erste Forschungsexpedition ihrer Art, die es speziell auf Informationen und Proben aus der Tiefsee des Weltmeeres abgesehen hatte.<sup>36</sup> Diese Expedition diente mit ihren 492 Tiefsee-Lotungen und zahlreichen weiteren Messungen, die etwa 4 700 neue Arten von Lebewesen im Meer entdeckten, als ein Prototyp für zukünftige Expeditions-

---

<sup>33</sup> Vgl. Schott, *Wissenschaftliche Ergebnisse*, 9.

<sup>34</sup> Vgl. ebd., 19.

<sup>35</sup> Vgl. ebd., 4 (LeBlanc) und 11 (Sigsbee).

<sup>36</sup> Vgl. Richard Corfield, *The Silent Landscape: The Scientific Voyage of HMS Challenger* (Washington, D.C.: Joseph Henry Press, 2004); McCann, *Wild Sea*, 111–112.

nen.<sup>37</sup> Die Raumvorstellung der Tiefsee wurden durch diese Messungen revolutioniert, denn die Ergebnisse der Tiefseelotungen ermöglichen ein detailliertes Bild über den Meeresboden im Atlantik, im Pazifik, im südlichen Indischen Ozean und im Südlichen Meer. Die Auswertung der Ergebnisse dauerte allerdings, wie auch bei späteren Expeditionen üblich, lange, in diesem Fall 19 Jahre. Währenddessen wurden 50 Bände über die Ergebnisse der Expedition veröffentlicht.<sup>38</sup>

Im Vorfeld der „Challenger“-Expedition appellierte William Carpenter, ein englischer Zoologe, zur Sicherung der Finanzierung der Reise auch an das nationale Prestige der *Royal Society of London*. In seinem Ansuchen zeigte sich Carpenter beunruhigt darüber, dass sowohl die USA als auch Deutschland dabei wären, Tiefsee-Expeditionen vorzubereiten. Er schrieb an G. G. Stokes, den Sekretär der *Royal Society of London*: „Without an immediate national effort to explore the deep sea, the dominion of the deep ocean would be lost to other nations.“<sup>39</sup> Mit diesem auf Nationalismus zielenden Kurs hatte er schließlich Erfolg, um der „Challenger“-Expedition die Finanzierung zuzusichern, damit sie als teures nationales Unterfangen dafür sorgen würde, Großbritannien weiterhin in ihrem Ruf als ein „Empire of the Seas“ zu bestätigen.<sup>40</sup> Die tiefsten Stellen des Ozeans zu beproben und zu vermessen wurde im 19. Jahrhundert zu einem Akt von nationalem Interesse und brachte Prestige für diejenigen, die in diese Aktivität involviert waren.<sup>41</sup> Obwohl bei dieser und folgenden Expeditionen auf zwischenstaatlicher Ebene die Konkurrenz im Vordergrund stand, waren auf wissenschaftlicher Ebene dennoch Forschende unterschiedlicher Nationalität involviert, die aufgrund ihrer speziellen Expertise dabei waren und folglich über nationale Grenzen hinweg zusammenarbeiteten. An der britischen „Challenger“-Expedition waren zum Beispiel auch der deutsche Naturforscher Rudolf von Willemoes-Suhm und der Schweizer Linguist, Illustrator und Ozeanograph Jean Jacques Wild beteiligt.<sup>42</sup>

<sup>37</sup> Vgl. Frédéric Aitken und Jean-Numa Foulc, *From Deep Sea to Laboratory 1. The First Explorations of the Deep Sea by H. M. S. Challenger (1872–1876)* (London: Wiley, 2019).

<sup>38</sup> Vgl. Charles Wyville Thomson u. a., *Report on the Scientific Results of the Voyage of H. M. S. Challenger during the Years 1872–1876 under the Command of Captain George S. Nares ... and the Late Captain Frank Tourle Thomson* (Edinburgh: Printed for H. M. Stationery Off, 1880–1895).

<sup>39</sup> Erika Lynn Jones, *Making the Ocean Visible: Science and Mobility on the Challenger Expedition, 1872–1895* (Diss. phil., University College London, 2019), 53.

<sup>40</sup> Jones, „Making the Ocean Visible“, 160; Margaret Deacon, *Scientists and the Sea, 1650–1900: A Study of Marine Science* (Aldershot: Ashgate, 1997).

<sup>41</sup> Vgl. Rozwadowski und Earle, *Fathoming the Ocean*, 6, 49–62; McCann, *Wild Sea*, 110.

<sup>42</sup> Vgl. Rudolf von Willemoes-Suhm, *Zum tiefsten Punkt der Weltmeere: Die Challenger-Expedition, 1872–1876. Rudolf von Willemoes-Suhms Briefe von der Challenger-Expedition mit Auszügen*

Eine Motivation, die hinter der „Challenger“-Expedition stand, war die wissenschaftliche Debatte um die sogenannte azoische Theorie, die in den 1830er Jahren von dem britischen Biologen Edward Forbes aufgestellt worden war. Die azoische Theorie besagte, dass sich unterhalb von etwa 500 Metern kein Leben im Ozean finden lassen würde. Charles Wyville Thomson, der wissenschaftliche Leiter der „Challenger“-Expedition, bezweifelte diese Theorie von Anfang an und konnte sie schließlich auch widerlegen, indem marines Leben in allen Tiefen und allen Teilen des Weltmeeres gefunden werden konnte, das von der Expedition bereist und beforscht wurde.<sup>43</sup>

Die HMS „Challenger“ war ein Segelschiff, das jedoch zusätzlich über einen dampfbetriebenen Motor mit über 1200 PS verfügte, der bei den Probeentnahmen aus dem Meeresboden und dem Manövrieren in Eisfeldern zum Einsatz kam. Insgesamt kam die „Challenger“-Expedition nur langsam voran, um etwa alle 320 Kilometer Proben zu entnehmen und Messungen durchzuführen. Obwohl die HMS „Challenger“ nicht dafür gebaut war, in eisigen Verhältnissen zu segeln, unternahm sie dennoch einige Messungen im Südlichen Ozean.<sup>44</sup> Die „Challenger“-Expedition war ein großer Erfolg und zeichnete sich dadurch aus, dass die Expedition die erste Tiefenkartierung des Ozeans produzierte.<sup>45</sup>

Diese Forschungsexpeditionen waren äußerst kostspielig: Die Initiatoren der Deutschen Tiefsee-Expedition beispielsweise argumentierten geschickt damit, dass es im nationalen Interesse des Reiches lag, eine solche Expedition durchzuführen, um mit den Briten mithalten zu können, die bereits erfolgreich die „Challenger“-Expedition durchgeführt hatten und auch zahlreiche antarktische Expeditionen finanzierten. Dieses Appellieren an das nationale Prestige des Kaisers hatte Erfolg, denn Wilhelm II. unterstützte die Expedition „und sprach die Erwartung aus, dass die Expedition in würdiger Weise ausgerüstet werde, ohne Rücksicht auf Ersparnisse, welche die Sicherheit und den Erfolg gefährden könnten.“<sup>46</sup> Wie sich sowohl in diesem Fall der Deutschen Tiefsee-Expedition als auch im Fall der „Challenger“-Expedition zeigt, fungierte der nationale Wettbewerb für die Wissenschaftler mithin als wichtiges Argument für die Einwerbung von Forschungsmitteln.

---

gen aus dem Reisebericht des Schiffingenieurs W.J.J. Spy, hrsg. von Gerhard Müller (Stuttgart: Thienemann, Edition Erdmann, 1984); John James Wild, *At Anchor: A Narrative of Experiences afloat and ashore during the Voyage of H. M. S. „Challenger“ from 1872 to 1876* (London: M. Ward & Co, 1878).

<sup>43</sup> Vgl. McCann, *Wild Sea*, 113–115.

<sup>44</sup> Vgl. Deacon, *Scientists and the Sea*; McCann, *Wild Sea*, 89, 113–115.

<sup>45</sup> Vgl. Jones, „Making the Ocean Visible“; Schilling, „Karten-Denken“, 157.

<sup>46</sup> Zitiert nach Palla, *Valdivia*, 50.

Zahlreiche andere Forschungsexpeditionen durchquerten den Südlichen Ozean auf dem Weg zur Antarktis. Ins späte 19. und frühe 20. Jahrhundert fällt das „Goldene Zeitalter“ der Antarktis-Forschung, an der zahlreiche europäische sowie australische und japanische Expeditionen beteiligt waren. Primär ging es hier um das möglichst weite Vordringen nach Süden bzw. das Erreichen des Südpols, aber quasi nebenher wurden dennoch auch andere wissenschaftliche Untersuchungen durchgeführt, wie zum Beispiel Tiefseelotungen. Dies waren jedoch nur Beiprodukte der Expeditionen, das Erreichen des Südpols hatte einen ungleich höheren Stellenwert.<sup>47</sup> Hierbei zeigt sich, dass bei Forschungsexpeditionen zum Südlichen Ozean und in die Antarktis das bereits benannte Spannungsverhältnis von internationaler Konkurrenz und Zusammenarbeit eine zentrale Rolle spielte. Das Entdecken von markanten Punkten in der Tiefsee und Inselgruppen im Südlichen Ozean, zusammen mit der Raumerschließung von Gebieten in der Antarktis, waren ein Machtfaktor, um ein nationales Interesse anzumelden. Gleichzeitig diente die Vermessung der Tiefsee der Raumkundung und beeinflusste Raumimaginationen.

## Die Erforschung des Meeresbodens im Südlichen Ozean

Der Südliche Ozean ist, wie die Umwelthistorikerin Joy McCann schreibt, ein wilder und schwer zu erfassender Ort; ein Ozean wie kein anderer. Da keine Landmassen in dieser Region den Wind aufhalten können, ist der Südliche Ozean gleichzeitig berüchtigt für die dort vorherrschenden Stürme, Nebelbedingungen und das Eisvorkommen.<sup>48</sup> Die Winde zwischen 40 und 50 Grad südlicher Breite, die sogenannten „brüllenden Vierziger“ (*Roaring Forties*), wurden zum Beispiel in der Zeit der Segelschifffahrt auf der Route von Europa nach Australien genutzt. Die Winde weiter Richtung Südpol, die „rasenden Fünfziger“ (*Furious Fifties*) und die „heulenden Sechziger“ (*Screaming Sixties*), sind noch stärker.<sup>49</sup>

---

<sup>47</sup> Vgl. Liza Soutschek und Kärin Nickelsen, „Zusammenwirken‘ oder ‚Wettstreit der Nationen? Kooperation und Konkurrenz in der deutschen Antarktisexploration um 1900“, *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 27 (2019): 229–263; McCann, *Wild Sea*, 121–122.

<sup>48</sup> Vgl. McCann, *Wild Sea*, ix.

<sup>49</sup> Vgl. Tom Griffiths, *Slicing the Silence: Voyaging to Antarctica* (Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2007), 36–46; Antonello, „The Southern Ocean“.

Trotz dieser widrigen Wetterbedingungen war der Südliche Ozean das Ziel von Expeditionen: Als erste Expeditionen in die Region vordrangen, wurde die Erforschung durch nationale Rivalität und durch wissenschaftliche Neugier angetrieben.<sup>50</sup> Da diese Region bisher so wenig erforscht war, hoffte man, relativ leicht neue Erkenntnisse zu Tage zu fördern. Allerdings war der Weg dahin schwierig, denn erheblicher Aufwand war damit verbunden, diese abgelegene und durch das Vorkommen von Eis sowie schwierigen Wind- und Wellenbedingungen geprägte Region zu untersuchen.<sup>51</sup> Bereits Matthew Fontaine Maury hatte Interesse daran, mehr über diesen Ozean in Erfahrung bringen zu lassen, und auch der britische Ozeanograph und Chemiker George Deacon verstand die Rolle des Südlichen Ozeans für das globale Klimasystem.<sup>52</sup>

Im Jahr 1840 hatte der britische Offizier der *Royal Navy*, James Clark Ross, während der antarktischen Ross-Expedition zwischen 1839 und 1843 die erste Tiefseelotung im Südlichen Ozean durchgeführt, die 4427 Meter maß.<sup>53</sup> Diese einzelne Lotung war lange Zeit die einzige Messung in dieser Region und findet sich zum Beispiel auf einer Tiefenkarte des britischen Ozeanographen John Murray.<sup>54</sup> Gerhard Schott kritisierte das Einzeichnen dieser Messungen auf Murrays Karten mit scharfen Worten, da die Daten dafür nur aus einer einzigen Lotung entstammten: „Es erscheint mir richtig oder doch vorsichtig zu sein, das ganze südatlantische Gebiet jenseits von 40°S. Br. auf den Karten weiß zu lassen und gerade hierdurch die klaffende Lücke unserer Kenntnisse zu offenbaren; man sollte nicht, lediglich auf die eine und sicher unzuverlässige Lotung von Ross (4000) bauend, kühne Phantasiegebilde zeichnen, wie J. Murray es thut.“<sup>55</sup> Im Kern dieser Debatte stand die Frage danach, wie sich der Raum, in diesem Fall die durch den Meeresboden begrenzte Tiefsee, abbilden ließe. Der auf einer Karte dargestellte Meeresboden zeigte geteilte Raumvorstellungen auf, die in diesem Fall nicht unkontrovers waren, da die Raumkonstruktion, die diese eine Messung beinhaltete, aufgrund der dünnen Datenlage umstritten war.

Die bereits erwähnte „Challenger“-Expedition hatte fünf Lotungen südlich des 60. Breitengrades durchgeführt. Insgesamt gab es bis 1898 lediglich 15 Lotungen, die südlich von 50 Grad südlicher Breite durchgeführt worden waren.

<sup>50</sup> Vgl. McCann, *Wild Sea*, 111.

<sup>51</sup> Vgl. Eric L. Mills, „From Discovery to Discovery: the Hydrology of the Southern Ocean, 1885–1937“, *Archives of Natural History* 32, Nr. 2.2 (2005): 246–264, hier: 246, 260–261.

<sup>52</sup> Vgl. McCann, *Wild Sea*, 115.

<sup>53</sup> Vgl. ebd., 111–112.

<sup>54</sup> John George Bartholomew, *Bathymetrical Chart of the Atlantic Ocean. The Voyage of the H.M.S. „Challenger“*, *Summary of Results Chart 1A* (Edinburgh, 1910).

<sup>55</sup> Schott, *Wissenschaftliche Ergebnisse*, 114.

Die Deutsche Tiefsee-Expedition erweiterte die Anzahl dieser Lotungen im Südlichen Ozean um 29 Messungen. Insbesondere zwischen 0 und 60 Grad östlicher Länge, wo die „Valdivia“ unterwegs war, war bis zu dem Zeitpunkt noch keine einzige Tiefenlotung durchgeführt worden. Schott schrieb im Nachgang, dass die Lotungen, die im Südlichen Ozean durchgeführt wurden, „in jeder Beziehung die wichtigsten geworden“ seien und „sofort, was wir wohl sagen dürfen, das Aufsehen der geographischen Kreise erregt“<sup>56</sup> hätten. Schott bedankte sich bei dem Leiter der Expedition, dem deutschen Zoologen Carl Chun, der „die Wichtigkeit der hier vorliegenden geographischen Probleme anerkannte und eine Lotungsreihe über eine Entfernung von fast 5000 km hin ausführen ließ, wie sie aus diesen südlichen Gewässern noch nirgends vorlag.“<sup>57</sup> Chun betrieb, wie es heute genannt werden würde, viel Öffentlichkeitsarbeit. Unter anderem machte er die Expedition durch seine populärwissenschaftliche Veröffentlichung *Aus den Tiefen des Weltmeeres* bekannt, ein Bestseller, in dem es zahlreiche Abbildungen der Tierwelt der Tiefsee gab, die ein Bild über das vielseitige Leben im Meer vermittelte.<sup>58</sup> Eine zweite Auflage mit zusätzlichen Abbildungen erschien drei Jahre später.<sup>59</sup> Die Zeichnungen belegten zum einen, dass es Leben unterhalb von 500 Metern Tiefe gab, und zum anderen, wie vielseitig sich dieses gestaltete. Der vormals leer erscheinende Raum der Tiefsee war nun doch mit Leben gefüllt. Die Fotografien, Zeichnungen und Aquarelle wurden unter anderem von Fritz Winter angefertigt, einem Künstler an Bord der „Valdivia“, der diese zum Teil in Aquarien lebend gefangenen Arten an Bord des Schiffes zeichnete. Andere Exemplare wurden in Alkohol oder Formalin konserviert.<sup>60</sup> Die Erzählungen Chuns über die Expedition und die Zeichnungen der Lebewesen vermittelten nicht nur dem Fachpublikum, sondern insbesondere auch der allgemeinen Leserschaft ein Bild von der Arbeit auf See und von den Ergebnissen der Expedition.

Aufgrund des gewählten Kurses Richtung Südsüdwest ab Kapstadt, bewusst entgegen des Kurses, den die „Challenger“ oder die „Gazelle“ gewählt

<sup>56</sup> Ebd., 109.

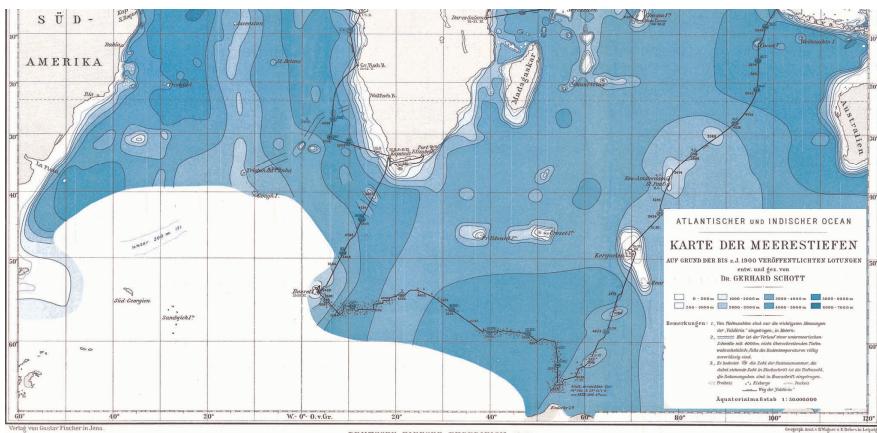
<sup>57</sup> Ebd.

<sup>58</sup> Vgl. Carl Chun, *Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition* (Jena: Fischer, 1900).

<sup>59</sup> Vgl. Carl Chun, *Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition*. 2. Aufl. (Jena: Fischer, 1903); John R. Dolan, „Pioneers of Plankton Research: Carl Chun (1852–1914)“, *Journal of Plankton Research* 45, Nr. 6 (2023): 1–13, hier: 8.

<sup>60</sup> Vgl. Palla, *Valdivia*, 67–68, 81–86; Katrin Kleemann, Niels Hollmeier und Pablo v. Frankenberg, „Forschungsschiffe – Wissenschaft unter Extrembedingungen“, in *Schiffswelten – Der Ozean und Wir*, hrsg. von Ruth Schilling und Pablo v. Frankenberg (Altenburg: DZA Druckerei zu Altenburg, 2024): 82–99.

hatten, mussten „sehr ungünstige Verhältnisse“ in Kauf genommen werden, und Schott hoffte, mindestens die gleiche Anzahl von Lotungen in diesem Gebiet durchführen zu können wie die beiden Vorgänger, was respektive fünf und drei Messungen waren. Wider Erwarten gelang es der Besatzung der „Valdivia“, jeden Tag durchschnittlich eine Lotung durchzuführen.<sup>61</sup> Bei diesen Tiefenlotungen der „Valdivia“ wurden auch viele Erkenntnisse zu Tage gefördert: Besonders wurde deutlich, dass es hier zahlreiche große Meerestiefe gab. Dies war überraschend, denn bisher war man davon ausgegangen, dass das Meer um die Antarktis herum relativ flach sein würde. Man rechnete mit einer Art Schelfmeer vor dem antarktischen Kontinent, das maximal 2000 bis 3000 Meter tief war. Was sie tatsächlich vorfanden, waren durchschnittliche Tiefen von 4000 Meter. Zwischen 30 und 60 Grad östlicher Länge fanden sie sogar Tiefen von über 5500 Metern vor, hier schlug Schott den Namen „Indisch-Antarktisches Becken“ vor – eine neutrale Bezeichnung mit Verweis auf die Lage am südlichen Indischen Ozean.<sup>62</sup>



**Abb. 1:** Zusammenschnitt der Schiffahrtsroute der „Valdivia“ 1898–1899, hier im Südatlantik, Südlichen und Indischen Ozean. Die Karte zeigt links unten auch ein großes, bisher unerforschtes Gebiet. Quelle: Gerhard Schott, „Karte der Meerestiefe“, in Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition, hrsg. von Carl Chun (Jena: Fischer, 1900), Ausschnitt.

Nach der Rückkehr der „Valdivia“ nach Deutschland gab es auf internationaler Ebene insgesamt 44 Lotungen von der Tiefe des Meeresbodens südlich von 50

**61** Schott, *Wissenschaftliche Ergebnisse*, 109.

**62** Ebd., 110.

Grad südlicher Breite. Auf die gesamte Fläche des Südlichen Ozeans betrachtet sind 44 Lotungen in diesem riesigen Gebiet rings um die Antarktis dennoch eine sehr geringe Zahl, um zuverlässig den Meeresboden in dieser Region zu kartieren. Eine Karte, die nach der Deutschen Tiefsee-Expedition entstand, zeigt südöstlich von Südamerika noch einen riesigen weißen Fleck. Schott argumentiert, dass diese weltweit einzigartige „gähnende Leere“ auf einer Karte, „die sich in Bezug auf Tiefenmessungen zwischen Patagonien und der Bouvet-Insel aufthut, eine deutliche und dringliche Sprache für die Notwendigkeit weiterer oceanographischer Studien in den hohen Breiten des Südatlantischen Oceans“ spricht.<sup>63</sup>

Aufgrund des großen Aufwandes wurden bei Karten, die auf der Grundlage von Tiefseelotungen und Forschungsexpeditionen entstanden, auch die Ergebnisse anderer Expeditionen berücksichtigt.<sup>64</sup> Dies wird zum Beispiel in der Karte von Schott (vgl. Abbildung 1) deutlich, die, wie in der Legende steht, auf der Grundlage der bis zum Jahr 1900 durchgeföhrten Lotungen entstanden war, womit sowohl deutsche als auch ausländische Lotungen gemeint sind.<sup>65</sup> Diese dienten auch der Überprüfung durch die eigene Forschungsexpedition. Manchmal konnten diese Ergebnisse bestätigt und manchmal widerlegt bzw. korrigiert werden. Auch wenn die einzelnen Forschungsexpeditionen jeweils nationale Prestigeprojekte waren, geschah ihre wissenschaftliche Aufarbeitung in internationaler Zusammenarbeit.

Die Erzeugung von Raumwissen durch Forschungsexpeditionen auf dem Meer zeichnet sich stark durch das Spannungsverhältnis von internationaler Kooperation und Konkurrenz aus: Eine technische Komponente bei der Verständigung über die Konstruktion mariner Räume auf internationaler Ebene war etwa die Verwendung von unterschiedlichen Maßeinheiten. Die Nicht-Standardsierung von Forschungsergebnissen sorgte dabei für Probleme in der internationalen Zusammenarbeit, insbesondere bei der Nachnutzung der von einzelnen Forschungsexpeditionen produzierten Daten. Die „Challenger“-Expedition verwendete zum Beispiel Faden (fathom), während die Seewarte Meter nutzte.

---

<sup>63</sup> Ebd., 78. Die Deutsche Tiefsee-Expedition hatte die Bouvet-Inseln, die bereits 1739 von einer französischen Expedition entdeckt wurden, wiederentdeckt, hierzu siehe auch: Sibylla Nikolow, „Die Bouvets liegen vor uns! Die Kartierung einer besonders abgelegenen und unbewohnbaren Insel im Südatlantik durch die Deutsche Tiefsee-Expedition 1898/99“, in *Jenseits des Terrazentrismus. Kartographien der Meere und die Herausbildung der globalen Welt*, hrsg. von Iris Schröder, Felix Schürmann und Wolfgang Struck (Göttingen: Wallstein, 2022), 173–202.

<sup>64</sup> Für ein Beispiel siehe Schott, *Wissenschaftliche Ergebnisse*, 77.

<sup>65</sup> Eine sehr ähnliche Karte findet sich in Deutsche Seewarte (Hrsg.), *Atlantischer Ozean. Ein Atlas* (Hamburg: L. Friederichsen & Co., 1882), 1–2, und die genauen Expeditionen, deren Lotungen herausgezogen worden sind, finden sich in der Kartenbeschreibung.

Alle nicht-metrischen Einheiten mussten daher zunächst konvertiert werden, bevor sie auf der Karte eingezeichnet werden konnten.<sup>66</sup>

Ein anderer Streitpunkt zwischen den Forschungsinstitutionen verschiedener Staaten war die Nomenklatur von neu entdeckten Formationen, seien es beispielsweise Rücken, Becken, Plateaus, Tiefen oder Rinnen. Im englischsprachigen Raum, so etwa bei dem bereits erwähnten John Murray, wurden „alle über 3000 Faden tiefen Meeresgebiete einfach als *deep* mit Vorsetzung irgend eines (natürlich englischen) Personennamens bezeichnet [...].“<sup>67</sup> Die Expeditionswerke, die aus den deutschen Forschungsreisen entstanden, hielten sich nicht an dieses Verfahren, denn „es erweckt ferner den Anschein, als ob das Weltmeer eine ‚angelsächsische Domaine‘ sei“ (wie der österreichische Geograph Alexander Supan es treffend ausgedrückt hat).<sup>68</sup> Diese Namensgebung konnte auch als Territorialisierung, als Quasi-Inbesitznahme von Formationen im Raum der Tiefsee verstanden werden. Neben den nationalistischen Beweggründen, diesem Trend nicht zu folgen, war der Hauptgrund, dass viele Formationen in den Weltmeeren nach den an der Expedition beteiligten Schiffen oder Personen benannt wurden, was im Nachhinein Verwirrung stiftete. Bei den Ergebnissen der Deutschen Tiefsee-Expedition hielt man es daher so: „Die Bezeichnung nach der Lokalität vermeidet diesen Ubelstand und empfahl sich deshalb dieselbe bei der Tiefenkarte des Atlantischen Ozeans [sic].“<sup>69</sup>

Um diesen weißen Fleck auf den Landkarten südöstlich von Südamerika (vgl. Abbildung 1) entgegenzuwirken, fanden in den nachfolgenden Jahren Expeditionen statt, die versuchten, diesen weißen Fleck mit Daten zur Meerestiefe zu füllen. Eine Karte von Gerhard Schott aus seiner Monographie *Geographie des Atlantischen Ozeans* von 1912 zeigt bereits einige weitere Tiefenmessungen in dieser Region.<sup>70</sup> Aber erst die Deutsche Atlantische Expedition mit der „Meteor“, die zwischen 1925 und 1927 stattfand, entdeckte eine bisher unbekannte tiefe Stelle – das sogenannte Meteortief im Süd-Sandwich-Graben südlich von Feuerland maß eine Tiefe von 8060 Metern und ist nach heutigem

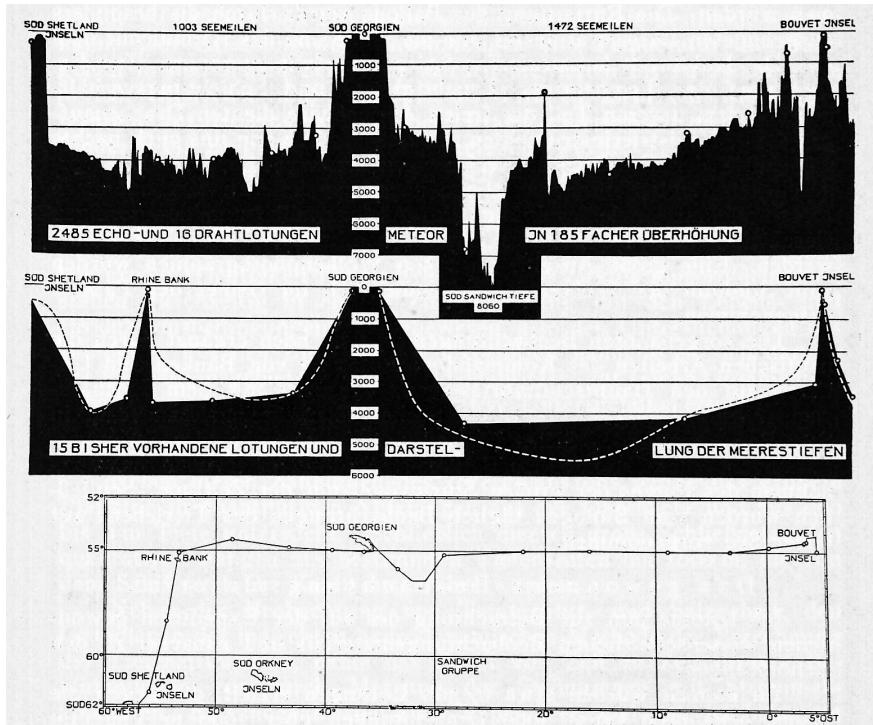
<sup>66</sup> Vgl. Deutsche Seewarte, *Atlantischer Ozean*, 1–2. Für die spätere, überarbeitete Ausgabe siehe: Deutsche Seewarte (Hrsg.), *Atlantischer Ozean, ein Atlas von 39 Karten, die physikalischen Verhältnisse und die Verkehrs-Strassen darstellend; mit einer erläuternden Einleitung*, 2. Aufl. (Hamburg: L. Friederichsen & Co., 1902).

<sup>67</sup> Schott, *Wissenschaftliche Ergebnisse*, 78–79.

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Deutsche Seewarte, *Atlantischer Ozean*, 1. Aufl., 2.

<sup>70</sup> Vgl. Gerhard Schott, *Geographie des Atlantischen Ozeans* (Hamburg: C. Boysen, 1912). Interessanterweise führte bereits die fiktive Route der „Nautilus“ in Jules Vernes Roman *20 000 Meilen unter dem Meer* durch diese Meeresregion.



**Abb. 2:** Profil des Meeresbodens zwischen den Süd-Shetland-Inseln und der Bouvet-Insel im südlichen Atlantik nach den Echolotungen und Drahtlotungen der Deutschen Atlantischen Expedition. Quelle: Fritz Spieß, „Die Deutsche Atlantische Expedition auf dem Vermessungs- und Forschungsschiff ‚Meteor‘. Bericht über die Expedition“, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 7/8 (1927): 352, Abbildung 47, Ausschnitt.

Kenntnisstand nach dem Puerto Rico-Graben die zweitiefste Stelle im Atlantischen Ozean.<sup>71</sup>

<sup>71</sup> Vgl. Fritz Spieß, „Die Deutsche Atlantische Expedition auf dem Vermessungs- und Forschungsschiff ‚Meteor‘. Bericht über die Expedition“, *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 7/8 (1927): 352; Cassandra Bongiovanni, Heather A. Stewart und Alan J. Jamieson, „High-Resolution Multibeam Sonar Bathymetry of the Deepest Place in Each Ocean 2022“, *Geoscience Data Journal* 9, Nr. 1 (2022): 108–123. Die genaue Begrenzung des Südlichen Ozeans ist nicht unumstritten, siehe Antonello, „The Southern Ocean“, 296–298. Der Süd-Sandwich-Graben, der sich von 54 bis 60 Grad südlicher Breite erstreckt, reicht zwar bis in den Südlichen Ozean, der bei 60 Grad südlicher Breite beginnt, das Meteortief liegt jedoch bei 55 Grad südlicher Breite und damit noch im Atlantik.

Die „Meteor“ setzte erstmals Echolate ein und nahm eine bis dahin unvorstellbar große Menge an Messungen vor: etwa 67 000 akustische Messungen fanden im durchschnittlichen Abstand von drei bis vier Kilometern statt. Die Dichte der Messungen bei den kontinuierlichen Echolotungen der „Meteor“ war also viel höher als bei vorherigen Drahtlotungen.<sup>72</sup>

Der deutsche Marineoffizier Fritz Spieß, dem im Laufe der Deutschen Atlantischen Expedition nach dem Tod von Alfred Merz die Gesamtleitung der Expedition übertragen wurde, verfasste im Nachgang einen Aufsatz über die Expedition. Hier findet sich auch eine Darstellung (vgl. Abbildung 2), die veranschaulicht, wie sich der Meeresboden im Querschnitt von den Süd-Shetland-Inseln bis zur Bouvet-Insel, basierend auf 15 bis 1925 vorhandenen Lotungen, gestaltete. Im direkten Vergleich gibt es eine Darstellung desselben Querschnittes, der allerdings auf den 2485 Echo- und 16 manuellen Drahtlotungen basiert, die von der Besatzung der „Meteor“ in der gleichen Region durchgeführt wurden. Dieser neue Querschnitt überformt das bisher Vorhandene stark, weil nun sehr viel mehr und sehr viel genauere Daten vorlagen.<sup>73</sup> Statt eines relativ flachen Meeresbodens mit vormals nur drei bekannten Erhebungen, wurde nun deutlich, dass sich das Bodenprofil durch zahlreiche Untiefen auszeichnet, inklusive des Süd-Sandwich-Grabens. Insgesamt visualisiert diese Abbildung sehr deutlich die „Verräumlichung“ des Meeresbodens, wenn auch in zweidimensionaler Ansicht.

## Tiefseeforschung nach dem *oceanic turn*

Während weite Teile des Meeres, insbesondere das, was unter der Meeresoberfläche liegt, lange Zeit als weißer Fleck oder *aqua nullius* betrachtet wurde, liegt es in der Gegenwart nicht mehr außerhalb der menschlichen Geschichte. Diese Entwicklung ist dem *oceanic turn* geschuldet, der nach dem Zweiten Weltkrieg die Forschung und auch die Geschichtswissenschaft beeinflusst hat.<sup>74</sup> Dieser *oceanic turn* war dabei auch ein *spatial turn*, also eine Bewegung von der landbasierten Geschichte der Nation hin zum Meer.<sup>75</sup> Inzwischen widmen sich die *Blue Humanities* in ganzheitlichem Anspruch der Beziehung zwischen der mo-

---

<sup>72</sup> Vgl. Höhler, „Depth Records“, 8.

<sup>73</sup> Vgl. Spieß, „Die Deutsche Atlantische Expedition“, 352.

<sup>74</sup> Vgl. DeLoughrey, „Submarine Futures“, 42.

<sup>75</sup> Vgl. Jon Anderson u. a., „Introduction: Placing and Situating Ocean Space(s)“, in *The Routledge Handbook of Ocean Space*, hrsg. von Kimberley Peters u. a. (Abingdon: Routledge, 2023), 3–20, hier: 3–4.

dernen westlichen Kultur und dem Meer.<sup>76</sup> Das Meer als Ganzes, welches die Oberfläche, den Meeresboden und das Dazwischen umfasst, ist dabei kein statischer, sondern ein sich wandelnder Raum, der in der Gegenwart ganz besonders stark vom anthropogenen Klimawandel betroffen ist. Einen Status Quo zu etablieren, bedeutet auch, in der Zukunft einen Vergleich durchführen zu können, inwiefern sich der Ozean verändert hat.<sup>77</sup>

Auch die amerikanische Biologin Rachel Carson, die heute vor allem für ihr 1962 erschienenes Buch *Silent Spring* bekannt ist, schrieb eine Trilogie über das Meer, *Under the Sea-Wind* (1941), *The Sea Around Us* (1951) und *The Edge of the Sea* (1955), in welcher sie an die Vorstellungskraft ihrer Lesenden appellierte und ihnen half, sich unter anderem die Welt auf dem Meeresboden in der Tiefsee, die dem bloßen Auge sonst verborgen blieb, bildlich vorzustellen. Insbesondere im zweiten Buch dieser sogenannten *Sea Trilogy* widmete sie sich in einer Art „Biographie des Meeres“ den Geheimnissen der unvorstellbaren Tiefsee, welche sie basierend auf der neuartigen Technologie der Echolotungen, Probeentnahmen und Tiefsee-Fotografie beschrieb.<sup>78</sup> „With these aids our imagination can picture the grandeur of the undersea mountains, with their sheer cliffs and rocky terraces, their deep valleys and towering peaks.“<sup>79</sup> Rachel Carsons Beschreibungen öffneten den Raum der Tiefsee sowie den Meeresboden einem breiten Publikum, das eingeladen wurde, sich mithilfe ihrer Bücher diesen vormals unbekannten und scheinbar unbelebten Raum vorzustellen und mit Struktur und Leben zu füllen. Die mythischen und phantastischen Imaginationen gingen dadurch jedoch nicht verloren. Im Gegenteil, die beinahe unglaubliche Welt der Tiefsee fasizierte die Menschen, wie auch die große Popularität insbesondere von *The Sea Around Us* belegt. Es hielt sich 86 Wochen auf der *New York Times*-Bestseller-Liste und wurde in 28 Sprachen übersetzt.<sup>80</sup> Die Verfilmung des Buchs gewann 1953 den Oscar für die beste Dokumentation.<sup>81</sup>

Neben diesen populären literarischen Beschreibungen des Meeresbodens in der Tiefsee gab es etwa zur gleichen Zeit auch Bestrebungen, den Meeresboden grafisch darzustellen. Während die Tiefseekarten und Grafiken, die zum Bei-

<sup>76</sup> Vgl. John R. Gillies, „The Blue Humanities“, *Humanities* 34, Nr. 3 (2013).

<sup>77</sup> Vgl. Jerry F. Tjiputra, Jean Negrel und Are Olsen, „Early Detection of Anthropogenic Climate Change Signals in the Ocean Interior“, *Scientific Reports* 13, Nr. 1 (2023): 3006.

<sup>78</sup> Vgl. Sandra Steingraber, „Rachel Carson: The Sea Trilogy“, <https://www.loa.org/books/699-the-sea-trilogy/>, aufgerufen am 10. April 2024.

<sup>79</sup> Rachel Carson, *The Sea Around Us* (New York: Oxford University Press, 2018), 69 (Zitat), siehe auch Schilling, „Karten-Denken“, 157.

<sup>80</sup> Vgl. G. T. Miller, *Sustaining the Earth*, 6. Aufl. (Pacific Grove, CA: Thompson Learning, Inc., 2004), 211–216.

<sup>81</sup> Vgl. Linda Lear, *Rachel Carson: Witness for Nature* (New York: Holt, 1997).

spiel nach der „Valdivia-“ oder der „Meteor“-Fahrt entstanden waren, vor allem von der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft genutzt wurden, gab es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Karten vom Meeresboden, die auch die breite Öffentlichkeit zu erreichen suchten: Die amerikanische Geologin und Kartografin Marie Tharp und ihr Kollege Bruce Heezen, beide am *Lamont-Doherty Earth Observatory* der Columbia University tätig, entwickelten gemeinsam Reliefkarten der Meeresböden, die diese ohne Wasser zeigten.<sup>82</sup> Basierend auf Tiefen- und Echolotungen, auch von der „Meteor“, zeichneten sie den Meeresboden in ungekannter dreidimensionaler Ansicht. In den 1960er und 1970er Jahren revolutionierte die Theorie der Plattentektonik, vormals Kontinentaldrift genannt, das Fach der Geologie, und die Karten von Marie Tharp und Bruce Heezen halfen dabei, dieses Konzept zu visualisieren. Der deutsche Polarforscher Alfred Wegener hatte die Kontinentaldrift 1912 formuliert, später weiter ausgeführt und war dafür zeitlebens nicht ernst genommen worden.<sup>83</sup> Die amerikanische *National Geographic Society* wollte diese Forschungserkenntnisse an ein größeres Publikum kommunizieren und beauftragte den österreichischen Grafiker Heinrich Berann, eine Panorama-Ansicht des Meeresbodens zu schaffen, wofür er von 1967 bis 1975 Einzelansichten verschiedener Ozeane und 1977 eine Weltkarte schuf (vgl. Abbildung 3).<sup>84</sup> Diese plastisch wirkende Darstellung führte den Betrachtern eindrücklich vor Augen, dass der Raum unter Wasser, ganz ähnlich der Landschaft über dem Meeresspiegel, durch Gebirge, Untiefe und Rinnen strukturiert ist. Die Tiefsee nahm im wahrsten Sinne des Wortes Gestalt an.

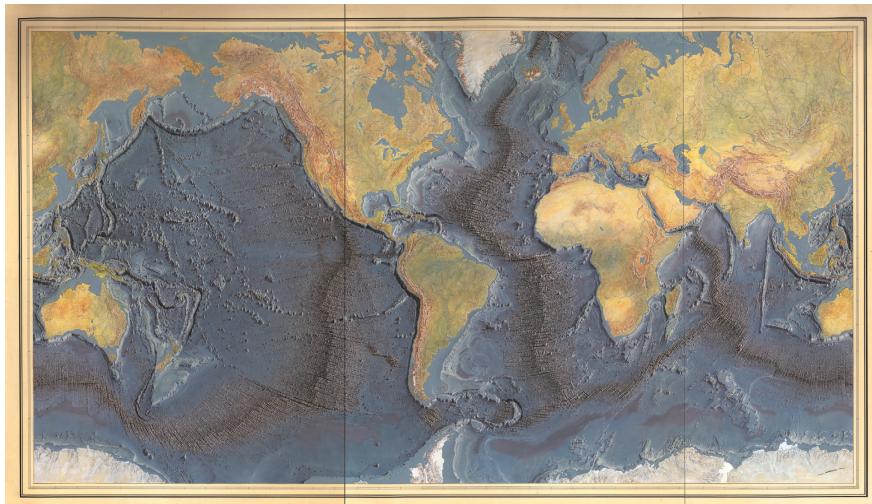
Wie auch dieses Beispiel internationaler Zusammenarbeit belegt, ist das Weltmeer zu groß und die Tiefsee zu weit, um sie im nationalen Alleingang erschließen zu können.<sup>85</sup> Die Größe und auch die mit dieser Art von Forschung verbundenen immensen Kosten bedingen, dass Forschungsexpeditionen in der Gegenwart vor allem internationale Unterfangen sind. Dies trifft insbesondere

<sup>82</sup> Vgl. McCann, *Wild Sea*, 132.

<sup>83</sup> Vgl. Alfred Wegener, *Die Entstehung der Kontinente und Ozeane*, Nachdruck der 4. umgearbeiteten Auflage 1929 mit neu erstelltem Index (Bremerhaven: Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung, 2005); Christian Kehrt, „The Wegener Diaries: Scientific Expeditions into the Eternal Ice“, Environment & Society Portal, 2020, <https://www.environmentandsociety.org/exhibitions/wegener-diaries>, aufgerufen am 6. Januar 2024.

<sup>84</sup> Vgl. McCann, *Wild Sea*, 136.

<sup>85</sup> Für einen Einblick in die Erschließung des Meeres durch U-Boote während des Kalten Krieges am Beispiel der Meerenge von Gibraltar, siehe: Lino Camprubí und Sam Robinson, „A Gateway to Ocean Circulation: Surveillance and Sovereignty at Gibraltar“, *Historical Studies in the Natural Sciences* 46, Nr. 4 (2016): 426–459.



**Abb. 3:** Weltkarte des Meeresgrundes nach Heezen und Tharp, die Heinrich Berann 1977 per Hand gezeichnet hat. Quelle: Wikimedia Commons, CC0.

auf das internationale Vorhaben des *GEBCO Seabed 2030* Projektes zu. Das Projekt wird gemeinsam von dem *General Bathymetric Chart of the Oceans* (GEBCO) und der japanischen *Nippon Foundation* verfolgt, die sich 2017 zum Ziel gesetzt haben, bis 2030 den Meeresboden zu kartieren.<sup>86</sup> Zum Zeitpunkt des Projektbeginns waren lediglich sechs Prozent des Meeresbodens „adäquat“ kartiert. Im Jahr 2025 waren es bereits 27,3 Prozent, also etwa ein Viertel des gesamten Meeresbodens.<sup>87</sup>

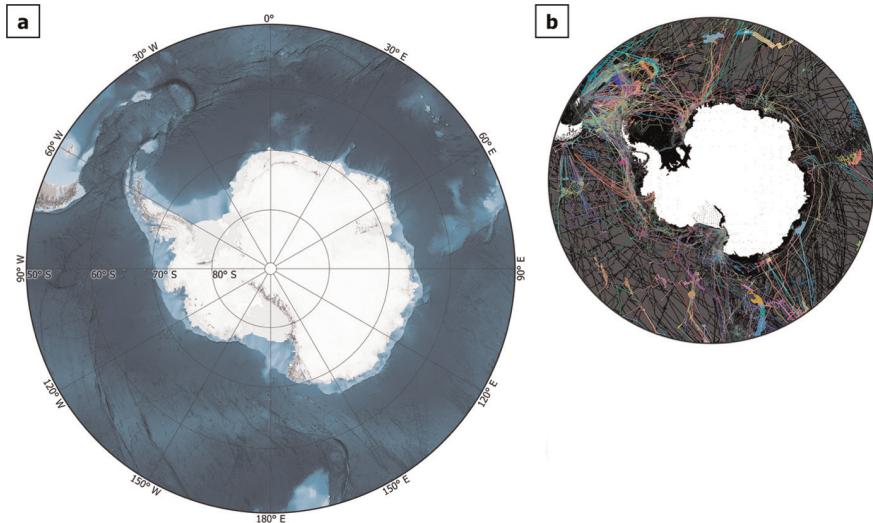
Einen Beitrag zum Südlichen Ozean haben Boris Dorschel vom Alfred-Wegener-Institut / Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung und Kollegen 2022 geleistet, indem sie die *International Bathymetric Chart of the Southern Ocean* (IBCSO), Version 2 veröffentlichten (vgl. Abbildung 4). Die Daten für diese Karte basieren auf hunderten von *singlebeam* und *multibeam* Echolotungsdatensets sowie diversen weiteren Datentypen. Die Datentypen wurden unterschiedlich gewichtet, dies geschieht aufgrund ihrer Qualität und auch des Alters ihrer Erhebung. Die Karte der Schifffahrtsrouten, auf deren Grundlage die Messungen basieren, zeigt aber auch, dass nicht alle Teile des Südlichen Oze-

---

<sup>86</sup> Vgl. Boris Dorschel u. a., „The International Bathymetric Chart of the Southern Ocean Version 2 (IBCSO v2)“, *Science Data* 9, Nr. 275 (2022): 1.

<sup>87</sup> Vgl. Seabed 2030, „Our Mission“, <https://seabed2030.org/our-mission/>, aufgerufen am 25. August 2025.

ans befahren wurden, sondern dass es dazwischen immer noch Gebiete gibt, wo Daten hochgerechnet wurden, um dieses Bild zu ergeben (*predicted bathymetry*), das heißt es gibt immer noch Unsicherheiten, wie der Meeresboden in manchen Teilen des Südlichen Ozeans aussieht.<sup>88</sup> Dennoch wird, insbesondere im Vergleich mit Abbildung 2, sichtbar, wie sehr die „Verräumlichung“ des Meeresbodens und der Tiefsee im Zuge neuer technischer Möglichkeiten binnen eines Jahrhunderts vorangeschritten ist.



**Abb. 4:** Internationale bathymetrische Karte des Südlichen Ozeans, Version 2 (a) sowie die verschiedenen Datensätze und Hochrechnungen, die zur Erstellung der Karte benutzt wurden (b). Quelle: Boris Dorschel u. a., „The International Bathymetric Chart of the Southern Ocean Version 2 (IBCSO v2)“, Science Data 9, Nr. 275 (2022): Figure 1 (ohne Abbildung c).

## Fazit und Ausblick

Die Untersuchung der Tiefseeforschung, die die Tiefe des Meeresbodens zu rekonstruieren versucht, zeigt am Beispiel des Südlichen Ozeans, dass dieser Raum im Laufe des 19. Jahrhunderts beinahe unerschlossen blieb. Aufgrund der enormen Größe der Tiefsee war es schwer, insbesondere vor der Erfindung des

---

**88** Vgl. Dorschel u. a., „International Bathymetric Chart“.

Echolots, sie flächendeckend zu erschließen, daher blieben weiße Flecken auf der Landkarte bestehen.

Zahlreiche Forschungsexpeditionen, deren Durchführung oftmals als nationale Prestigeprojekte Förderung erhalten hatten, förderten jedoch in ihrer Summe neue Erkenntnisse zu Tage. Die Wissensgenese im dreidimensionalen Raum des Ozeans war dabei durch ein Spannungsverhältnis von Konkurrenz und Kooperation geprägt. Die Erschließung des Meeresbodens im Südlichen Ozean zeigt, dass dieses Vorhaben nicht als rein nationales Vorhaben erforsch- und kartierbar war. Lediglich durch internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit war es möglich, diesen Raum auch nur annährend zu erschließen. Einzelne Lotungen ermöglichten eine Mikroperspektive auf eine spezielle Stelle des Meeresbodens. Im Anschluss an die Forschungsexpeditionen folgte eine Auswertung, die in der Makroperspektive einer übergreifenden Einordnung der Forschungsergebnisse diente. So hatten deutsche und britische Forschungsexpeditionen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts insgesamt 44 Lotungen aus dem Südlichen Ozean produziert. Trotz dieser relativ geringen Anzahl an Messungen konnten große Meerestiefen nachgewiesen werden, was die Annahme widerlegte, dass es sich beim Südlichen Ozean um ein flacher werdendes Schelfmeer handele.

Wie so oft bei internationaler Kooperation auf wissenschaftlicher und interdisziplinärer Ebene gab es immer Dinge, auf die man sich einigen musste: In Bezug auf die Tiefseeforschung waren auftretende Probleme zum Beispiel die gewählte Maßeinheit und die Uneinigkeit über die Nomenklatur von neu entdeckten Formationen. Auch wenn die Wahl der Eigennamen von (meistens britischen) Personen oder Schiffen von den deutschen Kartografen kritisiert wurde, gibt es heute auch auf modernen, internationalen Karten wie der von Boris Dorschel und Kollegen noch Namen, die auf die deutschen Forschungsexpeditionen hindeuten, wie zum Beispiel das *Valdivia Abyssal Plain* (die Valdivia Tiefebene).

Die seit dem 19. Jahrhundert entstandenen Karten über die Tiefsee des Südlichen Ozeans ließen viel Raum für Zweifel, ob der Meeresboden sich wirklich so gestaltete, wie auf der Karte dargestellt. Neben den wenigen Punkten, von denen man konkrete Lotungen vorliegen hatte, schattierte man ganze Regionen in verschiedenen Blautönen, bei denen man davon ausging, dass sie eine ähnliche Tiefe aufwiesen. Gleichzeitig ließ diese Art der Darstellung auch viel Spielraum für die eigene Vorstellungskraft, wie die Tiefsee aussehen mochte, was sich in den zahlreichen populärkulturellen Werken äußert, die seit Jules Vernes

Roman *20 000 Meilen unter dem Meer* von 1869 erschienen sind.<sup>89</sup> Während Vernes Erzählung um Kapitän Nemo auf dem Unterseeboot „Nautilus“ rein fiktiv war, griff er gleichzeitig auf die aktuellsten Erkenntnisse aus der Tiefseeforschung zurück und verband sie mit den neuesten technologischen Errungenschaften. Menschen, die in Taucheranzügen über den Meeresboden liefen und dabei die Fortschritte des Bergbaus unter Wasser begutachteten – nur vier Jahre später schienen die Erkenntnisse der „Challenger“-Expedition solche Szenarien in den Bereich des Möglichen zu rücken.<sup>90</sup>

Im Laufe des 20. Jahrhunderts ermöglichten weitere technische Errungenschaften, wie beispielsweise die Erfindung und der Einsatz des Echolots, genauere und schnellere akustische Messungen der Tiefsee, die im Zuge des *oceanic turns* auch graphisch dargestellt wurden. Die Pionierarbeit von Marie Tharp, Bruce Heezen und Heinrich Berann visualisierte die Tiefsee in einer Panorama-Ansicht, die sonst unter dem blauen Meer der meisten Karten verborgen blieb. Größere Datenmengen, insbesondere eine größere Dichte an Lotungen des Meeresbodens, ermöglichen ein genaueres Bild des Meeresbodens im Südlichen Ozean, wie sie sich zum Beispiel in den Querprofilen der Deutschen Atlantischen Expedition oder in dem *International Bathymetric Chart* von Boris Dorschel und Kollegen zeigen.

Der Blick *in*, und nicht nur *auf* oder *über* den Ozean macht deutlich, dass es sich hierbei um einen dreidimensionalen Raum handelt, der in den letzten 150 Jahren durch immer neue technische Errungenschaften in zunehmendem Detail untersucht, vermessen und erschlossen wurde. Diese Entwicklung lässt sich anhand von Karten und Grafiken visuell abbilden. Gleichzeitig ermöglicht ein Blick in unterschiedliche populärkulturelle Werke, von Romanen des 19. Jahrhunderts über Sachbücher des 20. Jahrhunderts bis hin zu filmischen Beiträgen über die Welt unter Wasser aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einen Wandel der Grundlage, anhand derer sich die Öffentlichkeit die Welt unter der Meeresoberfläche vorgestellt hat. Die anhaltende Popularität dieser unterschiedlichen Werke zeigt, wie groß das öffentliche Interesse an dem Raum unter den Wellen bis heute ist. Ein Blick auf die Kategorie Raum erweitert das Verständnis der internationalen Geschichte insofern, als deutlich wird, dass dieser scheinbar endlos große Raum des Meeres nur in Kooperation mit den Forschenden anderer Staaten annährend erschlossen werden kann. Auch wenn lange

---

<sup>89</sup> Vgl. Jules Verne, *Vingt mille lieues sous les mers*. Nachdruck des Manuskripts von 1869 (Cambremer: Les éditions des Saints Pères, 2014).

<sup>90</sup> Vgl. Daniel Schmiedke und Sven Asim Mesinovic, „Der Traum von der Besiedelung der Meere“, in *Gedächtnis, Kultur und Politik*, hrsg. von Ingeborg Siggelkow (Berlin: Frank & Timme, 2006), 45–54.

Zeit insbesondere die Konkurrenz zwischen verschiedenen Staaten zum Voranschreiten der Erkenntnisse geführt hat, ist es heutzutage Kooperation, die die Kosten senkt, um ähnliche Expeditionen weiterhin durchführen zu können.



Sönke Kunkel, Johanna Sackel

# Ressourcenräume: Seerecht, Geopolitik und Wissenschaftsdiplomatie zwischen den Seychellen, Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland um 1980

„Forschung deckt den Tisch für morgen“ war das Motto eines Mittagessens, zu dem das Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) im August 1976 einlud. Gekommen waren etwa fünfzig Journalist:innen, gereicht wurde ein fünfgängiges Menü der Zukunft: Zum Apéritif Sojabohnen, die mittels Abwärme aus Kraftwerken gezogen worden waren, dann *Hors d’œuvre* mit chinesischen Grasfischen aus der Aquakultur, gefolgt von einer Krillcremesuppe mit grünem Algenbrot. Als Hauptgang servierte das Ministerium einen Fang von der gerade zu Ende gegangenen Antarktisexpedition, den „*Notothenia Rossi Marmorata*“. Ein Gast beschrieb ihn als einen „etwas mürrisch aussehende[n] Fisch im Format eines kapitalen Karpfens“<sup>1</sup>, der aber ganz passabel zu schmecken schien. Zum Dessert gab es Mokka mit Eiweißplätzchen aus fermentiertem Methanol, Methan, Paraffin, Zellulose und kohlenhydratreichen Abwässern.<sup>2</sup> In seinen Begrüßungsworten stellte Forschungsminister Matthöfer das Mittagessen in den großen Horizont von Meeresforschung und Welternährungsproblem. Meeresforschung trage zur Entwicklung neuer „Ernährungsangebote“ bei, so Matthöfer, und helfe damit, den Hunger und die „Proteinlücke“ in der Welt zu bekämpfen.<sup>3</sup>

Die geladenen Restaurantkritiker waren weniger euphorisch. Gegen die Bekämpfung des Welthunders sei nichts einzuwenden, schrieb Wolfram Siebeck im *Stern*, aber nach kulinarischen Maßstäben beurteilt schmeckte der beim Mittagessen gereichte Krill so wie „viele andere Massenprodukte der Nahrungsmittelindustrie. Also mäßig.“ Nach Siebecks Schilderung war der als Hoffnungsträger

---

<sup>1</sup> Peter Lohse, „Zur Krillcreme-Suppe gab's grünes Algenbrot“, *Handelsblatt*, 18. August 1976, in: B 196/27610, Allgemeine Ernährungsfragen – Welternährung, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>2</sup> Vgl. Essen auf Einladung von Bundesforschungsminister Hans Matthöfer am Dienstag, 17. August 1976, Speisekarte; vgl. auch das Informationsblatt „Forschung deckt den Tisch von morgen: Neue Nahrungsquellen für die Welt“, beides in: B 196/27610, Allgemeine Ernährungsfragen – Welternährung, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>3</sup> Bundesforschungsminister Hans Matthöfer anlässlich des Essens „Forschung deckt den Tisch für Morgen“ am Dienstag, 17.8.1976, in: B 196/27610, Allgemeine Ernährungsfragen – Welternährung, Bundesarchiv Koblenz.

ger geltende Krill als Paste „auf ein altbackenes Stück Weißbrot geschmiert und, wohl um bei den Gästen keinen kulinarischen Übermut aufkommen zu lassen, mit gehackten Zwiebeln bestreut“ worden. Man könne nur hoffen, so Siebeck, „dass später, wenn die natürlichen Nahrungsmittel knapp sind und wir uns von dieser Krillpaste ernähren müssen, auch Zwiebeln selten werden. Damit wir sie uns weder roh noch gehackt leisten können.“ Siebecks Erwartungen an die Ernährung von morgen waren nach dem gemeinsamen Mittagessen gering. „Wer jemals eine ostpreußische Krebssuppe oder den herrlichen Sud löffelte, in dem die Elsässer ihre Flusskrebse kochen“, resümierte er, „dem wurde bei der Krillsuppe wieder einmal klar, dass die Zukunft trübe sein wird.“<sup>4</sup>

Mitte der 1970er Jahre war die trübe Krillsuppe symptomatisch für den Zustand des Fischereiwesens in der Bundesrepublik. In den etablierten Fanggebieten der westdeutschen Fischereiflotte in Nordsee und Nordatlantik waren viele Bestände eingebrochen. Seezunge, Seelachs, Hering und Scholle galten in der Nordsee als „extrem überfischt“, Schellfisch und Kabeljau bereits als überfischt, beim Hering betrug der Laichbestand nur noch ein Zehntel des Nachkriegsbestandes. Spürbar wurde die Krise im Rückgang der Fangerträge, die beim Hering bis 1972 noch jährlich durchschnittlich 721 000 Tonnen betragen hatten, im Jahr 1975 aber nur noch bei 303 000 Tonnen lagen.<sup>5</sup> Zudem setzten der Bundesrepublik die Entwicklungen im Seerecht zu. Mitte der 1970er Jahre stammten gut zwei Drittel der westdeutschen Fänge aus Fanggebieten vor den Küsten von Drittstaaten.<sup>6</sup> Gleichzeitig war aber eine wachsende Zahl dieser Staaten dazu übergegangen, exklusive Wirtschafts- und Fischereizonen mit einer Ausdehnung von bis zu 200 Seemeilen zu deklarieren, darunter auch Island und Norwegen.<sup>7</sup>

Das Fischereiwesen der Bundesrepublik stürzten diese Entwicklungen in eine elementare Krise. Zugleich waren sie aber auch Anlass für die ersten großen Investitionen in die Meeresforschung. In den 1970er Jahren legte die Bundesregierung mehrjährige, mit Hunderten von Millionen DM ausgestattete Meeresforschungsprogramme auf, deren erklärter Zweck es unter anderem war, der

<sup>4</sup> Wolfram Siebeck, „Ich aß, was sonst der Walfisch frisst“, *Der Stern*, 2. September 1976, in: B 196/27610, Allgemeine Ernährungsfragen – Welternährung, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>5</sup> So die Zahlen von Bundeslandwirtschaftsminister Ertl. Vgl. Rede von Bundesminister Ertl, Grundpositionen zur europäischen Fischereipolitik, Bulletin des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung, Nr. 118 vom 9. November 1976, in: B 196/27610, Allgemeine Ernährungsfragen – Welternährung, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>6</sup> Vgl. ebd.

<sup>7</sup> Vgl. zum größeren historischen Kontext und den Folgen Ingo Heidbrink, „Deutschlands einzige Kolonie ist das Meer!“: *Die deutsche Hochseefischerei und die Fischereikonflikte des 20. Jahrhunderts* (Bremerhaven: Convent, 2004), Kapitel 8 und 9.

deutschen Fischwirtschaft neue Fischerei- und Fanggebiete in den Ozeanen der Welt zu erschließen.<sup>8</sup> Forschungsexpeditionen vor die Küste Mexikos und in die Antarktis sollten Fischbestände in den marinen Wirtschaftszonen dieser Staaten erfassen und den politischen Willen zur Zusammenarbeit aufbauen.<sup>9</sup> Ende der 1970er Jahre rückten in diesem Zusammenhang auch die Seychellen auf den Radarschirm der Bundesrepublik. Die weit in den Indischen Ozean hineinragende Inselkette galt als fischreich, verfügte über eine Wirtschaftszone, die gut zweimal so groß war wie die Nordsee, und sollte zum dringend benötigten Rettungsanker für die westdeutsche Küsten- und Kutterfischerei werden.

Zeitgleich versuchte auch Frankreich, eine Fischereipräsenz auf den Seychellen aufzubauen. Frankreich verfügte über eine starke Flotte im Thunfischfang, die ihren Hauptschwerpunkt traditionell im östlichen Atlantik hatte. Im Laufe der 1970er Jahre sank aber die Rentabilität der Fänge, was eine Suche nach neuen Fanggebieten in Gang setzte. Zwischen 1976 und 1983 finanzierte die französische Regierung daher fünf größere Fischereiforschungsprojekte auf den Seychellen. Analog zu den westdeutschen Forschungsprojekten sollten diese Vorhaben Bestandserhebungen in dem bis dahin kaum erforschten Meeresterritorium um die Seychellen durchführen, Fangtechniken erproben, die wirtschaftlichen Potenziale des industriellen Thunfischfangs ausloten und den Zugang zur Wirtschaftszone der Seychellen eröffnen. Umgesetzt wurden diese Projekte im Zusammenwirken von Regierung, französischen Fischereiunternehmen, dem *Office de la Recherche Scientifique et Technique Outre-mer* (ORSTOM) und diversen seychellischen Ministerien und Behörden.<sup>10</sup>

Unser Beitrag will im Folgenden die kurze Geschichte dieser bisher kaum untersuchten Fischereiprojekte erzählen.<sup>11</sup> Er ergänzt insofern bereits vorhandene Forschungen zur Geschichte der Fischereidiplomatie und schreibt die Ge-

**8** Vgl. zur westdeutschen Forschungspolitik Jens Ruppenthal, *Raubbau und Meerestechnik: Die Rede von der Unerschöpflichkeit der Meere* (Stuttgart: Steiner, 2018), 90–97.

**9** Zur MEXAL-Expedition nach Mexiko vgl. Jens Ruppenthal, „Neue Nahrung aus der Tiefe: Fischereiforschung und die Technisierung unbekannter Zonen des Ozeans“, *Technikgeschichte* 85 (2018): 85–103. Zur Antarktis-Expedition vgl. Christian Kehrt, „Dem Krill auf der Spur: Antarktisches Wissensregime und globale Ressourcenkonflikte in den 1970er Jahren“, *Geschichte und Gesellschaft*, 40 (2014): 403–436.

**10** Vgl. Francis Marsac u. a., *L'Or Bleu des Seychelles: Histoire de la Pêche Industrielle au Thon dans l'Océan Indien* (Marseille: IRD Éditions, 2017).

**11** Zum westdeutschen Projekt auf den Seychellen gibt es bisher keine Untersuchung, selbst Ingo Heidbrinks breit angelegte, exzellente Studie erwähnt es nicht. Die französischen Projekte werden behandelt in Marsac u. a., *L'Or Bleu des Seychelles*. Die Autor:innen dieses Bandes sind vornehmlich Zeitzeugen, die an den entsprechenden Projekten mitgewirkt haben, geschichtswissenschaftlichen Standards genügen die Kapitel indes nicht.

schichte dieser Diplomatie bis in die frühen 1980er Jahre fort.<sup>12</sup> Instruktiv ist die Geschichte der Seychellen-Projekte aber auch deshalb, weil sich an ihnen die großen und kleinen Mechanismen von Geopolitik in den internationalen Beziehungen illustrieren lassen. Im Großen entstand im Zuge der dritten UN-Seerechtskonferenz ein neues ozeanisches Raumregime, das für einen postkolonialen Inselstaat wie die Seychellen ganz neue Möglichkeiten der Erschließung und kommerziellen Ausbeutung mariner Ressourcen eröffnete.<sup>13</sup> Aus der Sicht vieler Küstenstaaten war das Seerecht insofern ein neues und nützliches Mittel von Geopolitik, als es nationale Kontroll- und Verfügungsansprüche über marine Räume massiv ausweitete und völkerrechtlich legitimierte, während es für Staaten wie die Bundesrepublik und Frankreich den Zugang zu einem erheblichen Teil der globalen marinen Ressourcen verschloss. Im Kleinen wiederum mussten Küstenstaaten das im UN-Seerecht verbrieftete Recht auf eine exklusive Wirtschaftszone in konkrete alltagspraktische und operative Maßnahmen und Regelungen überführen. Für einen Staat wie die Seychellen machte die eigene Kapitalarmut in Kombination mit der fehlenden Expertise im kommerziellen, auf den Weltmarkt ausgerichteten Fischfang dabei in der Praxis zahlreiche internationale Vereinbarungen im Hinblick auf das Fischereimanagement und den Einsatz geeigneter Fischereitechnologien nötig. Für die Bundesrepublik und Frankreich öffnete dies ein Fenster, um über bilaterale Abkommen Zugang zur Wirtschaftszone der Seychellen zu erlangen. Den Weg dahin sollte die Fischereiforschung ebnen, mittels derer sich Frankreich und die Bundesrepublik einen Einstieg in die kommerzielle Befischung im Indischen Ozean sichern wollten.

Unser Beitrag entfaltet im Folgenden zwei Argumente. Erstens argumentieren wir, dass die Geschichte von Geopolitik nicht auf militärstrategische Formen von ‚Geopolitik‘ enggeführt werden sollte.<sup>14</sup> Strategische Interessen (bzw. Kon-

---

**12** Grundlegend zur Geschichte von Fischereidiplomatie: Nadin Heé, „Negotiating Migratory Tuna: Territorialization of the Oceans, Trans-War Knowledge and Fisheries Diplomacy“, *Diplomatic History* 44 (2020): 413–427. Vgl. zur Frühgeschichte der Fischereidiplomatie in der Bundesrepublik Franziska Torma, „Lebende Ressourcen und symbolisches Kapital: Westdeutsche Fischereiexperten am Golf von Thailand (1959–1974)“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014): 354–381.

**13** Vgl. Johanna Sackel, *Wem gehört das Meer? Globale Ressourcen und die dritte UN-Seerechtskonferenz (1968–1994)* (Berlin, De Gruyter, 2022).

**14** Unser Verständnis von Geopolitik folgt der in der Einleitung zu diesem Band niedergelegten Definition von Geopolitik als „grenzüberschreitende Raumpolitik im Dienste ‚strategischer‘ Staatsinteressen: Sie definiert, abgeleitet von solchen (stets historisch wandelbaren, also konstruierten) Interessen, bestimmte Räume jenseits der eigenen territorialen Grenzen als ‚strategisch relevant‘ und zielt wegen ihrer entsprechenden strategischen räumlichen Eigenschaften

struktionen strategischer Interessen) sind weiter gefasst als Sicherheitsinteressen und umfassen mitunter auch solche Ziele, wie nationalen Fischereiflotten den Zugang zu globalen Fischressourcen zu sichern. Zugleich folgen strategische Versuche von Staaten, Einfluss in Räumen jenseits der eigenen territorialen Grenzen aufzubauen, stets unterschiedlichen Mitteln und Wegen. Neben der ‚harten‘ militär- und sicherheitsstrategischen Geopolitik, so unser Argument, gibt es auch Formen einer ‚weichen‘ Geopolitik, die versuchen, Einfluss oder Kontrolle über wichtige Ressourcenräume mittels Seerecht oder wissenschaftlicher Forschung aufzubauen. Zweitens argumentieren wir, dass Frankreich und die Bundesrepublik in den 1970er Jahren Geopolitik zunehmend mittels Wissenschaftsdiplomatie – hier in Form von Fischereidiplomatie – betrieben.<sup>15</sup> Forschungsvorhaben sollten Wissen über (marine) Ressourcenräume aufbauen und gleichzeitig die Türen zu diesen Ressourcenräumen öffnen.<sup>16</sup>

Die Zeitgeschichte von „Geopolitik“ ist in der Internationalen Geschichte, zumal der Geschichte der deutschen Außenbeziehungen, wegen der historischen Belastung des Begriffs ‚Geopolitik‘ bisher nur selten untersucht worden.<sup>17</sup> Gleichwohl darf nicht übersehen werden, dass auch die Bundesrepublik Geopolitik betrieb, wenn auch mit anderen Prämissen: nicht mehr im Sinne der völlig diskreditierten nationalsozialistischen Vertreibungs- und Verdrängungspolitik des vermeintlichen ‚Volkes ohne Raum‘, sondern unter dem Primat der Suche nach und Sicherung von globalen Ressourcen, auf welche die Export- und Volkswirtschaft der Bundesrepublik angewiesen waren.<sup>18</sup> Am Beispiel der hier untersuchten Fischereiprojekte kommen so Strukturveränderungen und Mecha-

---

darauf ab, Einfluss und Kontrolle über solche Räume aufzubauen, zu erhalten oder den Einfluss anderer ‚Raummächte‘ abzuwehren“.

<sup>15</sup> Vgl. zu Wissenschaftsdiplomatie Sönke Kunkel, „Science Diplomacy in the Twentieth Century: Introduction“, *Journal of Contemporary History* 56 (2021): 473–484; ders., „Globales Wissen und Science Diplomacy im 20. Jahrhundert: Eine Bestandsaufnahme“, *Neue politische Literatur* 65 (2020): 19–43. Unter Wissenschaftsdiplomatie verstehen wir in einem weit gefassten Sinne Formen grenzüberschreitender politischer Interaktionen in, für und durch Wissenschaft.

<sup>16</sup> So argumentiert auch Kehrt, „Dem Krill auf der Spur“.

<sup>17</sup> Ausnahmen sind etwa: Ulrike Jureit und Patricia Chiantera-Stutte (Hrsg.), *Denken im Raum: Friedrich Ratzel als Schlüsselfigur geopolitischer Theoriebildung* (Baden-Baden: Nomos, 2021), sowie Ulrike Jureit, *Das Ordnen von Räumen: Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert* (Hamburg: Hamburger Edition, 2012). Eine kaleidoskopische Umkreisung liefert Karl Schlägel, *Im Raume lesen wir die Zeit: Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik* (München: Hanser, 2003). Einen Überblick zur älteren Forschung gibt Jürgen Osterhammel, „Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie“, *Neue Politische Literatur* 43 (1998): 374–397. Zu Ansätzen in der Geschichte der US-amerikanischen Außenbeziehungen vgl. Jeremy Black, *Rethinking Geopolitics* (Bloomington: University of Indiana Press, 2024).

<sup>18</sup> Zu Geopolitik und NS-Vernichtungspolitik vgl. Jureit, *Das Ordnen von Räumen*.

nismen von Geopolitik in den Blick, derer sich andere Länder wie Frankreich oder auch die USA ebenso bedienten.<sup>19</sup>

Unser Beitrag versucht im Folgenden, einige mögliche Konturen einer kultur- und wissenschaftlich eingebetteten Zeitgeschichte von Geopolitik herauszuarbeiten. Abschnitt 1 beschreibt zunächst, wie postkoloniale Küstenstaaten mittels Seerecht Geopolitik machten. Abschnitt 2 skizziert kurz die Geschichte der Seychellen um 1980, Abschnitt 3 untersucht dann die Genese der westdeutschen und französischen Fischereiprojekte auf den Seychellen und die damit verbundenen Erwartungen. Abschnitt 4 schließlich untersucht den Verlauf der eigentlichen Projekte und beschreibt, wie sie Annahmen über den Raum veränderten und damit letztlich zu einer Ökonomisierung der Raumbetrachtung beitrugen.

## Raumordnung: Dekolonialisierung und Seerecht

Seit Hugo Grotius 1609 die Freiheit der Meere postuliert hatte, existierten zwei Konzepte, die den Meeressraum rechtlich strukturierten. Erstens das 3-Seemeilen-Territorialmeer, das auf Cornelis van Bynkershoek zurückging, der erklärt hatte, die territoriale Souveränität ende dort, wo auch die Macht der Waffen ende. Außerhalb dessen herrschte, zweitens, die besagte Freiheit der Meere, von Grotius als Rechtsgrundsatz formuliert insofern, als niemand ein Eigentum an den Meeren beanspruchen dürfe und diese folglich allen Nationen als internationale Gewässer für die Handelsschifffahrt zur Verfügung stünden.<sup>20</sup>

Im Zuge technologischer Entwicklungen in Industrie und Forschung, gepaart mit ressourcenpolitischen Erwägungen, wurde dieses mehrere Jahrhunderte lang praktizierte Völker gewohnheitsrecht im 20. Jahrhundert zunehmend infrage gestellt. Es setzte ein Prozess ein, der sich rückblickend als Verzonung der Meere interpretieren lässt und von nicht wenigen Zeitgenossen als Umverteilung wahrgenommen wurde – insbesondere von Fernfischerei betreibenden Staaten.

Im September 1945 proklamierten die Vereinigten Staaten die Kontrolle über die Ressourcen des Festlandsockels sowie Fischereischutzzonen in den an

---

<sup>19</sup> Vgl. zu den USA mit einem ähnlichen Fokus auf die Suche nach Ressourcen: Megan Black, *The Global Interior: Mineral Frontiers and American Power* (Cambridge: Harvard University Press, 2018).

<sup>20</sup> Vgl. Wilhelm G. Grewe, *Epochen der Völkerrechtsgeschichte* (Baden-Baden: Nomos, 1988), 315 f.

die Küsten der Vereinigten Staaten angrenzenden Gebieten der Hohen See. Dabei handelte es sich um den Versuch, Kontrolle über marine Ressourcen zu erlangen und sie US-amerikanischer Souveränität zu unterstellen. Dieser unilaterale Vorstoß blieb mehr oder weniger unwidersprochen und setzte ein Signal, das eine regelrechte Expansionswelle zur Folge hatte. Zahlreiche südamerikanische Staaten und später auch andere Küstenstaaten riefen ihrerseits Fischereizonen aus und begründeten dies ausdrücklich auch damit, sich vor dem „Fischereiimperialismus“<sup>21</sup> der Industrieländer schützen zu wollen. Dabei gingen einige durchaus noch ein Stück weiter als die Vereinigten Staaten. So beanspruchten etwa Peru und Chile 1947 die Jurisdiktion nicht nur über die in den Gewässern befindlichen Ressourcen, sondern über ein 200 Seemeilen (ca. 370 km) breites Meeresgebiet samt der Wassersäule.<sup>22</sup> Es begann eine Phase der Rechtsunsicherheit auf See, angetrieben einerseits durch Bestrebungen, bereits genutzte (v. a. sog. lebende) Ressourcen dem Zugriff anderer Staaten zu entziehen, und andererseits Besitzansprüche über künftig nutzbare Ressourcen auf dem Meeresboden und dem Kontinentalschelf anzumelden. Zwei Seerechtskonferenzen (1958 und 1960) vermochten die seerechtlichen Lücken, die sich im Zuge dieser Entwicklungen aufgetan hatten, nicht zufriedenstellend zu schließen.

Die (Wieder-)Entdeckung von Manganknollen und die Befürchtungen einer Territorialisierung des Meeresbodens zur Stationierung nuklearer Waffen ließen 1967 den maltesischen Botschafter Arvid Pardo vor die Generalversammlung der Vereinten Nationen treten. Er schlug vor, den Meeresboden außerhalb nationaler Jurisdiktion als „gemeinsames Erbe der Menschheit“ zu deklarieren und endlich Rechtsicherheit auf den Meeren herzustellen. Die Zeichen für seinen Vorschlag standen günstig, denn die neuen Nutzungsoptionen im Zuge der rasanten Entwicklungen auf dem Gebiet der „Meerestechnik“ sowie die globalisierte und industrialisierte Fischerei waren konfliktträchtig. Und so veranlasste Pardos Vorstoß die Vereinten Nationen schließlich dazu, eine dritte Seerechtskonferenz einzuberufen, deren Resultat ein umfassendes und zeitgemäßes neues Seerecht sein sollte.<sup>23</sup> Die Verhandlungen begannen 1973 und fielen in die Phase des „Nord-Süd-Konflikts“ und die Debatten um eine neue Weltwirt-

---

<sup>21</sup> L. D. M. Nelson, „The Patrimonial Sea“, *The International and Comparative Law Quarterly* 22 (1973): 668–686, hier: 668, FN 4.

<sup>22</sup> Klaus Dieter Wolf, *Die dritte Seerechtskonferenz der Vereinten Nationen: Beiträge zur Reform der internationalen Ordnung und Entwicklungstendenzen im Nord-Süd-Verhältnis* (Baden-Baden: Nomos, 1981), 48.

<sup>23</sup> Vgl. Johanna Sackel, *Wem gehört das Meer*, 56–83.

schaftsordnung in den Vereinten Nationen.<sup>24</sup> Dies bildete gewissermaßen das Vorzeichen für die Bestrebungen zahlreicher postkolonialer Staaten, nicht nur an den Meeresbodenressourcen zu partizipieren, sondern insbesondere Souveränität über die marinen Räume bzw. die darin vorkommenden lebenden und nichtlebenden Ressourcen vor ihren Küsten zu erlangen. Dabei bezogen sie sich ausdrücklich auf die im Rahmen der Nord-Süd-Auseinandersetzungen geforderte nationale Souveränität über natürliche Ressourcen.<sup>25</sup>

In der Frühphase der Verhandlungen um die Einführung der alsbald so bezeichneten „Ausschließlichen Wirtschaftszonen“ (AWZ) wurden von den postkolonialen (und innerhalb der UN als Gruppe der Entwicklungsländer G77 zusammengeschlossenen) Staaten durchaus differierende Konzepte in die Debatte eingebracht. So wollte etwa Jamaika (ehemaligen) Kolonialmächten den Zugang zu seinen Gewässern komplett verwehren, während Indonesien darauf drang, Konstruktionen wie „historische Gewässer“ aus den Verhandlungstexten zu verbannen.<sup>26</sup> Insbesondere die Organisation für Afrikanische Einheit (OAU) vertrat eine weniger radikale Position, indem sie die Souveränitätsrechte in erster Linie auf die Ressourcen und nicht auf ‚marines Territorium‘ als Ganzes bezog. Die Mitgliedstaaten der OAU wiesen in ihrer Mogadischu-Deklaration auf den Wert mariner Ressourcen für die gesamte Menschheit hin, um sogleich festzustellen, dass die technologisch überlegenen Industriestaaten ihren Entwicklungsvorsprung nutzten, um sich marine Ressourcen im globalen Maßstab anzueignen.<sup>27</sup> Dies zu unterbinden und etwa den Fischreichtum nicht jenen technologisch potenteren Staaten zu überlassen, war das zentrale Movens der Küstenentwicklungslander, sich prinzipiell hinter die Idee der Ausschließlichen Wirtschaftszonen zu stellen. Gemeinsam war ihnen, dass sie in der Regel nicht über einen nennenswerten industriellen Fischereisektor verfügten. Die Ausbeutung der lebenden Ressourcen beschränkte sich zumeist auf handwerkliche Küsten- und Subsistenzfischerei. Gleichwohl waren insbesondere die von der Fischerei ab-

---

<sup>24</sup> Vgl. Steffen Fiebrig, Jürgen Dinkel und Frank Reichherzer (Hrsg.), *Nord/Süd: Perspektiven auf eine globale Konstellation*, (Berlin: De Gruyter, 2020); Sönke Kunkel, „Zwischen Globalisierung, internationalen Organisationen und ‚global governance‘: Eine kurze Geschichte des Nord-Süd-Konflikts in den 1960er und 1970er Jahren“, *Vierteljahrsschriften für Zeitgeschichte* 4 (2012): 555–577.

<sup>25</sup> Formuliert in den Resolutionen der UN-Generalversammlung UNGA Res. 3201 (S-VI), Declaration on the Establishment of a New International Economic Order, 01.05.1974, sowie UNGA Res. 3281 (XXIX), Charter of Economic Rights and Duties of States, 12.12.1974.

<sup>26</sup> UN Doc. A/CONF.62/C.2/L.36, Jamaica: Draft Articles on Item 2.1, 05.08.1972, Article 2; UN Doc. A/CONF.62/C.2/L.67, Indonesia: Draft Articles on Historic Waters, 16.08.1974.

<sup>27</sup> Vgl. UN Doc. A/CONF.62/33, Declaration of the Organization of African Unity in the Issues of the Law of the Sea, 19.07.1974, Abschnitt C.

hängigen Küstenbevölkerungen besonders von der Ausweitung der Fanggebiete der großen Fischereinationen betroffen, die mit immer größeren und besser ausgestatteten Fischereifahrzeugen die Schelfgewässer vor fremden Küsten durchflogen – was rein völkerrechtlich bislang erlaubt gewesen war.<sup>28</sup>

Mitte der 1970er Jahre – die Seerechtsverhandlungen dauerten an – setzte sich das Konzept der ausschließlichen Wirtschaftszonen noch vor der Verabschiedung eines entsprechenden Abkommens als Völkerrechtsgewohnheitsrecht durch. Damit waren die entsprechenden Meereszonen zwar nicht gänzlich Staatsgebiet (die freie Durchfahrt war weiterhin erlaubt), jedoch wurde die Souveränität über natürliche Ressourcen wie Fisch, Öl und Gas sowie die Verantwortung für den Umweltschutz und die Zulassung von Forschungsaktivitäten auf die Küstenstaaten übertragen. Die Einführung der AWZ verschaffte dabei den Ländern mit langen Küsten einen Vorteil, da die Ressourcen innerhalb dieser Zonen quasi nationales Eigentum wurden. Sogenannte geografisch benachteiligte Staaten, also solche mit kurzer Küste oder Binnenstaaten, gingen prinzipiell leer aus.

Eine solche Territorialisierung der Gewässer war insbesondere für Archipelstaaten und Küstenstaaten mit vorgelagerten Inseln erstrebenswert. Staaten wie Fidschi, Indonesien und die Philippinen pochten auf das Prinzip „Einheit von Land, Wasser und Bevölkerung“. Die Küsten- und Wirtschaftszonen sollten sich demzufolge nicht an jeder Insel oder jedem Atoll einzeln orientieren, sondern stattdessen die Seegebiete innerhalb eines Archipels komplett umfassen und so territoriale Integrität herstellen. In einigen Fällen bedeutete dies einen erheblichen Gebietsgewinn, vor allem für Archipele mit weit auseinanderliegenden kleinen Inselchen, die nun Ressourcensouveränität über einen Meeresraum ausübten, der ihr Staatsgebiet zu Lande flächenmäßig um ein Vielfaches übertraf.<sup>29</sup>

Dies galt auch für die Seychellen, die 1977 eine ausschließliche Wirtschaftszone deklarierten. Damit wurden die 455 km<sup>2</sup> große Landfläche sowie das dazugehörige Küstenmeer um 1331 964 km<sup>2</sup> Meeresraum erweitert.<sup>30</sup> Diese Zahlen führen eindrücklich vor Augen, welche Erwartungen sich für archipelagische Staaten wie die Seychellen mit der Ausdehnung ihrer Meeresgebiete verbanden.

---

**28** Vgl. Johanna Sackel, „Fisheries and Fishing“, in: Espen Storli, Madeleine Dungy und Audrey Gerrard (Hrsg.), *The Routledge Handbook on the Economic History of Natural Resources* (Abingdon: Routledge, 2025); Carmel Finley, *All the Boats on the Ocean: How Government Subsidies Led to Global Overfishing* (Chicago: Chicago University Press, 2017).

**29** Wolf, *Die dritte Seerechtskonferenz der Vereinten Nationen*, 221; Sackel, *Wem gehört das Meer*, 100.

**30** Zum Vergleich: Die Bundesrepublik verfügte bei 248 510 km<sup>2</sup> Landfläche über 40 999 km<sup>2</sup> ausschließliche Wirtschaftszone, vgl. Daniel Pauly/Dirk Zeller/Maria L. D. Palomares (Hrsg.), *Sea Around Us* (2020) <<http://www.searounds.org/data/#/eez>> (05.02.2024).

War die Souveränität über Meeresressourcen bislang vor allem eine Frage des technologischen Vorteils nach dem ‚Windhundprinzip‘ gewesen, hing sie nun von der zonalen Aufteilung der Meeresgebiete ab. Von manchem Zeitgenossen als „Zerstückelung“ eines gemeinsamen Erbes oder „lautlose Eroberung der Meere“ interpretiert,<sup>31</sup> war die Verzonung der Meere aus Sicht der postkolonialen Küstenstaaten ein Gewinn an ‚Territorium‘, das nicht nur meereswirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten eröffnete, sondern auch als Verhandlungsmasse für Technologietransfer, Handelsabkommen und Entwicklungshilfe dienen konnte.

## Raumkontrolle: Seychellen

Aus Sicht der Seychellen kamen die neuen Entwicklungen im Seerecht genau zur rechten Zeit. 1976 war das Land unabhängig geworden und schlug bald danach den Weg zur Entwicklungsdiktatur ein. 1977 putschte sich die *Seychelles People's United Party* unter Premierminister France-Albert René an die Macht und etablierte ein Regierungssystem, das René trotz mehrerer Konterputschversuche bis 2004 an der Macht hielt. Auch wirtschafts- und entwicklungsrechtlich folgte das Land dem Geist der Zeit. Umfangreiche Verstaatlichungen brachten bis Anfang der 1980er Jahre den Großteil der Betriebe auf der Insel in staatliche Hand, darunter Handwerks-, Landwirtschafts- und Fischereibetriebe.<sup>32</sup> Fünfjährige Entwicklungspläne legten jeweils Ziele und Maßnahmen fest und sollten zur Modernisierung und ‚Entwicklung‘ des Landes führen. Priorität hatte der Ausbau des Tourismus, der sich seit der Eröffnung des internationalen Flughafens 1973 zum wichtigsten Wirtschaftsfaktor entwickelt hatte. Daneben aber sollte der Aufbau einer exportorientierten Fischindustrie stehen. Seit den 1960er Jahren waren immer wieder Thunfänger aus Japan, Südkorea und Taiwan am Horizont erschienen, in den frühen 1970er Jahren für einige Jahre auch die Schiffe eines Unternehmens aus Madagaskar. Eine eigene, industriell betriebene Hochseefischerei der Seychellen aber gab es nicht.<sup>33</sup> Ganz im Einklang mit

---

<sup>31</sup> Wolfgang Graf Vitzthum (Hrsg.), *Die Plünderung der Meere: Ein gemeinsames Erbe wird zerstückelt* (Frankfurt a. M.: Fischer, 1981); Günter Freericks, *Die lautlose Eroberung der Meere: Grundzüge des neuen Seevölkerrechts* (Karlsfeld bei München: Jüngling, 1982).

<sup>32</sup> Davon berichtet auch: Steinberg, Zwischenbericht zum Stand (Juli 1981) und zur Problematik des Seychellen-Fischerei-Vorhabens, 7. Juli 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>33</sup> Vgl. „Country Statement on the Present Fishery Situation in the Seychelles“, in: *Report of the FAO/IOP Workshop on the Fishery Resources of the Western Indian Ocean South of the Equator*, Mahé/Seychelles, 23 October – 4 November 1978, IOP Development Report No. 45, 1979,

der im Zuge der Seerechtsverhandlungen geführten Debatte um Ressourcensoveränität war es Ziel der Regierung, die Kontrolle über die kommerzielle Ausbeutung ihrer Fischbestände zu übernehmen. Anlässlich einer Konferenz der *Food and Agriculture Organization* (FAO) betonte Präsident René, dass es sich bei den Fischbeständen um die „wichtigste Ressource der Staaten des westlichen indischen Ozeans“ handele. Die Ausbeutung dieser natürlichen Ressourcen müsse daher in der Hand der Inselstaaten liegen.<sup>34</sup> Nach der Unabhängigkeit deklarierte die Regierung entsprechend eine exklusive Wirtschaftszone von 200-Seemeilen (*Maritime Zone Act*, 1977 und *Exclusive Economic Zone Order*, 1978), stellte Experten der FAO und aus Großbritannien an, die bei der Ausarbeitung der neuen Fischereipolitik helfen sollten, und gab mehrere Studien zum Aufbau der Fischwirtschaft in Auftrag.<sup>35</sup>

Wie viele andere Staaten auch, setzten die Seychellen mit der Verkündung einer Wirtschaftszone das sich im Kontext der UN-Seerechtskonferenz abzeichnende neue Raumordnungsregime vorauselend in Kraft. Dessen Wirksamkeit musste aber zunächst einmal durchgesetzt werden. Zu den ersten Maßnahmen der Seychellen gehörte daher der Aufbau eines marinen Überwachungssystems, mittels dessen erhoben werden sollte, wie viele Schiffe überhaupt im Bereich der Wirtschaftszone fischten. 1978 konnte die seychellische Regierung nach Berichten eines westdeutschen Fischereiforschers nur „grobe Schätzungen“ über die fischereilichen Aktivitäten anderer Nationen in den Gewässern der Seychellen abgeben und „z. T. sogar nur Vermutungen.“ Demnach betrieben Trawler aus der Sowjetunion und Japan im Südosten der Inselgruppe eine „recht intensive Schleppnetzfischerei.“ Zudem wurde vermutet, dass etwa 100 Langleiner aus Taiwan, Japan und Südkorea ohne Lizenz in der Wirtschaftszone nach Thunen fischten – genaue Kenntnisse darüber fehlten aber. Ein neues Aufklärungsflugzeug und ein bewaffnetes Schutzboot, beides aus Großbritannien geliefert, sollten diese Wissenslücken schließen und mittelfristig dazu beitragen, seychellische Ansprüche auf die exklusive Nutzung der Wirtschaftszone durchzusetzen.

---

69–81, hier: 72. Der japanische Thunfang wurde 1968 durch eine kurze Studie der Shimonoseki Universität begleitet, die probeweise Schleppfänge durchführte.

<sup>34</sup> „Address by F. A. Rene, President of the Republic of the Seychelles“, in: *Report of the FAO/IOP Workshop on the Fishery Resources of the Western Indian Ocean South of the Equator*, Mahé/Seychelles, 23 October – 4 November 1978, IOP Development Report No. 45, 1979, 38 f.

<sup>35</sup> Auch das deutsche Unternehmen GOPA bewarb sich auf eine dieser Ausschreibungen. Vgl. Steinberg, Bericht über den 1. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Januar 1981 bis Mitte April 1981), 27. April 1981, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

zen.<sup>36</sup> Dass die seychellische Marine diese Ansprüche durchaus kompromisslos durchzusetzen bereit war, zeigte 1981 der Fall eines japanischen Thunfängers, der von der Marine aufgebracht wurde und fortan unter seychellischer Flagge fuhr.<sup>37</sup>

Auch an Land versuchte die Regierung der Seychellen die Voraussetzungen für einen industriell betriebenen Fischfang zu schaffen. Ein wichtiges Vorhaben war der Ausbau des Hafens von Port Victoria auf der Hauptinsel Mahé. Anfang 1980 wurde die Kai-Anlage auf 110 Meter Länge ausgebaut, so dass auch größere Trawler mit einem Tiefgang von bis zu 4 Metern anlegen konnten. Geräteschuppen im Hafen wurden sukzessive für eine massenproduktionstaugliche Fischverarbeitung hergerichtet. Daneben bemühte sich die Regierung in Verhandlungen mit Kuwait, Frankreich und der Bundesrepublik um den Ausbau der Eiserzeugungs-, Kühl- und Gefrierkapazitäten im Hafen von Victoria. Bei solchen Maßnahmen handelte es sich einerseits um Standortpolitik. Da Eis auf den Seychellen zu dem Zeitpunkt lediglich von einer lokalen Brauerei produziert wurde – und dies auch nur in geringen Mengen –, war es Mangelware und dementsprechend ein limitierender Faktor für eine lokale, industriell betriebene Fischerei. Immer wieder kam es zu Eis-Krisen, die dann wiederum für Unmut bei den Fischereibetrieben sorgten, da diese für die Lagerung der Fänge auf ausreichende Mengen an Eis angewiesen waren.<sup>38</sup> Andererseits schufen die erweiterten Kühl- und Gefrierkapazitäten auch die Voraussetzungen für eine Ausweitung der Fangmengen und den anschließenden Export auf den Weltmarkt. Zudem stiegen mit zunehmenden Anlandungen auch die Einnahmen aus den Transaktionsgebühren, die sich erheben ließen.

Wie umfangreich und exportfähig die Fischressourcen der Seychellen tatsächlich waren, war Ende der 1970er Jahre allerdings noch eine offene Frage. 1948, 1968 und 1972/74 hatte es erste Studien zu den marinen Ressourcen um die (kolonialen) Seychellen gegeben, doch waren diese sehr lückenhaft geblieben.<sup>39</sup>

<sup>36</sup> Steinberg, Bericht über eine Dienstreise zu den Seychellen (*Fact Finding Mission*) wegen eines dort geplanten Forschungsvorhabens, 3. Januar 1979, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz. Vgl. auch: *Information über die Fischwirtschaft im Ausland*, Vol. 29.5 (Mai 1979): 29.

<sup>37</sup> Davon berichtet: Steinberg, Zwischenbericht zum Stand des Fischereivorhabens im Seegebiet der Seychellen (Oktober 1981), 31. Oktober 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>38</sup> Vgl. „The Problem is No Ice“, *Life*, 16. Dezember 1978, in: B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>39</sup> Vgl. zur Studie von 1948 von Wheeler und Ommanney, die im Kontext der Entwicklung einer kolonialen Fischereipolitik Großbritanniens zu sehen ist: „Fisheries Survey of the Mauritius-Seychelles Area“, in: *Nature* 173 (Januar 30, 1954): 186 f. Die Studie von 1968 wurde von der Shimonoseki Universität aus Japan durchgeführt. Der survey von 1972/74 wurde von zwei französischen Forschungsschiffen durchgeführt. „Country Statement on the Present Fishery

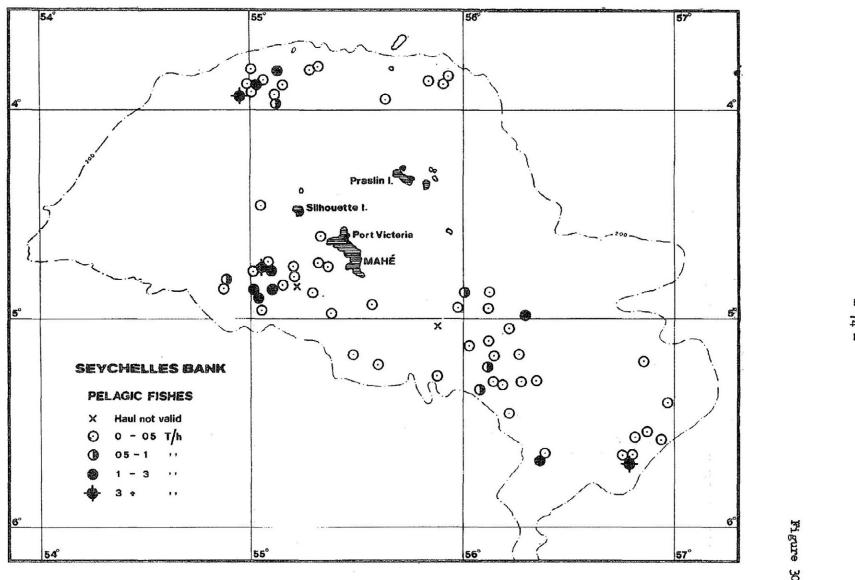


Figure 30. Distribution of catches. Circles indicate trawl stations and relative catch size.

**Abb. 1:** Erste Ansätze zur Erfassung des Ressourcenraums der Seychellen: Kartierung von Fangplätzen und Fangmengen auf dem Mahé-Plateau im Rahmen des West Indian Ocean Survey. Quelle: Leo Birkett, „Western Indian Ocean Fishery Resources Survey. Report on the Cruises of R/V ‚Professor Mesyatsev‘, December 1975 – June 1976/July 1977 – December 1977“, FAO/Indian Ocean Programme, Technical Reports Nr. 26, 1979: 74.

Für die neue Regierung der Seychellen waren daher Fischereiforschungsprojekte ein wichtiger Schlüssel, um die Potenziale ihrer neu deklarierten Wirtschaftszone überhaupt näher bestimmen zu können. Die Voraussetzung für einen industriellen Fischfang, betonte Präsident René, war „zuverlässiges und sicheres Wissen über den Umfang und die Art der vorhandenen Ressourcen in den Gewässern“ der Seychellen. Auch seien Forschungen zur räumlichen Verteilung der Fischbestände und über die besten Fangtechniken nötig.<sup>40</sup> Zwischen 1976 und 1981 autorisierte die Regierung der Seychellen dementsprechend eine Reihe von Fischereiforschungsprojekten in ihren Gewässern. Gleich das erste dieser Projekte wartete mit spektakulären Ergebnissen auf. Das sowjetische For-

Situation in the Seychelles“, in: *Report of the FAO/IOP Workshop on the Fishery Resources of the Western Indian Ocean South of the Equator, Mahé/Seychelles, 23 October – 4 November 1978*, IOP Development Report No. 45, 1979, 69–81, hier: 72, 75.

**40** „Address by F. A. René“.

schungsschiff „Professor Mesyatsev“ befuhrt die Gewässer der Seychellen im Rahmen eines von der FAO koordinierten „West Indian Ocean Survey“ zweimal und stellte im Oktober 1977 erhebliche Vorkommen der pelagischen Fischart Roundscad / *Decapterus kliche*, eine Stachelmakrelenart, fest, die auf dem Weltmarkt gefragt war. In zwei „Hols“ mit Grundsleppnetzen gingen der „Professor Mesyatsev“ fünf Tonnen Roundscad ins Netz, weitere 13 „Hols“ brachten jeweils zwischen einer und vier Tonnen Fisch. Akustische Untersuchungen bestätigten den Befund reicher pelagischer Fischvorkommen. Auf Basis dieser Untersuchungen schätzten die beteiligten Forscher die vorhandene Biomasse an Fisch rund um das Mahé-Plateau der Seychellen auf 115 000 Tonnen.<sup>41</sup> Zugleich kartierte das Forschungsteam auch erstmals geeignete Fangplätze rund um die Seychellen (vgl. Abbildung 1). Die im Rahmen des „West Indian Ocean Surveys“ angefertigten Karten zeigten die Verteilung der erzielten Fangmengen auf dem Mahé-Plateau und konstruierten so auf sehr konkrete Weise das Bild eines durch Fischreichtum geprägten Ressourcenraumes. Weitere Studien versuchten solche Annahmen über die vorhandenen Fischressourcen der Seychellen zu präzisieren. So führte 1978 etwa das norwegische Forschungsschiff „Dr. Fridtjof Nansen“ Probefänge mit einem Grundsleppnetz auf dem Mahé-Plateau durch.

## Raumerwartungen

Als die Bundesrepublik Ende der 1970er Jahre ein Fischereiprojekt auf den Seychellen anstrebte, war bereits ein harter globaler Wettbewerb um den Zugang zu den seychellischen Fischereiressourcen entstanden. Besonders Thunfischfänger aus Japan, Südkorea und Taiwan hatten einen traditionellen Erfahrungs- und Wissensvorsprung im Thunfang rund um die Seychellen, doch war auch eine sowjetische Fangflotte präsent. Frankreich investierte erhebliche Summen, um sich durch Kooperationsprojekte einen Zugang zu erkaufen, ebenso tat dies Großbritannien, zu dessen Kolonialreich die Seychellen bis 1976 gehört hatten. Auch spanische Fischereiunternehmen sondierten den Markt.

Den Anstoß für ein deutsches Fischereiengagement gab der umtriebige Bremerhavener Bundestagsabgeordnete Horst Grunenberg (SPD). Grunenberg war von einer Bremerhavener Reederei auf den Fischreichtum rund um die Seychel-

---

<sup>41</sup> Vgl. Leo Birkett, „Western Indian Ocean Fishery Resources Survey: Report on the Cruises of R/V ‚Professor Mesyatsev‘, December 1975 – June 1976/July 1977 – December 1977“, FAO/Indian Ocean Programme, Technical Reports Nr. 26, 1979, 18–22.

len aufmerksam gemacht worden. Im Januar 1978 machte er sich zusammen mit einigen Vertretern mittelständischer Fischereiunternehmen vor Ort selbst ein Bild. Eine Erkundungsfahrt sorgte nach Auskunft Grunenbergs für „schön blanke Augen“ unter den Teilnehmern, zeigte sie doch reiche Bestände an *Red Snapper*, der „im Geschmack zwischen Schellfisch und Kabeljau“ liege und „genau in unsere Küche“ falle. Die Delegation sichtete außerdem reiche Bestände an Zackenbarsch „so groß [...] wie ein halber Volkswagen“, und an Haien, „deren Flossen man den Chinesen verkaufen“ könne.<sup>42</sup> Noch vor Ort führte Grunenberg im Namen der Bundesrepublik eigenhändig Verhandlungen mit der Regierung der Seychellen um ein Fischereiabkommen, das den Weg zum Aufbau einer „kommerziellen Fischindustrie in den Gewässern der Seychellen“ bahnen sollte. Die Regierung der Seychellen, vertreten durch die Minister für Landwirtschaft und Tourismus, zwei Staatssekretäre und zwei Beamte aus der Fischereiabteilung, betonte bei dieser Gelegenheit ihren Wunsch nach „Geschenke[n] aus der Bundesrepublik.“ Konkret listete sie auf: 4 Planierraupen, 120 Frieslandrinder sowie 12 Bodenfräsen, mit denen die Agrarreform vorangetrieben werden sollte. Ferner wünschte die Regierung technische Hilfe und Kapitalhilfen beim Aufbau des Fischereihafenkomplexes, im Wohnungsbau und bei der Entwicklung der zu den Seychellen gehörenden äußeren Inseln.<sup>43</sup> Die Regierung forderte außerdem ein westdeutsches Fischereiforschungsprogramm. Erforscht werden sollten die saisonale Verfügbarkeit und Verteilung von pelagischen Fischarten, geeignete Fangmethoden, sowie die möglichen Verarbeitungstechniken. Das Projekt sollte nach dem Willen der seychellischen Regierung „mit geeigneten Einrichtungen für die Verarbeitung, Frostung, und Kühlhauslagerung an Land“ ausgestattet werden, der Bau einer Fischmehl- sowie einer Konservenfabrik sollten perspektivisch erwogen werden. Die Regierung formulierte also recht weitreichende Forderungen, stellte für den Fall positiver Forschungsergebnisse aber eine gemeinsame Kooperation beim „Aufbau eines einheimischen Projekts für die rationelle Nutzung bestimmter Meerestiere innerhalb der Wirtschaftszone der Seychellen“ in Aussicht. Allerdings behielt sie sich vor, „zu jeder Zeit die Kontrolle über die Fischereiindustrie aus[zu]üben, insbesondere bezüglich der Fischereiintensität.“<sup>44</sup> Grunenberg willigte ein und unterzeichnete

---

<sup>42</sup> „Blanke Augen“, *Der Spiegel*, 30. April 1978.

<sup>43</sup> Zusammenfassung von Diskussionen zwischen Vertretern der Regierung der Seychellen und einer Delegation der Bundesrepublik Deutschland, 4.–7. Januar 1978, 7. Januar 1978, B 196/27612, Erschließung neuer Fischereireserven in verschiedenen Teilen der Weltmeere, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>44</sup> Deutscher Bundestag, Wissenschaftliche Dienste, Fischereiforschungsprojekte in den Gewässern der Seychellen, 1978, Übersetzung aus dem Englischen, 23. Januar 1978, B 196/

te noch während seines Besuchs im Namen der Bundesrepublik eigenhändig eine entsprechende Vereinbarung.

Nach seiner Rückkehr in die Bundesrepublik setzte Grunenberg alle Hebel in Gang, um den Gesprächen Taten folgen zu lassen. Schreiben an die SPD-Bundestagsfraktion und den Bundeskanzler betonten die vielen Potenziale eines gemeinsamen Fischereivorhabens mit den Seychellen und baten den Bundeskanzler um politische Rückendeckung. Im Frühjahr arrangierte Grunenberg ein Treffen zwischen Minister Ferrari und Bundesforschungsminister Hauff. Trotz starker Vorbehalte des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) nahm das Projekt im Sommer 1978 allmählich konkrete Formen an. Am 3. August bekundeten 15 Kutterkapitäne anlässlich eines Gespräches mit Vertretern des Bundesministeriums für Landwirtschaft ihr Interesse daran, eine Fischerei im Indischen Ozean aufzunehmen, wenn entsprechende Fangmöglichkeiten nachgewiesen würden.<sup>45</sup> Auch das Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) hatte sich mittlerweile eingeschaltet. Im August hielt eine Vorlage für den Staatssekretär im BMFT fest, dass es „trotz der intensiven Befischung, teilweise Überfischung einiger Meeresgebiete (...) noch eine ganze Anzahl ‚weißer Flecken‘ in verschiedenen Ozeanen“ gäbe, „die bisher nicht genutzte Fischvorkommen oder Bestände an unkonventionellen Meerestieren enthalten“, „die für die menschliche Ernährung erschlossen werden“ könnten. Dazu gehörten auch die Seychellen. Der Vermerk schlug vor, ein „größeres Forschungsvorhaben zur weltweiten Erkundung solcher ‚weißer Flecken‘“ aufzulegen, um „die Möglichkeiten neuer Einsatzgebiete für die deutsche Hochsee- und Kutterfischerei zu prüfen.“<sup>46</sup> Die Bundesforschungsanstalt für Fischerei hielt ein gemeinsames Vorhaben mit den Seychellen ebenfalls für interessant. In einer Ideenskizze für das BMFT wies sie auf die Notwendigkeit staatlicher Unterstützungsmaßnahmen für die angeschlagene Kutterfischerei hin und beschrieb entsprechende Joint Ventures mit den Seychellen als vielversprechend. Fänge im Rahmen solcher Joint Ventures würden „praktisch zu 100 % zur Verbringung in die Bundesrepublik Deutschland, gegebenenfalls auch in andere

---

27612, Erschließung neuer Fischereireserven in verschiedenen Teilen der Weltmeere, Bundesarchiv Koblenz.

**45** Vgl. Bundesforschungsanstalt für Fischerei, Ideenskizze für einen an das BMFT zu richtenden Antrag wegen eines Fischerei-Forschungsvorhabens im östlichen [sic!] Indischen Ozean, 4. September 1978, B196/27612, Bundesarchiv Koblenz.

**46** Hohendorf an den Parlamentarischen Staatssekretär, Erforschung und Erschließung neuer Fischereireserven in verschiedenen Teilen der Weltmeere, 7. August 1978, B196/27612, Bundesarchiv Koblenz.

EG-Länder“ zur Verfügung stehen. Kalkuliert wurde mit einer Fördersumme von knapp 5 Millionen DM.<sup>47</sup>

Grunenberg selbst betonte Ende September in einem neunseitigen Schreiben an Staatssekretär Stahl aus dem BMFT noch einmal die vielen Vorteile eines Forschungsprojekts. Die Entwicklung der Seegrenzen, argumentierte er, entzöge der Kutter- und Küstenfischerei zunehmend ihre Grundlage. Auf den Seychellen aber gebe es nun die Möglichkeit, mittelständischen Kutterfischereibetrieben neue Geschäftsfelder zu erschließen. Zugleich verwies Grunenberg auf die außen- und geopolitische Bedeutung von Fischereirechten. In den „tropischen Schelfgebieten“ seien „eine Vielzahl wohlschmeckender Meerestiere“ mit einer hohen Regenerationsfähigkeit der Bestände vorhanden, um die bereits ein globaler Wettbewerb eingesetzt habe: Die „wegen ihrer aggressiven Fischereitätigkeit bekannten Japaner, Koreaner, Taiwanesen, Russen, Ostdeutschen, Cubaner“ würden sich schon lange um entsprechende Fischfangrechte bemühen, während die Bundesrepublik bisher vor allem durch Zurückhaltung aufgefallen sei. Grunenberg betonte, dass sich mittels Fischereirechten auch strategische Präsenz aufbauen ließe. So könne sich die Bundesrepublik auch einen Zugriff auf die Ressourcen des Meeresbodens sichern. „Ein gut durchgeföhrtes Fischereiprojekt mit den Seychellen“, folgerte Grunenberg, „würde im bezeichneten ostafrikanischen Raum und darüber hinaus ein Referenzmodell darstellen, das erhebliche wirtschaftliche Impulse verbunden mit einem enormen Prestigegegewinn für die Bundesrepublik mit sich bringt“.<sup>48</sup>

In einer Ressortbesprechung zwischen Vertreten des BMFT, des BMZ und des Bundesministeriums für Landwirtschaft wurden Ende September die Grundlinien des Fischereiprojekts festgelegt. Demnach sollte der eigentlichen Fischereikooperation ein Forschungsjahr vorausgehen. Die Forschungsphase sollte vom BMFT finanziert und von der Bundesforschungsanstalt für Fischerei als Projektträger durchgeführt werden. Ferner sollte zeitnah ein Regierungsabkommen geschlossen und ein Projektteam auf die Seychellen geschickt werden, um die weiteren Details des Vorhabens zu klären.<sup>49</sup>

---

**47** Bundesforschungsanstalt für Fischerei, Ideenskizze für einen an das BMFT zu richtenden Antrag wegen eines Fischerei-Vorhabens im östlichen [sic!] Indischen Ozean, 4. September 1978, B 196/27612, Bundesarchiv Koblenz.

**48** Schreiben Grunenberg an Staatssekretär Stahl, Bundesministerium für Forschung und Technologie, 25. September 1978, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

**49** Vgl. Ergebnisniederschrift der Ressortbesprechung am 28. September 1978 im BML betreffend Einsatzmöglichkeiten für deutsche Fischkutter in den Seegebieten der Seychellen, 5. Oktober 1978, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

Die 1979 eingeleiteten Regierungsverhandlungen zogen sich dennoch länger hin als erwartbar gewesen wäre. Ein Grund dafür war, dass mittlerweile neue Konkurrenz aus Frankreich auf den Plan getreten war. Große Fischereigebiete wie die *L'Armement Coopératif Finistérien* (ACF) hatten den Indischen Ozean schon seit vielen Jahren im Blick und verhandelten seit Herbst 1976 mit der seychellischen Regierung über die Gründung eines gemeinsamen Joint Ventures. Im Frühjahr 1977 führten französische Fischereiexperten vor Ort eine Machbarkeitsstudie durch, die große Erwartungen an den Thunfischfang beförderte. Die Experten sahen reiche Bestände an Bonito, prognostizierten einen stark wachsenden Weltmarkt für Thunfischkonserven und empfahlen den Aufbau einer gemeinsamen industriellen Thunfischerei. 1978 stellte die französische Regierung Zuschüsse und Kredite in Höhe von 52 Millionen Francs zur Verfügung, die den Kauf von vier neuen Thunfischfängern für den Fang mittels Haken- und Langleinen-Technik (*Pole-and-Line*) sowie den Bau von Kühl- und Gefrieranlagen im Hafen von Victoria auf der Hauptinsel Mahé ermöglichten.<sup>50</sup> Auch ein Patrouillenboot wurde aus Frankreich geschickt.<sup>51</sup> Zusätzlich legte die französische Regierung ein eigenes Forschungsprojekt auf, das dem avisierten deutschen Projekt sehr ähnlich war. So kam es, dass im Herbst 1979 statt eines deutschen Forschungsschiffes zunächst die französische „N/O Coriolis“ in den seychellischen Gewässern kreuzte. Mittels akustischer Messungen versuchte sie dabei, die Bodenfischbestände und den Umfang der pelagischen Fischvorkommen auf dem Mahé-Plateau zu erfassen. Im Gegensatz zur „Professor Mesyatsev“ schätzte dieses Projekt die Biomasse von fangbarem *Decapterus* nur noch auf ca. 50 000 bis 65 000 Tonnen. Dafür identifizierte es erneut reiche Bestände an Thunfischen.<sup>52</sup>

Parallel zu diesen Maßnahmen blockierte ein französischer Rechtsberater in Diensten der Seychellen weitere Verhandlungen zwischen den Seychellen und der Bundesregierung. Am Rande der UN-Seerechtskonferenz im August 1979 informierte dieser Berater, Michel J. Savigny, die deutsche Delegation über verschiedene „fischereiliche Bedenken“ der Seychellen. So greife der geplante Einsatz von Grundsleppnetzen „zu stark in die Fischbestände ein, zumal

<sup>50</sup> Vgl. zur Studie und den Anfängen der französisch-seychellischen Zusammenarbeit Marsac u. a., *L'Or Bleu des Seychelles*, 57–76.

<sup>51</sup> Vgl. Steinberg, Bericht über eine Dienstreise zu den Seychellen vom 8.–17.2.1980, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>52</sup> Vgl. die beiden Projektberichte: Emile Marchal, Rapport sur les Résultats d'une Campagne du N/O Coriolis pour l'Évaluation des Ressources en Poissons Pélagiques des Eaux Seychelloises (Septembre–Novembre 1979), Paris: ORSTOM, 1970; Emile Marchal u. a., Ressources Pélagiques et Démersales des Iles Seychelles. Resultats de la Deuxième Campagne du N/O Corriolis (Août–Septembre 1980), Paris: ORSTOM 1981, 51.

wenn in der Forschungsphase oder auch später unbeschränkt gefischt werde.“ Zudem hätten die Seychellen mittlerweile „genügend Angebote für joint ventures und Hilfeleistungen im Fischereibereich vorliegen.“ Nach Mutmaßungen der westdeutschen Botschaft in Nairobi spielte hier der Einfluss eines neuen norwegischen Fischereiberaters eine Rolle, „dem ein deutsches fischereiliches Engagement schon im Rahmen der vorgesehenen Forschungsphase unerwünscht“ sei.<sup>53</sup> Anders erklärte der seychellische Entwicklungsminister Ferrari 1980 die Verzögerungen: sie seien „allein auf den Einfluß des französischen Seerechtsberaters Savigny zurückzuführen“, der nun aber nicht mehr für die Regierung arbeite.<sup>54</sup>

Unter diesen Umständen schlossen die Seychellen und die Bundesrepublik erst im Sommer 1980 ein Regierungsabkommen ab, das den Weg für ein gemeinsames Fischereiprojekt freimachte. Im Rahmen dieses Abkommens verpflichtete sich die Bundesrepublik, als Vorleistung für mögliche Fischereilizenzen „genaue Bestandsanalysen der wirtschaftlich wichtigen Fischarten“ sowie fangtechnische und verarbeitungstechnologische Versuche und eine Markt- und Exportstudie durchzuführen. Dafür sollten zwei Forschungskutter („Nordsee“ und „Ostsee“) zu den Seychellen verlegt werden. Zusätzlich sagte die Bundesrepublik zu, eine Gefrier- und Eisherstellungsanlage zur Verfügung zu stellen. Bei „Fischknappheit“ auf dem seychellischen Markt war das Projekt dazu verpflichtet, Fänge abzuliefern, dafür wurde ihm aber die Möglichkeit eingeräumt, einen Teil der Projektkosten durch die eigene Vermarktung von Fängen wieder zu refinanzieren. Im Gegenzug verpflichtete sich die Regierung der Seychellen, die nötigen Gebäude herzurichten und ein Kühllhaus bereitzustellen.<sup>55</sup>

## Raumaneignungen

Im Januar 1981 verließen die beiden gecharterten Kutter „Nordsee“ und „Ostsee“ unter großer Anteilnahme von Presse, Funk und Fernsehen Bremerhaven. Auch auf den Seychellen wurde dem Beginn des Fischereiforschungsprojektes

<sup>53</sup> Illing, Vermerk, Fischereiforschungsprojekt mit den Seschellen [sic!], hier: Gespräch am 14.8.1979 mit dem seschellischen [sic!] Delegierten am Rande der 3. VN-Seerechtskonferenz, 15. August 1979, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>54</sup> Steinberg, Bericht über eine Dienstreise zu den Seychellen vom 8.–17.2.1980, 29. Februar 1980, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>55</sup> Abkommen zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung der Republik Seschellen [sic!] über Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Fischereiforschung, 22. Mai 1980, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

große Bedeutung zugemessen. Die größte Tageszeitung der Seychellen, die regierungsnahe *Nation*, druckte am 27. Februar auf der Titelseite ein Bild von Minister Ferrari und der Besatzung vor einem der beiden Kutter und beschrieb das Vorhaben als ein „*ambitious research programme*“, das beim Aufbau einer „*commercial fishing industry*“ helfen werde.<sup>56</sup> Führende Politiker des Landes drängten in der Folge zu einer Gästefahrt auf einem der Kutter, anlässlich derer Besatzung und Forscher die Möglichkeiten der Schleppangelfischerei und der Grundsleppnetz-Fischerei demonstrierten.<sup>57</sup> Mit solchen Besuchen kommunizierte die Regierung die hohen Erwartungen, die sie mit dem Projekt verband, machte nach innen zugleich aber auch das Modernisierungsversprechen des seychellischen Staates sichtbar.

Die beteiligten Akteure auf deutscher und seychellischer Seite verknüpften mit dem Beginn des Fischereiprojekts jeweils unterschiedliche Erwartungen. Aus Sicht der seychellischen Regierung ging es vor allem darum, geeignete Fangzonen für die Befischung von *Decapterus* zu lokalisieren. Immer wieder notierten die deutschen Fischereiexperten ein entsprechendes seychellisches „Drängen nach einer intensiven Decapterus-Fischerei“<sup>58</sup> und sahen utopische „Erwartungen hinsichtlich möglicher Fischereierträge.“<sup>59</sup> Demgegenüber waren die Zielsetzungen auf deutscher Seite bescheidener geworden, nachdem Projektleiter Rolf Steinberg von der Bundesforschungsanstalt für Fischerei im Januar 1979 eine eigene Erkundungsreise durchgeführt hatte. Im Gegensatz zu Grunenberg und der seychellischen Regierung sah Steinberg schwierige Fischereiverhältnisse. Zwar befanden sich nach seiner Einschätzung wertvolle Fischvorkommen im Bereich des Schelfgebietes, aber dort war eine lukrative Grundsleppnetz-Fischerei wegen der Riffe nur bedingt möglich und die Kleinfischerei der Seychellen schon sehr aktiv. Entsprechend müsse der deutsche Fokus auf den „pelagischen Bereich“, also die tieferen Gewässer, gerichtet werden. Über diesen sei aber wenig bekannt und voraussichtlich werde er auch nicht

**56** „Research will Assist our Commercial Fishing“, *Nation*, 27. Februar 1981, in: B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

**57** Insgesamt fuhren 16 Gäste mit, darunter der Minister für Entwicklung und Planung Ferrari, der Minister für Landwirtschaft Ange, mehrere Staatssekretäre sowie Vertreter des *Fisheries Departments* und der seychellischen Handelsgesellschaft Seycom. Staatspräsident Francis hatte seine Teilnahme zugesagt, sagte aber kurzfristig ab. Vgl. Steinberg, Bericht über den 1. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Januar 1981 bis Mitte April 1981), 27. April 1981, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

**58** Steinberg, Zwischenbericht zum Stand (Juli 1981) und zur Problematik des Seychellen-Fischerei-Vorhabens, 7. Juli 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

**59** Steinberg, Bericht über den 1. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Januar bis Mitte April 1981), 27. April 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

die hohen Erlöse bringen, die angesichts der Exportkosten nötig wären. Zudem seien die vorhandenen Fischarten in Westeuropa kaum eingeführt, was die Vermarktung weiter erschwere. Einzig der Thunfischfang schien ein einträgliches Geschäft zu bieten, doch fehlten für diesen in der Bundesrepublik die Expertise, Erfahrung und entsprechenden Schiffe. Nach Steinbergs Einschätzung ließen die vorhandenen Fischvorkommen daher „keinen uneingeschränkten Optimismus im Hinblick auf eine einträgliche kommerzielle, industriell betriebene Fischerei im Rahmen von Joint Ventures“ zu.<sup>60</sup> Anlässlich einer Ressortbesprechung im April 1979 wiederholte Steinberg diese Einschätzung. Aus seiner Sicht gebe es im Seegebiet der Seychellen bis auf Thunfisch „keinen Fisch von exportlohnender Qualität.“ Das Vorhaben sei daher „aussichtslos.“ Das BMZ sprach von einer „Fehlinvestition, die keinerlei positive Resultate erwarten lässt.“ Einzig das BMFT hielt an dem Projekt fest und begründete dies damit, dass man „aus politischen Gründen“ von dem Vorhaben „nicht mehr Abstand nehmen“ könne.<sup>61</sup> Allen Beteiligten war nach Steinbergs Erkundungsreise somit klar, dass sich die politische Funktion des Projekts verschoben, sozusagen entgeopolitisiert hatte: Es ging nicht mehr um den Zugang zu den marinen Ressourcen der Seychellen, sondern – auf einer zweiten, symbolpolitischen Ebene – darum, dem Prestige der damals führenden westdeutschen Fischereiwissenschaft keinen Schaden zuzufügen und zuvorderst den politischen Einfluss der Bundesregierung auf den Seychellen zu sichern. Man dürfe nicht außer Acht lassen, so Steinberg, dass die seychellische Regierung „relativ große Erwartungen in das deutsche Fischereivorhaben“ setze. Eine Rücknahme der Zusagen könne daher „unerwünschte politische Konsequenzen“ haben.<sup>62</sup> Auch die deutsche Botschaft in Nairobi warnte davor, dass eine Zurücknahme des Projekts die „Beziehungen zu den Seschellen [sic!] schwer belasten“<sup>63</sup> würde.

Die ersten Forschungsfahrten führten beide Kutter Ende Februar in das Schelfgebiet um die Hauptinsel Mahé und die Amiranten. Die Meeresforscher brachten Netze aus, schauten auf die Ortungsgeräte und sahen: nichts. Obwohl beide Kutter ein relativ umfassendes Gebiet im Bereich des Schelfs, der Schelfränder und weiter draußen im tiefen Ozean absuchten, wurden auf der gesam-

**60** Steinberg, Bericht über eine Dienstreise zu den Seychellen (*Fact Finding Mission*) wegen eines dort geplanten Fischereivorhabens, 3. Januar 1979, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

**61** Wiegmann, Zusammenarbeit mit den Seschellen [sic!] auf dem Gebiet der Fischereiforschung (BMFT-Projekt), 10. April 1978, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

**62** Steinberg, Bericht über eine Dienstreise zu den Seychellen vom 8.–17.2.1980, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

**63** Botschaft Nairobi an Auswärtiges Amt, Abkommen mit den Seschellen [sic!] über die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Fischereiforschung, 24.3.1980, B 213/32274, Bundesarchiv Koblenz.

ten Fahrt keine größeren pelagischen Fischschwärme von Wert gefunden, ein Ergebnis, das in den Worten des Projektleiters Steinberg selbst „die pessimistischsten Voraussagen“ übertraf. Hingegen zeigten Fangversuche mit Schleppangeln gute Ergebnisse. Tonnenweise gingen den Kuttern hochwertige Thunfische und Bonitos, als Beifang auch „gefragte Fischarten wie Kingfish, Barracuda und Dolphin“ ins Netz.<sup>64</sup> Das Hauptaugenmerk der Forscher verschob sich daher in den folgenden Monaten auf den Schleppangeleinsatz, da damit laut Steinberg „am ehesten eine für die Verbringung in andere Länder ausreichende Menge weltmarktfähiger Fischsorten gewinnbar“ schien.<sup>65</sup> Zudem waren diese für das Institut für Fangtechnik auch wissenschaftlich interessanter. In der Bundesrepublik gab es keine Thunfangindustrie und daher weder eine einschlägige Expertise noch die wissenschaftlichen Möglichkeiten zur Erprobung entsprechender Fangtechniken.

Die enttäuschenden Ergebnisse der ersten Forschungsfahrten hatten zur Folge, dass die seychellische Regierung plötzlich ihren Widerstand gegen die Grundsleppnetz-Fischerei aufgab. So konnte das Projekt erstmals die kommerziellen Potenziale der Grundsleppnetz-Fischerei im Bereich des nordöstlichen Mahé-Plateaus erproben. Innerhalb von zwei Tagen holten die Kutter zwei Tonnen hochwertige Fische ein. Bei der Anlandung in Port Victoria sorgten die übervollen Kisten allerdings für einen Sturm der Entrüstung unter den einheimischen Fischern. Viele fürchteten eine Schädigung und schnelle Überfischung der Bodenfischbestände. Nach emotionalen Protesten seitens der einheimischen Fischereibetriebe wurde die Grundsleppnetz-Fischerei daher vom seychellischen Präsidenten kurzerhand wieder verboten.<sup>66</sup> Ohnehin zeigte die Auswertung der Fänge, dass es sich bei den im Gebiet der Seychellen vorkommenden „Massenfischen“ nicht um weltmarktfähige Arten handelte. Bei gut der Hälfte des Fangs handelte es sich um unterschiedlichste Tropenfische, die für eine globale, auf artenreine Rohwaren angewiesene Tiefkühl-Industrie nicht verwertbar waren und für eine anderweitige Vermarktung aufwendig sortiert werden mussten. Selbst die gefangenen Vorkommen an Roundscad (*Decapterus*) waren gemäß Kalkulationen des Instituts für Fangtechnik auf dem Weltmarkt schwer ab-

---

**64** Steinberg, Bericht über den 1. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Januar 1981 bis Mitte April 1981), 27. April 1981, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

**65** Steinberg, Bericht über den 1. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Januar bis Mitte April 1981), 27. April 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

**66** Vgl. Dahm, Bericht über den 2. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Mitte April bis Mitte Juni 1981), 24. Juni 1981, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

setzbar, kostete der Export einer Tonne Roundscad in die Philippinen doch etwa \$ 400, während die Erlöse pro Tonne bei gerade einmal \$ 150 lagen.<sup>67</sup>

Nennenswerte pelagische Fischbestände fanden die beiden Forschungsschiffe auch auf weiteren Forschungsfahrten in die südöstlichen und südwestlichen Teile der seychellischen Wirtschaftszone nicht. Dafür zeigte die Beforschung von bisher unerschlossenen Gebieten im Südosten rund um Platte Island, Coetivy Island sowie Le Constant-Bank und Fortune-Bank die Potenziale des Thunfischfangs auf. Beide Kutter zogen rund neun Tonnen hochpreisiger Fische aus dem Wasser. Ein anderes Bild zeigte sich rund um die südwestlich gelegenen Koralleninseln in 600 Seemeilen Entfernung von Port Victoria. Hier überraschte die Meeresforscher einerseits das „fleckenhafte Auftreten der Fischschwärme.“ Andererseits waren die Fangverhältnisse unergiebig. Die Meeresforscher folgerten daraus, dass die Thune offenbar dem von Südosten aufziehenden kalten Wasser nach Norden auswichen.<sup>68</sup>

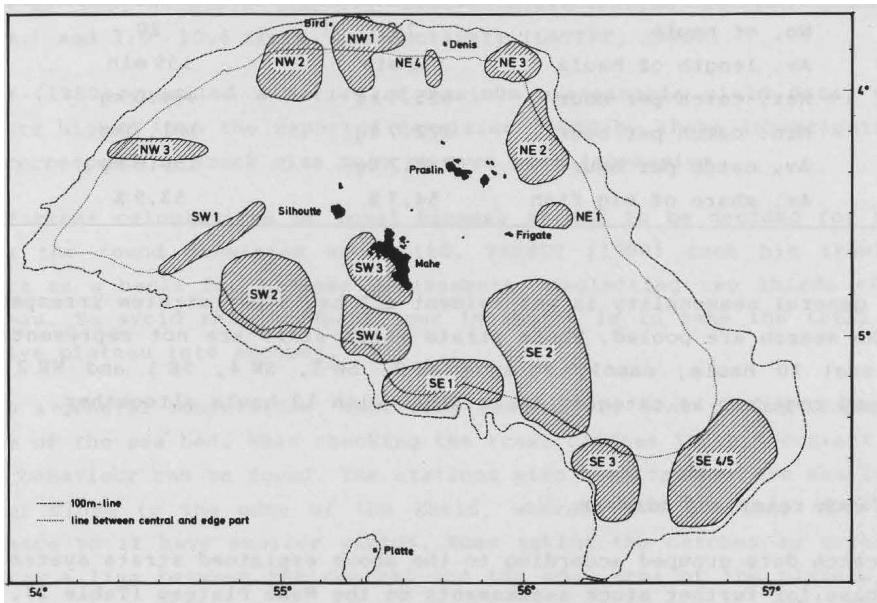
Im Sommer und Herbst 1981 konzentrierten sich die Forschungsfahrten der beiden Kutter wieder auf den Bereich des Mahé-Plateaus. Die Meeresforscher befischten eine ganze Reihe von Gebieten, zu denen bisher wenig Informationen vorlagen, experimentierten mit unterschiedlichen Schlepprichtungen und Fangpositionen und führten Vergleichsstudien zwischen Tages- und Nachtfischerei durch. Auch die vereinbarten Marktstudien liefen nun an. Einmal in der Woche wurde eine Lieferung Thunfisch mit der Lufthansa in die Bundesrepublik verschickt, wo Testverkäufe gute Absätze erzielten und sich als „kommerziell interessant“ erwiesen.<sup>69</sup>

Im Herbst 1981 geriet das Projekt allerdings zunehmend in schwieriges Fahrwasser. Netzschäden, technische Defekte und eine Havarie der „Nordsee“ zwangen wiederholt zu mehrtägigen Fangpausen und bedeuteten Einnahmeverluste. Immer wieder klagte die Projektleitung auch über die schlechte Arbeitsmoral in den Fischverarbeitungsanlagen, was die seychellische Regierung dazu veranlasste, Gefängnisinsassen einzusetzen. Das Fischereiprojekt nutzte also Zwangsarbeiter:innen, ohne dass dies von der deutschen Projektleitung

<sup>67</sup> Steinberg, Zwischenbericht zum Stand (Juli 1981) und zur Problematik des Seychellen-Fischerei-Vorhabens, 7. Juli 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>68</sup> Vgl. Dahm, Bericht über den 2. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Mitte April bis Mitte Juni 1981), 24. Juni 1981, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>69</sup> Zitat aus Steinberg, Zwischenbericht über den Stand des Seychellen-Fischerei-Vorhabens (Februar 1982), 26.2.1982, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz; vgl. auch Weber, Bericht über den 5. Abschnitt des Seychellen Fischerei Projektes (17.10.–7.11.1981), 12. November 1981, B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.



**Abb. 2:** Raumeignungen I: Ein Ergebnis der westdeutschen Forschungen war diese neue Karte von Fangplätzen und Schleppstrecken, die frühere Karten präzisierte. Quelle: Künzel/Löwenberg/Weber, „Demersal Fish Resources of the Mahé Plateau/Seychelles“, Archiv für Fischereiwissenschaft 324 (1983): 1–22, 3.

weiter problematisiert wurde.<sup>70</sup> Hinzu kamen eine anziehende Inflation und zunehmende politische Proteste, auf welche die Regierung mit langen Ausgangssperren und immer restriktiveren Maßnahmen antwortete. Im November 1981 schließlich führte ein Putschversuch dazu, dass die Regierung das Kriegsrecht verhängte. Als die Kutter zur gleichen Zeit von einer Forschungsfahrt zurückkehrten, wurden sie von der Marine aufgebracht und ihre Besatzungen bedroht. Da sich mittlerweile auch herausgestellt hatte, dass die Reeder zu hohe Charterforderungen für eine Verlängerung des Forschungsprojekt stellten, ordnete Projektleiter Steinberg die Kutter zurück in die Bundesrepublik. Und so verließen sie am 17. Dezember 1981 die Seychellen wieder.

Welche Ergebnisse lieferte das deutsche Fischereiforschungsprojekt? Zunächst einmal erweiterten die westdeutschen Forschungen das vorhandene Wissen über Umfang, Verteilung und Fangbarkeit der allgemein in der seychel-

**70** Vgl. Zwischenbericht zum Stand des Fischereivorhabens im Seegebiet der Seychellen (Oktober 1981), B 116/65420, Bundesarchiv Koblenz.

lischen Wirtschaftszone vorkommenden Fischvorkommen. Die Meeresforscher präzisierten in diesem Zusammenhang die vorhandenen Meereskarten und erweiterten das Wissen um geeignete Schleppstrecken für den Fang mit Grundsleppnetzen (vgl. Abbildung 2). Verglichen mit dem im Rahmen des „*West Indian Ocean Survey*“ angefertigten Kartenmaterial visualisierte die Karte der westdeutschen Forscher nicht nur punktuelle Fangplätze, sondern weitaus größere Fangzonen, die sich mit Grundsleppnetzen befischen ließen. Zudem führte sie nordwestlich und nordöstlich von Port Victoria auch neue Zonen und Fangplätze auf. Zweitens lieferte das Projekt den endgültigen Nachweis, dass es – mit Ausnahme von Thunfisch – kaum ausreichende Mengen an weltmarktfähigen pelagischen Fischarten um die Seychellen zu fangen gab. In ihrem Abschlussbericht unterschieden die Fischereiexperten zwischen „*big marketable fish*“, „*small marketable fish*“ und „*trash fish*“ und identifizierten mehrere Dutzend verschiedener Fischarten. Die Dichte an fangbarem Fisch schätzten die Experten jedoch als gering ein. Insgesamt berechneten sie für das Mahé-Plateau eine Biomasse von lediglich 51 000 Tonnen, die sich für den Grundsleppfang eigneten, und bestimmten einen *Maximum Sustainable Yield* von 21 000 Tonnen im Jahr. Eine kommerzielle Grundsleppnetz-Fischerei könnte vor diesem Hintergrund nicht empfohlen werden, so das Fazit der Forscher.<sup>71</sup> Damit veränderte sich nach den großen Erwartungen, die Politik und Ministerien 1977/78 noch gehegt hatten, auch die Bewertung der ressourcenpolitischen und geostrategischen Bedeutung der Seychellen.

Andererseits demonstrierte das Projekt, drittens, die möglichen Potenziale einer industriellen Befischung von Thunfisch im Gebiet der Seychellen. Die Bundesrepublik schied hier als Wettbewerber aus, denn sie verfügte über keine eigene Flotte im Thunfischfang. Anders sah die Lage aber aus Sicht Frankreichs aus. Mittlerweile war das bereits erwähnte französisch-seychellische Joint Venture angelaufen, im Rahmen dessen Frankreich vier neue, nach japanischem Vorbild gebaute Haken- und Langleinen-Thunfänger zur Verfügung stellte. Allerdings endete das Projekt 1980/1981 in einem völligen Fiasko. Verantwortlich dafür waren vor allem falsche Wissensannahmen über den Ressourcenraum der Seychellen. Als französische Fischereiexperten 1977 die Gründung des Joint Ventures empfahlen, verzichteten sie auf systematische wissenschaftliche Erhebungen und operierten größtenteils mit Alltagsannahmen. Eine Befischung mittels der Ringwadenfischerei (*Purse Seining*) schlossen sie aus, da ihnen Wellengang, Winde und Strömungen dafür nicht geeignet schienen. Das Projekt setzte daher auf die Haken- und Langleinen-Technik, für die ausreichende Mengen an

---

<sup>71</sup> Vgl. Künzel/Löwenberg/Weber, „Demersal Fish Resources of the Mahé Plateau/Seychelles“, *Archiv für Fischereiwissenschaft* 324 (1983): 1–22.

Lebendködern essentiell waren. Ohne genaue Bestandserhebungen durchzuführen, schätzten die Experten die Fischbestände rund um die Seychellen als ausreichend ein, um die nötigen Lebendköder zu fangen.<sup>72</sup> Tatsächlich wurde die Beschaffung dieser Köder jedoch schnell zu einem zentralen Problem. Geeignete Schwärme waren schwer zu lokalisieren und, wenn sie einmal gefangen waren, zu fragil, um längere Zeit in den Wassertanks zu überleben. Die Folge war, dass die vier Schiffe immer mehr Zeit dafür aufwenden mussten, um Lebendköder zu fangen. Analog dazu fielen die Erträge im Thunfischfang, die mit insgesamt 370 Tonnen weit von den projektierten 4000 Tonnen entfernt und damit viel zu gering waren, um die hohen Kosten für Betrieb und Personal decken zu können. Schon nach kurzer Zeit wurde das Projekt daher wieder eingestellt.<sup>73</sup>

Stattdessen führten französische Fischereiexperten nun erstmals Fangexperimente mittels der Ringwaden-Fischerei durch. Bei dieser Fangtechnik werden Fischschwärmе von einem Netz eingekreist, welches sich unten zuziehen lässt, und dann wie in einem Beutel aus dem Wasser gehoben wird. Unter der Leitung des französischen *Office de la Recherche Scientifique et Technique Outre-mer* (ORSTOM) führte das Forschungsschiff „Île de Seine“ zwischen Dezember 1980 und März 1981 erstmals Fangexperimente mittels dieser Technik vor den Seychellen durch. Das Fangergebnis von knapp 500 Tonnen bestätigte die großen Erwartungen, die allseits in den Thunfischfang in der Wirtschaftszone der Seychellen gesetzt wurden. Französische Meeresforscher beobachteten dabei, dass Treibgut wie Bambusrohre oder Baumstämme von den ostafrikanischen Küsten große Thunfischpopulationen anzogen – eine Erkenntnis, die den westdeutschen Forschern entgangen war.<sup>74</sup> Die hervorragenden Erträge dieser ersten Fangexperimente mit der Ringwaden-Fischerei führten dazu, dass ORSTOM für den Zeitraum November 1981 bis Juni 1982 ein weiteres Fischereiprojekt mit der seychellischen Regierung vereinbarte. Geschickt wurde nun die „Yves de Ker-guelen“. Mit einem Fassungsvermögen von 800 Tonnen Gefrierkapazität, einem eigenen Helikopter zur Lokalisierung von Thunfischschwärmen und einem Ringwadennetz von 1500 x 185 Metern markierte dieses Fischereiforschungsprojekt eine neue Dimension und stieß mit einem Gesamtfang von 1370 Tonnen das Tor zum kommerziellen Thunfischfang weit auf. Im Dezember 1982 folgte

---

<sup>72</sup> Vgl. Marsac u. a., *L'Or Bleu des Seychelles*, 61.

<sup>73</sup> Zu den Zahlen vgl. ebd., 70. Vgl. auch Steinberg, Bericht über den 1. Abschnitt des Seychellen-Fischerei-Projektes (Januar 1981 bis Mitte April 1981), 27. April 1981, B 116/65420, Heft 8: Kooperation Seychellen, Bundesarchiv Koblenz.

<sup>74</sup> Vgl. Stéquert/Marsac, „Tropical Tuna-Surface Fisheries in the Indian Ocean“, FAO Fisheries Technical Paper Nr. 282, 1989, 147.

schließlich ein drittes, nun einjähriges Forschungsprojekt, das den endgültigen Beweis für die Rentabilität des kommerziellen Thunfischfangs im westlichen Indischen Ozean erbringen sollte. Im Rahmen des Projekts befischte eine Flotte von vier Thunfängern ein weiträumiges Gebiet zwischen Madagaskar, den Seychellen, Somalia und den Chagos-Inseln.

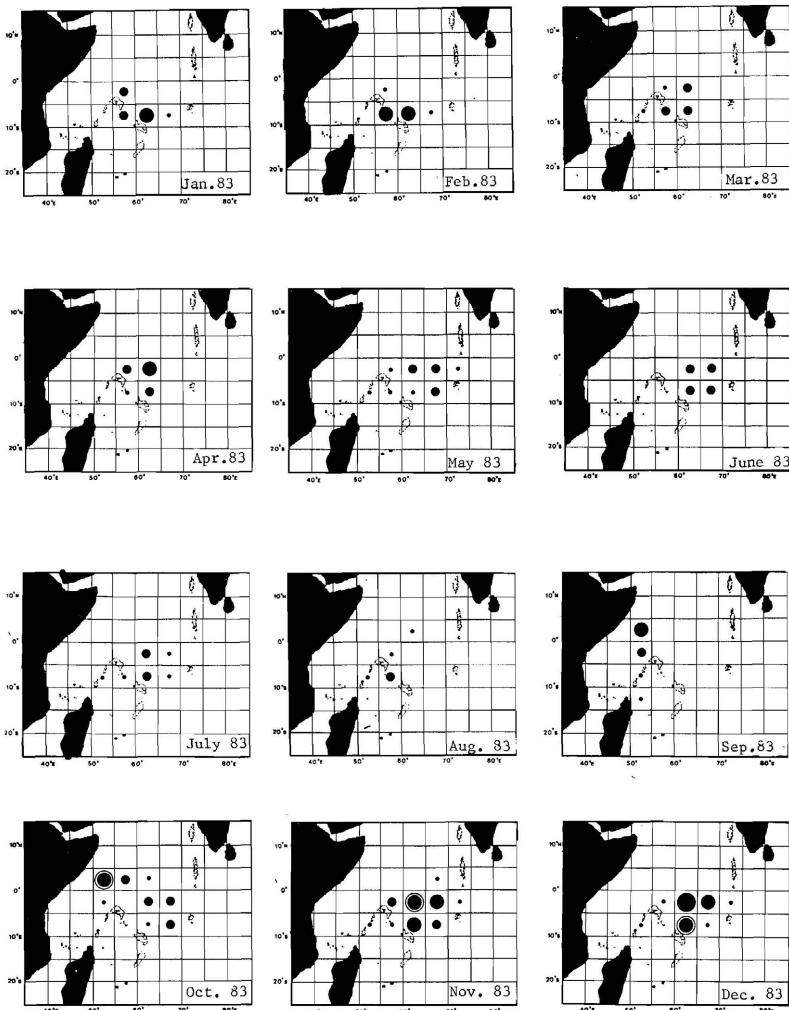
Wie ihre deutschen Kollegen erhoben die Meeresforscher des ORSTOM während der jeweiligen Forschungskampagnen umfassende Daten. So erfassten sie etwa die Windrichtungen in verschiedenen Zeiträumen, die Schwankungen von Strömungen, die Oberflächentemperaturen in unterschiedlichen Gebieten und die dynamischen Temperaturveränderungen in der Tiefe (Thermokline und Sprungschicht). Auch die Erträge, Thunfischkonzentrationen, saisonalen Schwankungen und nötigen Fangtage an den jeweiligen Fangplätzen wurden dokumentiert. Die Forscher arbeiteten dabei mit Methoden des stratifizierten Samplings, mittels dessen Teilgebiete stichprobenartig erfasst wurden. Hinzu kam die Ortung von Schwärmen aus der Luft mithilfe des Helikopters und eines kleinen Flugzeugs.

Die Erkenntnisse der Meeresforscher hielten Eingang in neue Meereskarten, die das komplexe marine Geschehen im Indischen Ozean abbilden und veranschaulichen wollten. Damit entstand zugleich ein immer präziser werdendes Raumbild, das Muster aufzeigte und sichtbar machte.<sup>75</sup> So visualisierten die im Rahmen des zweiten Forschungsprojekts mit der „Yves de Kerguelen“ angefertigten Karten insbesondere zwei Gebiete, in denen es zwischen Dezember und März zu hohen Thunfischkonzentrationen kam. Andere Karten aus der gleichen Forschungskampagne visualisierten produktive Fanggebiete über das ganze Jahr hinweg und zeigten, in welchen Gebieten sich welche Art von Thunfischfang lohnte.<sup>76</sup>

Solche Karten lassen sich als Formen der Raumaneignung verstehen, die versuchten, der dynamischen Mobilität der Thunfischschwärme gerecht zu werden. Forscher und Unternehmen mussten zunächst lernen, den Raum und das Migrationsverhalten der Thunfische richtig zu lesen. Wassertemperaturen, Sauerstoffgehalt, Nährstoffgehalt, Lage der Sprungschicht, Strömungen, Winde und die Zugrichtungen anderer Fischschwärme hatten Einfluss darauf, in welchen Gebieten sich größere Thunfischschwärme zu unterschiedlichen Zeiten

<sup>75</sup> Vgl. hierzu auch den Beitrag von Katrin Kleemann in diesem Band sowie Iris Schröder, „Von der Ordnung zur Unordnung zur Umordnung“, in: Wolfgang Struck et al., *Karten-Meere. Eine Welterzeugung* (Wiesbaden: Corso, 2020), 88–107.

<sup>76</sup> Vgl. Bernard Stequert und Francis Marsac, *Pêche Thornière à la Senne: Expérience dans l'océan Indien* (Paris: Éditions de L'Office de la Recherche Scientifique et technique Outre-Mer, 1983).



**Abb. 3:** Raumaneignungen II: Ausweitung der Thunfisch-Fangmengen innerhalb und außerhalb der Wirtschaftszonen der Seychellen zwischen Januar 1982 und Dezember 1984. Die beiden kleinsten Punkte zeigen Fangmengen bis zu 100 bzw. 500 Tonnen an, mittelgroße Punkte Fangmengen im Bereich 500 bis 1000 Tonnen, umrandete große Punkte Mengen von 1000 Tonnen bis 2000 Tonnen, nicht umrandete große Punkte Mengen von über 2000 Tonnen Gesamtfang. Die Karten dokumentieren einerseits die Ausweitung des kommerziellen Fischfangs, konstruieren die Gewässer um die Seychellen andererseits aber auch als einen marinen Ressourcenraum und stehen so für eine Ökonomisierung der Raumbetrachtung. Quelle: Stéquert/Marsac, „Tropical Tuna-Surface Fisheries in the Indian Ocean“, FAO Fisheries Technical Paper Nr. 282 (1989): 183 ff.

aufhielten. Karten bündelten und visualisierten das dabei entstehende Wissen um räumliche Verteilungen und saisonale Schwankungen. So stellten im Kontext eines FAO *Fisheries Technical Papers* publizierte monatliche Karten auf einem Gitternetz Fangmengen mittels entsprechend großer Punkte dar (vgl. Abbildung 4). Aus dem Querschnitt über die Monate hinweg konnten so die Migrationsbewegungen von Thunfischschwärmern nachvollzogen und besonders lukrative Fangzonen identifiziert werden. Zugleich standen diese Karten der Forscher in einer langen Tradition der Verwendung von Karten als „Kulturtechnik der Raumkonstituierung.“<sup>77</sup> Sie fungierten als bildgebende Verfahren, die den marinen Raum um die Seychellen herum nicht allein als vielversprechenden Ressourcenraum sichtbar machten, sondern zugleich als solchen konstruierten. Was sie zeigten, waren Potenziale und Versprechungen für die Zukunft. So trugen sie auch zu einer Ökonomisierung der Raumbetrachtung bei, die ganz auf die kommerzielle Ausbeutbarkeit der Thunfischbestände rund um die Seychellen hin angelegt war.

Tatsächlich etablierte sich der kommerzielle Thunfischfang im Nachgang zu den französischen Forschungskampagnen mit einer rasanten Geschwindigkeit: der Thunfisch wurde zum „blauen Gold“<sup>78</sup> der Seychellen, aber auch Frankreichs. 1983 verlegten französische Fischereiunternehmen einen Großteil ihrer Thunfisch-Fangflotte aus dem östlichen Atlantik in die Gewässer der Seychellen und weiteten ihre Flotte, flankiert durch Fischereiabkommen zwischen den Seychellen und der Europäischen Gemeinschaft, in den folgenden Jahren aus. Im November 1983 waren zehn französische *Purse Seiner* im Einsatz um die Seychellen, im Dezember 1984 waren es schon 26 Schiffe. Analog dazu stiegen die Fangmengen. Hatten Thunfänger im Jahr 1979 gerade einmal 44 Tonnen Thunfisch in der seychellischen Wirtschaftszone gefangen, waren es im Jahr 1984 über 30 000 Tonnen, 1988 um die 50 000 Tonnen und im Jahr 2000 fast 100 000 Tonnen – fast 10 % des gesamten Thunfangs im Westindischen Ozean.<sup>79</sup> Damit entwickelten sich die Seychellen allmählich auch zum Hauptstützpunkt der europäischen Fischereiflotte im Thunfischfang und machten einen stetig wachsenden Großteil der Thunfischimporte der EG/EU aus.

---

<sup>77</sup> Jureit, *Das Ordnen von Räumen*, 46.

<sup>78</sup> Francis Marsac u. a., *L'Or Bleu des Seychelles*.

<sup>79</sup> Daten aus: Marsac u. a., *L'Or Bleu des Seychelles*, Kapitel 6 und Kapitel 8.

## Schluss

Die Geschichte der westdeutschen und französischen Fischereiforschungsprojekte auf den Seychellen akzentuiert auf unterschiedlichen Ebenen die Rolle und Bedeutung von Ressourcenräumen in den internationalen Beziehungen. Erstens schufen die seerechtlichen Entwicklungen und Verregelungen die Voraussetzung für die Konstituierung von Ressourcenräumen. Waren die marinen Ressourcen seewärts der Küstengewässer bis zur Einführung der Ausschließlichen Wirtschaftszonen ein *open access good* gewesen, unterlagen sie ab Mitte der 1970er Jahre der Souveränität der Küstenstaaten. Dieser Prozess der Nationalisierung von Meeresgebieten entsprach einer Quasi-Territorialisierung und wurde insbesondere von denjenigen Staaten, die selbst über keine oder kurze Küsten verfügten, als „Landnahme zur See“<sup>80</sup> kritisiert. Dabei war das Konstrukt einer Wirtschaftszone, für die die Staaten eben nur mit einer Teilsouveränität ausgestattet waren, für die Industriestaaten günstig, da die Durchfahrtsrechte vor fremden Küsten erhalten blieben, in den eigenen Gewässern aber exklusive Nutzungsrechte für die darin befindlichen Ressourcen verbrieft waren. Sie waren also in zweierlei Hinsicht geopolitisch von Vorteil. Für postkoloniale Staaten hingegen stellten diese Meereszonen ein wichtiges Element in ihrem Streben nach postkolonialer Ressourcensouveränität dar und besaßen deswegen auch einen hohen symbolischen Wert. Und so opferten die postkolonialen Küstenstaaten die vielbeschworene solidarische Einheit der „Dritten Welt“, indem sie die von den Binnenstaaten eingeforderten Teilhaberechte an Meeresrändern zurückwiesen.<sup>81</sup> Zu verlockend war die Aussicht, sich eigene Ressourcenräume zu sichern und die eigenen Handlungsspielräume zu erweitern. Denn mit der Verfügungsgewalt über Meeresräume von teils beträchtlicher Ausdehnung bauten die postkolonialen Staaten nicht nur ihre Ressourcen-, sondern auch ihre Verhandlungsmacht aus. Für viele dieser Staaten begann mit der Einrichtung der AWZ überhaupt erst der Aufbau einer industriellen Fischerei. Zugleich verfügten sie nun über das Recht, zu bestimmen, wer in ihren Meeresgebieten explorieren und exploitieren durfte.

Zweitens illustrieren die Fischereiforschungsprojekte grundlegende Mechanismen ‚weicher‘ Geopolitik. Annahmen über den Fischreichtum der Seychellen bei gleichzeitig sinkenden Fangtrügen in klassischen Fanggebieten machten

---

<sup>80</sup> So der damalige Ministerpräsident Schleswig-Holsteins, vgl. Jürgen Westphal, „Seeräuberei unter der Flagge der UN“, *Die ZEIT*, 23. November 1979.

<sup>81</sup> Vgl. Johanna Sackel, „Solidarität vs. Ressourcensouveränität? Die dritte Seerechtskonferenz als Herausforderung für die Süd-Süd-Beziehungen“, in: Fiebrig/Dinkel/Reichherzer, *Nord/Süd*, 405–421.

die Seychellen in den Jahren um 1980 für die Bundesrepublik wie für Frankreich zu einem wirtschaftsstrategisch wichtigen Gebiet. Fischereiforschungsprojekte sollten diese Erwartungen einerseits verifizieren, andererseits aber auch den Zugang zur kommerziellen Befischung der Gewässer um die Seychellen eröffnen. Dabei wurde im Fall der Bundesrepublik schnell deutlich, dass die Erwartungen an den Fischreichtum überzogen waren. Im Rückblick reiht sich das westdeutsche Fischereiprojekt mit den Seychellen so in eine lange Geschichte fehlgeschlagener und von übermäßigen Erwartungen überladener Fischereiprojekte mit anderen Küstenstaaten ein. Das Fischereiforschungsprojekt führte zu keinem gemeinsamen deutsch-seychellischen Joint Venture und keinen kommerziellen Fischereilizenzen für die westdeutsche Hochseefischerei, verursachte aber Kosten in Millionenhöhe. Gleichwohl zeigt das Projekt, wie sehr strategische Bewertungen von Räumen abhängig sind von Wissensannahmen und Erwartungen über die Verfügbarkeit und kommerzielle Nutzbarkeit von Ressourcen. Für eine kurze Zeit, von Januar bis Dezember 1978, schienen die Seychellen ein ersehnter Rettungssanker für die westdeutsche Fischerei zu sein und wurden als geopolitisch relevant eingeschätzt. Als erste wissenschaftliche Erhebungen diese Erwartungen zerstreuten, diente das Fischereiforschungsprojekt nicht mehr geopolitischen Zielsetzungen, sondern sollte den grundsätzlichen politischen Einfluss der BRD sichern.

Anders sah das Bild aus Sicht Frankreichs aus, das sich der gleichen Mechanismen bediente. Hier zahlten sich die hohen Investitionen in die verschiedenen Forschungskampagnen aus, wiesen diese doch den enormen, in diesem Ausmaß nicht erwarteten Umfang der Thunfischbestände nach. Die Forschungskampagnen schufen wichtige Pfadabhängigkeiten und öffneten der französischen Thunfischindustrie tatsächlich den Zugang zur Wirtschaftszone der Seychellen. Im globalen Wettbewerb um die marinen Ressourcen der Seychellen waren die französischen Forschungskampagnen der entscheidende Faktor, um vor allem die asiatischen Wettbewerber aus dem Geschäft zu drängen.<sup>82</sup> Am Beispiel der westdeutschen und französischen Projekte zeigen sich so auch Konturen einer globalen, ressourcenorientierten Geopolitik mit wissenschaftlichen Mitteln.

Drittens zeigen sich am Beispiel der westdeutschen und französischen Fischereiforschungsprojekte die verschiedenen Strategien der Raumaneignung, mittels derer westdeutsche und französische Fischereiexperten versuchten, den marinen Raum zu verstehen und seine kommerziellen Potenziale zu taxieren.

---

<sup>82</sup> Japanische und südkoreanische Unternehmen erhielten gleichwohl Lizenzen für die Befischung der Wirtschaftszone, setzten jedoch vor allem auf den Fang mittels *Longline*-Technik, die wesentlich geringere Umfänge erzielte.

Probefänge, *surveys*, Messungen und Karten sollten das nötige Raum- und Umweltwissen aufbauen und schrieben damit einen ökonomischen Blick auf die Seychellen als einen vielversprechenden Ressourcenraum fest. Sie waren zugleich das eigentliche Medium, mittels dessen sich die Kontrolle des Raumes und seine Aneignung im Sinne einer schleichenden Inbesitznahme vollzog.

Für die Seychellen hatte der in den frühen 1980er Jahren eingeschlagene Weg der Kommerzialisierung des Fischfangs ambivalente Folgen. Die enormen Thunfischbestände in Kombination mit einer weitgestreckten Wirtschaftszone machten das Land zu einem attraktiven Partner für Fischereiabkommen und spülten mittels der vereinbarten Lizenzzahlungen Geld in die Staatskasse. Der Bau einer Thunfischkonservenfabrik Mitte der 1980er, eine der größten der Welt, schuf Arbeitsplätze und machte Port Victoria zu einem Hauptstandort der globalen Thunfischindustrie. Seit den 1980er Jahren übersetzen sich diese Entwicklungen zusammen mit dem anziehenden Tourismus in ein steigendes Pro-Kopf-Einkommen, das seit vielen Jahren weit über dem Durchschnitt afrikanischer Länder liegt. Andererseits lassen sich die Schattenseiten des Thunfischbooms nicht übersehen. Von den anvisierten Joint Ventures, auf denen die Regierung zu Beginn der 1980er Jahre noch bestanden hatte, wurden zunächst keine gegründet. Eine eigene Flotte wurde nach dem fehlgeschlagenen und teuren Experiment mit den vier *Pole-and-Line*-Fängern nur zögerlich aufgebaut, war aber viel zu klein, um Fangmengen und Gewinnmargen europäischer Unternehmen zu erreichen. Mittlerweile scheint sich auch die an unzähligen anderen Orten bereits erlebte Geschichte von Überfischung, Bestandsschrumpfungen und langsamem Versiegen der Meeresressourcen zu wiederholen. Glaubt man der *Indian Ocean Tuna Commission*, ist der Bestand des Albacore-Thuns seit 1980 um 50 % reduziert worden, während der Gelbflossenthun mittlerweile dramatisch überfischt ist und sich die Bestände kaum noch regenerieren können.<sup>83</sup> So droht auch den Seychellen mittelfristig eine Fischerei- und Ressourcenkrise, die schon Mitte der 1970er Jahre der Anlass für westdeutsche und französische Regierungen war, sich auf die Suche nach neuen Fanggebieten zu begeben.

---

<sup>83</sup> Vgl. Indian Ocean Tuna Commission, Report of the 22<sup>nd</sup> Session of the IOTC Scientific Committee, 2–6 December 2019, 79 ff.

# Liste der Beiträger:innen

Dr. Martin Deuerlein, Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Dr. Lene Faust, Universität Bern

PD Dr. Christian Franke, Universität Siegen

Dr. Mathias Häußler, Universität Regensburg

PD Dr. Michael Homberg, Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung  
Potsdam

Dr. Katrin Kleemann, Deutsches Schifffahrtsmuseum / Leibniz-Institut für  
Maritime Geschichte, Bremerhaven

Dr. Jonas Klein, Universität Potsdam

Dr. Till Knobloch, Universität Potsdam

Prof. Dr. Sönke Kunkel, Freie Universität Berlin

ap. Prof. Dr. Lena Oetzel, Universität Salzburg

Dr. Alexandre Osipian, Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen  
Europa, Leipzig

PD Dr. Christian Reitzenstein-Ronning, Ludwig-Maximilians-Universität  
München

Dr. Johanna Sackel, Universität Paderborn

Dr. Sandra Schieweck-Heringer, Ludwig-Maximilians-Universität München

